Die Feyerabende in Mainau.

Von

Friedrich Jacobs.

Erſter Theil.

Leipzig,
in der Dyk'ſchen Buchhandlung.
1820.

Sächsische
Landesbibliothek
- 1. NOV. 1.
Dresden

Der Pfarrer von Mainau iſt des Herausgebers alter Freund, und ſeine Familie gehört zu den angenehmſten und liebſten Bekanntſchaften deſſelben. Nachdem jener ſeine Studien auf der Univerſität gemacht und dann einige Jahre Geſellſchafter und Führer eines jungen reichen Herrn geweſen war, kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, und erbaute die chriſtliche Gemeinde durch ſeine Predigten. Auch beſtieg er oft die Kanzel in Mainau, wo der alte ehrwürdige Pfarrer eine ſchöne Tochter hatte, in deren Herz er ſich hineinpredigte, ſo wie ſie ſich mit ihrer ſchönen reinen Stimme in das ſeinige geſungen hatte. Die Beſuche wurden nun immer häufiger, und die jungen Leute

wurden bald inne, daß sie von Gott für einander bestimmt waren; und da der bejahrte Pfarrer in Mainau in seinem weitläuftigen Amte einen Gehülfen brauchte, und der junge Mann den Beyfall der ganzen Gemeinde hatte, so war es leicht zu bewerkstelligen, daß er die Pfarrstelle und die Frau zusammenbekam. Seitdem — es mögen jetzt etwa vierzehn Jahre seyn — lebten die jungen Leute mit dem alten Vater in dem Pfarrhause zusammen, und es ist eine Freude zu sehen, wie sich da das Alter und die Jugend in den mannichfaltigsten Abstufungen an einander schließt, und wie zu einem Kranze anmuthig vereinigt. Ich gehe deshalb auch so oft hinaus, als es sich schicken will, und immer erfreut und erheitert mich das wohlgeregelte, stille Hauswesen, wo Jedes an seinem Platze ist, und Jedes ohne viele Umstände und Worte das Seinige thut; so daß das Ganze der Wiederschein der Ruhe und Eintracht ist, die eben auch im Innern herrscht. Das gute Herz meines alten Freundes, und die freundlichen Augen seiner lieben Frau, die mich, ich mag kommen, wenn ich will, willkommen heißen, thun das ihrige auch dabey. Da ich seit einigen Jahren schwer höre, so könnte ich es den guten Leuten nicht verdenken, wenn ihnen meine Besuche etwas lästig wären, da sie sich anstrengen müs-

ſen, um mit mir zu ſprechen. Aber ich habe bis jetzt noch nichts davon wahrnehmen können. Doch komm' ich allerdings jetzt ſeltner, um ihre Geduld nicht zu oft auf die Probe zu ſtellen.

Da ich nun für meine Perſon an dieſer Familie ſo viele Freude habe, ſo habe ich das gegenwärtige Buch herausgegeben, damit andere Leute, die gern von guten Menſchen hören und leſen, auch Etwas davon haben möchten. Es herrſcht nemlich in dem Pfarrhauſe zu Mainau die Einrichtung, daß die Geſchäfte des nächſten Tages immer den Abend zuvor beſtimmt und Jedem, was ihm obliegt, zugetheilt wird. Manches in dieſer Anordnung reicht oft auf Wochen und Monate hin, Anderes muß nach den Umſtänden täglich erneuert werden; aber immer weiß Jedes zum Voraus, was es zu thun hat und thut es auch ohne ſich zu beſinnen oder zu murren, eben weil es eine überlegte und voraus beſtimmte Anordnung iſt. Dabey iſt auch auf mögliche Zufälligkeiten Rükſicht genommen, ſo daß die Unterbrechung des Gewöhnlichen doch keine Verwirrung verurſacht. Wenn nun alſo, vom Morgen an, Jedes ſein Tagewerk getrieben, die Männer in der Studirſtube oder im Amte, die Frauen in der Küche oder beim Gartenweſen

oder am Spinnrocken, so ist gegen Abend die ganze Familie fertig, und Alle kommen frohen Sinnes und heitern Muthes zu einer gemeinschaftlichen Unterhaltung zusammen, was im Sommer und wenn die Witterung günstig ist, immer im Garten geschieht. Die Mädchen bringen dann irgend eine leichte Handarbeit mit; die Männer erzählen und lehren; oft wird auch vorgelesen. Häufig führt der Grosvater das Wort. Und das ist dann den Kindern meist das liebste; denn so alt er ist, so fröhlich ist er doch, so daß er nicht nur selbst mit großer Lebendigkeit spricht, sondern oft auch die Kinder zu Scherz und Kurzweil auffordert. Weil es denn nun diesen Feyerabenden nie an Fröhlichkeit und anziehender Unterhaltung fehlt, so werden sie immer von Allen mit Verlangen erwartet, als Belohnungen des gut vollbrachten Tages, und die süße Frucht der Muße nach verrichteter Arbeit. Es wäre wohl jedem Hause zu wünschen, daß es eine solche Einrichtung hätte, wie das Pfarrhaus in Mainau, so hätten die Hausväter und Hausmütter nicht nöthig, Tag für Tag Gesellschaft außer dem Hause zu suchen, was seine mannigfaltigen Nachtheile hat. Viele würden dann freundlicher mit einander umgehen; die Eltern würden die Kinder, die Kinder die Eltern besser kennen und mehr lie-

ben lernen; vieles Thörigte würde ungethan bleiben, und manches Heilsame und Gute gefördert werden. Freude und Ruhe hätte man gewiß mehr dabey. Indeß, ob dieß gleich nicht schwer einzusehen ist, so ist es doch nicht wahrscheinlich, daß das Beyspiel viele Nachahmer finden werde.

Was indeß meine Leser selbst nicht haben, oder nicht haben können, werden sie doch vielleicht gern bei Andern sehn. Ich habe mir deshalb von meinem Freunde, dem Pfarrer, öfters erzählen lassen, wie es am Abend bey ihm zugegangen, was gesprochen und gescherzt worden ist — oftmals bin ich auch selbst dabey gewesen, oder die Pfarrin, die ein treffliches Gedächtniß hat, hat es mir auf dem Spaziergange mitgetheilt. Ich hab' es dann aufgeschrieben, wie es hier gedruckt zu lesen ist, und überrasche den Pfarrer zu Weihnachten damit, und ich weiß, daß er es gut und freundlich aufnehmen wird. Seinen Kindern wird er freylich Nichts davon sagen, damit sie sich nicht etwas besonders darauf einbilden, daß ihre Nahmen und Gespräche in einem gedruckten Buche stehn und in ganz Deutschland gelesen werden können. Wenn sie aber erst alt geworden, und dann das Büchelchen dem Einen oder dem Andern von ihnen in die Hände fällt, werden sie

es zuverläſſig mit Ergötzen leſen, und bey jeder Seite ſagen: Ja, ſo war es! So hat der alte Grosvater, ſo hat der Vater, ſo hab' ich geſprochen! — Manches werden ſie auch wohl vergeſſen haben, das ihnen dann erſt allmählig wieder in's Gedächtniß kemmt, wenn ſie es leſen. Und ich denke, ſie werden mich darum loben, und gern die Hand, die es geſchrieben hat, dafür drücken wollen. Die ſchreibt aber dann wohl nicht mehr und kann den wohlgemeinten Druck auch nicht mehr erwiedern.

Von den guten Leuten, die in dem Buche vorkemmen, mehr zu ſagen, iſt im Grunde nicht nöthig, da man ſie eben aus dem Buche ſelbſt kennen lernen kann. Ich hätte ſie gern dazu in Kupfer ſtechen laſſen, und hab' es auch mit der Pfarrin verſucht. Zeichner und Kupferſtecher hatten ihr Möglichſtes gethan. Aber wenn ich das Bildchen mit dem verglich, was mir vor den Augen und im Herzen ſtand, kam es mir doch viel zu tod vor. Drum hab' ich den Gedanken aufgegeben. Vielleicht wächſt mir aber unter meinen eignen Kindern ein Albano oder Tizian auf, der mir einſt die vier blonden Mädchenköpfe, die eben ſo viele Engelsköpfchen ſind, recht zart, recht duftig auf die Leinewand haucht, und den herrlichen Eduard, der meine Pathe iſt, mit ſeinem

braunen Lockenkopfe und den ſanften dunkeln Augen in die Mitte ſtellt; ſo daß man ſehen kann wie Jedes ſo eigends für ſich ausſieht, und doch Vater und Mutter zu jedem Geſichtchen das Ihrige hergegeben haben. Da wird ſich nun unter der frohen, blühenden Jugend, die ich mir wie Roſen auf einem Grünſtück und unter zarten duftenden Büſchen denke, der Homeruskopf des greiſen Grosvaters — der ſein graues Haar auch jetzt noch unbedeckt trägt — gar ſchön und würdig ausnehmen; und ihm zur Seite die Tochter, die wie die ältere Schweſter ihrer Kinder ausſieht — ſo blühend und anmuthig iſt ſie noch jetzt in ihrem ein und dreyßigſten Jahre; — und mein würdiger Freund, der Pfarrer, mit dem caſtanienbraunen ſchlichten Haar, den hochgewölbten Augenbraunen, und den dunkeln geiſtvollen Augen, aus denen die rechte Seelenfreude über Frau und Kinder ſtrahlt. Würde das Bild ſo ausgeführt, wie es mir vor der Seele ſteht, und wie es jeder Leſer, wenn er Luſt hat, als tableau mouvant in Mainau ſelbſt ſehn kann, ſo denke ich, wenn es auch auf der Gallerie zu Dresden oder München unter ſo vielen andern Meiſterwerken ſtände, würde doch Niemand vorübergehn, ohne es mit Wohlgefallen zu beſchauen. Die

Männer würden ſich an die Stelle des Pfarrers, die Frauen an die Stelle der Pfarrin wünſchen, und die, welche mein Buch geleſen haben, würden die Arme in einander ſchlagen und nach kurzem Beſinnen ſagen: Das iſt ja die Familie des Pfarrers zu Mainau, wie ſie leibt und lebt! Copirt wird das Bild auch oft werden, und ſo in manches Haus wandern, wo man ſich hübſche Kinder wünſcht.

Erſter Abend.

Die Familie hatte ſich in dem Schatten der alten Nußbäume verſammelt, die am äußerſten Ende des Gartens einen runden Platz, wie Säulen eines Tempels, umgeben. Dieſer Platz bietet die anmuthigſte Ausſicht dar. Ein weites Gefild dehnt ſich jenſeits der Befriedigung des Gartens an dieſer Seite aus, und ſchwillt in der nebelnden Ferne zum blauen Gebirg auf, das eben jetzt die Strahlen der Sonne von der Seite beſtrichen, und mit den anmuthigſten Lichtern bewarfen. Nah und fern ruhen wohlgebaute Dörfer im Kranze hoher und friſcher Bäume, aus denen ſpitzige Kirchthürme hervorſchauen, und das Sonnenlicht von vergoldeten Knöpfen zurückwerfen; und zwiſchen den Dörfern hin windet ſich die breite Landſtraße, und ſteigt aufwärts und abwärts, weit hin ſichtbar, bis ſie ſich hinter dichtbebuſchten Hügeln verbirgt. Nach ihr ſaßen heut Alle mit dem Geſichte gerichtet; denn auf

ihr ſollte zu Abend der Vater zurückkehren, der einen ihm anvertrauten Knaben in die Reſidenz auf die Schule gebracht hatte. Der Grosvater nahm auf ſeinem Lehnſtuhle die Mitte ein. Zu beyden Seiten hatten die Enkelinnen Platz genommen, denen es heute oblag ihn zu führen, Mathilde und Aurore; Marianne ſaß nähend zur Seite der Mutter; Lili vor ihr mit ihrem Strickzeuge auf der Fußbank. Eduard hatte ſich einen Stein, der als Sonnenuhr diente, zum hohen Sitze auserwählt. Von dieſem Throne herab hatte er den Verſammelten eben einen Abſchnitt aus Reinike dem Fuchs mit lauter Stimme vorgeleſen, und deutete jetzt der kleinen Lili das Bild, auf welchem der ſchadenfrohe Reinike den ſchwer verwundeten und geſchlagenen Bruno verhöhnt.

Indem ſich die Kinder noch dabey ergötzten, und die Geſchichte mit ihren Bemerkungen begleiteten, kam von der Seite her Bello, der Allen wohlbekannte Pudel des Pachters von Ried, durch den Zaun gekrochen, und gerad auf das Rundſtück zu rennend, meldete er ſpringend und giemend die Ankunft ſeines Herrn. Gleich darauf hörten ſie das Traben eines ſchnaubenden Pferdes; die Gartenthüre öffnete ſich, und der Pachter trat ſelbſt herein, nachdem er ſeinen Rappen draußen angebunden hatte. Es war etwas Feſt-

liches in ſeinem Weſen, wie er ſo den langen Gang herab kam; und da ihm überdieß die Sonne gerade ins Geſicht ſtrahlte, ſah er aus, wie verklärt; ſo daß man ſchon in der Ferne bemerken konnte, es müſſe ihm etwas ungewöhnlich Frohes begegnet ſeyn. Und ſo war es auch. Sein Weib hatte ihn an demſelben Morgen mit Drillingen erfreut, mit ſtarken und geſunden Knaben, und die Wöchnerin ſelbſt war wohl dabey auf. Nun kann man ſich denken, mit welcher Verwunderung und Freude dieſes ungewöhnliche Ereigniß vernommen wurde, und welche ausgezeichneten Glückwünſche darauf folgten. Alle drängten ſich um den vergnügten Vater — der auch gar ein wackrer und rechtlicher Mann iſt, ſo daß man ihm überhaupt gern alles Gute wünſcht — und Alle hatten Etwas zu fragen, und ſich zu verwundern und wieder zu fragen. Und nachdem er Allen Genüge gethan, bat er um einige Stärkungsmittel für ſeine Frau — er wußte, daß dergleichen in der Pfarre immer vorräthig war — und dann noch außerdem, wenn es ſeyn könnte, um einiges Kinderzeug. „Wir waren eben nur auf eins gefaßt, ſagte er, und nun hat ſich Gottes Segen verdreyfacht. Da fehlt es denn freylich an dieſem und jenem.“

Die Pfarrin ging sogleich Beydes zu holen. Dem Pachter ward ein Stuhl neben dem Grosvater gestellt, um auszuruhn; die Mädchen plauderten unter einander. Wenn sie nur gleich gewußt hätten, wie die Drillinge aussähen, und Jede einen davon hätte auf den Arm nehmen und mit ihm davon rennen können! Eduard nahm indessen den Pudel vor, und das treue Thier machte alle seine Kunststücke mit einer Freudigkeit durch, als ob er auch von dem Feste in seinem Hause gewußt hätte, und ihm Ehre machen wollte.

Die Pfarrin kam bald zurück mit einem Arzneiglas in der Hand, und einem Bündel Kinderzeug und Windeln unter dem Arme. Dankbar nahm der fröhliche Kindervater Beydes an, und zugleich die Verhaltungsregeln, die ihm mit auf den Weg gegeben warden, und die unzähligen Grüße und Glückwünsche für die Wöchnerin. „Und recht viele, viele Küsse den drey Kinderchen," rief Aurora nach, und Lili wiederholte es.

Als nun der Pachter sein Roß wieder bestiegen hatte — Eduard war dabey und half es losbinden — und nun mit bauschenden Taschen rasch von dannen trabte, der muntere Pudel bellend vor ihm her, und Alle wieder an ihren Plätzen waren, und das Plaudern der Mädchen sich zu

legen begann, nahm der Grosvater das Wort und ſagte:

„Jetzt, ihr Kinder, will ich euch eine Geſchichte erzählen, die ſich vor alter Zeit begeben hat; da iſt nicht blos von Zwillingen und Drillingen die Rede; auch war zuerſt nicht ſolche Freude in der Eltern Haus. Aber am Ende hatte doch Alles durch Gottes Fügung noch einen frohen und geſegneten Ausgang.“

Ach das wird ſchön ſeyn! ſagte Marianne.

Ja, aber es wird wohl nur ein Mährchen ſeyn, entgegnete Eduard.

Ach ſchweig nur, unterbrach ihn Aurora. Mährchen oder nicht, das iſt ja ganz einerley.

Nein, das iſt eben das Schönſte, wenn es ein Mährchen iſt, ſetzte Mathilde hinzu.

Nun ihr werdet hören, fuhr der Grosvater fort. Jedes kann es ja nehmen, wofür es will; aber ich denke, ihr werdet dem alten Buche, worin ich dieſe merkwürdige Begebenheit geleſen habe, den Glauben nicht verſagen können. Aber ehe ich anfange, Mathilde, reiche mir meine Ptiſane her, und nun ſtelle das Glas hier neben mich; aber deck' es erſt zu. Denn die Geſchichte iſt lang.

Nachdem Alles geordnet war, hub der Grosvater an, wie folgt:

„Vor achthundert Jahren also und länger lebte zu Querfurt, im Lande Sachsen, auf seinem hohen Schlosse ein Graf, Gebhard genannt, ein strenger und wunderlicher Mann, der hatte eine Gemahlin, deren Nahmen das alte Buch nicht nennt. Mehrere Jahre hatten sie im Ehestande gelebt, ohne von Gott durch Kinder erfreut zu werden; und der Graf murrte, daß ihm kein Erbe gegönnt sey, und machte seiner armen Frau das Leben hierüber schwer, die sich auch gern mit einem Kinde getröstet hätte, wenn ihr Mann gar zu wunderlich und störrig war. Während dieser Zeit trug es sich nun zu, daß kurz nach einander rechtschaffene Bürgerfrauen in Querfurt von Gott mit Zwillingen gesegnet wurden. Der Graf aber, statt sich mit ihnen zu freuen, schalt deshalb auf sie, weil ihn ein fremder welscher Ritter, den er für einen weisen und geheimer Dinge kundigen Mann hielt, mit dem Wahne erfüllt hatte, ein solcher Segen Gottes sey immer das untrügliche Zeichen eines unehrbaren Wandels. Die Zuversicht, mit der er dieses auf Treue und Glauben seines Gewährsmannes behauptete, hatte auch die Gräfin mit demselben Wahne erfüllt, so daß sie den armen Müttern fast nicht weniger abhold war, als ihr Mann. Darüber grämten sich denn die guten Weiber nicht wenig, als es ihnen zu Ohren

kam, und ob ſie gleich ein gutes Gewiſſen hatten, ſcheueten ſie ſich doch vor ihrer Herrſchaft, und wagten kaum mit ihren Zwillingen zur Kirche zu gehn.“

„Nach Verlauf einiger Zeit wurde die Gräfin endlich auch guter Hoffnung voll, und im Schloſſe war große Freude darüber, ſo daß auch ſelbſt der Graf ganz heiter wurde, und ſich freundlicher gegen die Seinigen benahm. Gegen die Zeit der Niederkunft aber wurde er, ich weiß nicht wegen welcher Angelegenheit des Reichs, an des Kaiſers Hoflager beſchieden. Das kam ihm nun freilich ſehr ungelegen; aber er mußte gehorchen; und während er bei dem Kaiſer ſaß und Rath mit ihm pflog, gebahr auf dem Schloſſe zu Querfurt ſeine Gemahlin — aber nicht Ein Kind, ſondern Neun.“

Neun Kinder, rief Aurore und ließ ihr Strickzeug in den Schooß fallen.

„Ja, neun Kinder, fuhr der Grosvater fort, und lauter Knaben. Ihr könnt nun leicht ermeſſen, wie groß der Schreck der armen Wöchnerin war, und wie ihre Freude in Leid verkehrt wurde. Da ſie ſelbſt eine gar treue und ehrbare Hausfrau war, die nie ihre Augen zu einem andern Manne erhoben hatte, als zu ihrem Gemahl, ſo ſah ſie jetzt ein, was für ein großes Unrecht ſie

andern Müttern gethan hatte, und meinte, Gott habe ſie eben um ihres liebloſen Urtheils willen geſtraft, und ſie werde nun von ihrem Manne mit Schande verſtoßen werden. Denn alle die harten Worte, die ihr ſtrenger Herr gegen andere Weiber ausgeſtoßen hatte, und ſein heftiger Zorn kam ihr in den Sinn, und ſie entſetzte ſich, wenn ſie an ſeine Rückkehr dachte; und in ihrer großen Angſt befahl ſie der Hebamme unter tauſend Thränen und mit gerungenen Händen, ihr das größte und ſtärkſte Knäblein an die Bruſt zu legen, die Andern aber wegzuſchaffen, daß Niemand von ihnen Kunde bekäme."

„Das Weib that alſobald, wie ihre Herrin befohlen hatte, und griff einen von den Neunlingen heraus, denn ſie waren alle gleich groß und ſtark, und legte ihn der weinenden Mutter an die Bruſt; die übrigen aber legte ſie zuſammen in einen Keſſel, verbarg dieſen unter ihren Mantel, und eilte damit den Schloßberg hinab, nach dem Mühlwaſſer zu. Denn da wollte ſie den Keſſel mit Steinen verſenken in der Tiefe des Waſſers, wie man mit jungen Hunden thut, wenn des Wuſtes zu viel werden will."

In das Waſſer! rief Aurore. Das iſt ja entſetzlich!

Das war eine recht garſtige Frau, ſagte Lili.

„Ja, und jetzt wär' es bald um die unſchuldigen Kinder geſchehn geweſen, denn es waren nur noch wenige Schritte bis an den Mühlteich, und das Weib eilte mit ihrem Keſſel unter dem Mantel, als ob es vom böſen Gewiſſen getrieben würde. Aber das Auge des Vaters im Himmel wachte, und es geſchah, wie er durch den Propheten ſpricht: Wenn auch eine Mutter ihrer Kindlein vergäße, ſo will ich doch dein nicht vergeſſen."

„Wie alſo das Weib ſo ſtracks nach dem Waſſer geht, und ängſtlich umherſchaut, als ob es auch Jemand ſähe, kömmt über die Wieſe her auf ſeinem Maulthiere des Grafen Gebhard von Querfurt Bruder, der fromme Biſchof Bruno, der im Lande Preußen an der Oſtſee die Heiden bekehrt hatte, und jetzt nach Rom zog, um dort dem Biſchofe zu berichten, wie es ihm gelungen war. Und da wollt' er auf der Reiſe auch bei ſeinem Bruder einſprechen, den er ſeit Jahren nicht geſehn hatte. Wie er nun ſo über die Wieſe reitet, und ſeine Augen auf den Berg richtet, wo das gräfliche Schloß liegt, erblickt er die eilige Magd auf dem Wege nach dem Waſſer, und es kömmt ihm gleich ſo vor, als ob hier Etwas nicht recht ſey. Er treibt alſo ſein Maulthier ſchärfer an, und ruft dem Weibe zu,

wohin es so eile und was es trüge. Da sah das Weib in die Höh, und erschrack bei dem Anblicke des ehrwürdigen Mannes, und sagte mit zagender Stimme: Es sind Hündlein, die sollen in's Wasser kommen und ersäuft werden, damit des Wustes nicht zu viel wird, — und damit wollte sie weiter gehn. Da vernahm der Bischof ein Winseln, wie das Winseln, nicht von Hunden, sondern von kleinen Kindern, und verlangte ihre Bürde zu sehn; und als sie zauderte, schlug er ihr selbst den Mantel zurück, und sah den Kessel und die nackten Knäblein, die darinne jammerten."

„Da fiel das Weib auf die Knie, und erzählte Alles, wie es sich begeben, und die große Angst ihrer Herrin, und ihre Furcht vor des Grafen Zorn."

„Wie nun der Bischof das Alles vernahm, war er hoch verwundert, und erhob die Hände zum Himmel, und dankte Gott, der ihn so eben zu rechter Zeit hierher gesendet hatte, um ein großes Unglück zu verhüten. Dann schalt er die Magd mit strengen aber frommen Worten, und vermahnte sie, so lieb ihr ihre Seligkeit sey, Niemanden zu sagen, was sich ereignet habe; desgleichen auch den Knecht, der indeß herbeigekommen war; nahm dann die Kinder aus dem Kes-

ſel, Eines nach dem Andern, und taufte ſie aus dem Brunnen am Berge, und gab Jedem ſeinen eignen Nahmen. Und ſo heißt denn der Brunnen von jener Begebenheit der Bruno-Brunnen noch bis auf den heutigen Tag.“

„Nachdem nun der Biſchof das heilige Werk vollbracht hatte, begab er ſich nicht ſogleich auf das Schloß, wie er erſt Willens geweſen, ſondern ſorgte erſt für das Unterkommen ſeiner Täuflinge, und vertheilte die Kinder. Zwey davon gab er der Frau des Müllers, die zunächſt an dem Waſſer wohnte, und eben ein ſäugendes Kind durch den Tod verlohren hatte; ein drittes gab er dem Fleiſcher, ein viertes dem Bäcker, und ſo fort die übrigen andern frommen Bürgern, die noch wenig Kinder hatten, und verhieß ihnen Gottes Segen, wenn ſie ſich dieſer armen Würmer erbarmten, und gab auch noch Geld oben drein. Und zu Allen ſagte er, es wären arme Waislein, deren Mütter bei der Geburt geſtorben, wie denn damals eine Peſt im Lande wüthete, an der Viele dahin ſtarben, ſo daß überall Trauer und Herzleid war. Da war nun Einer, der die armen Waiſen nicht freudig um Gottes Willen aus der Hand des frommen Mannes genommen hätte, der im ganzen Lande hoch geehrt war; und Alle verſprachen die ihnen an-

vertrauten Kinder, wie ihre eigenen, christlich zu erziehen, so gut sie es vermöchten, in aller Ehrbarkeit und Gottesfurcht."

„Die Hebamme war aber kaum nach Hause gekommen, als sie erkrankte und starb. Auch weilte der Bischof nicht lange auf dem Schlosse, und erwartete die Rückkehr seines Bruders nicht. Denn seine geistliche Pflicht rief ihn nach Rom, und er gönnte sich keine Rast."

Hier hielt der Grosvater in seiner Erzählung inne, und Mathilde reicht ihm das Glas. Marianne aber schöpfte Athem, wie Jemand, dem eine große Bürde abgenommen ist, und sagte: Gottlob! Nie ist mir in meinem Leben vor einem Wasser so bange gewesen, als vor dem Mühlteiche. — Auch mir, sagte Aurore; aber ich war gleich wieder gutes Muths, wie Etwas über die Wiese her geritten kam. —

Nun verlangt mich doch wahrhaftig zu wissen, sagte Eduard, was aus den acht kleinen Brunes geworden ist. Ob sie denn nicht gemerkt haben, daß sie Brüder waren. —

„Die Sache blieb geheim, fuhr der Grosvater fort, und die arme Mutter meinte, ihre Kinder wären umgebracht. Hatte sie sich aber vorher vor dem Zorne ihres Mannes gefürchtet, so fürchtete sie jetzt noch weit mehr Gottes Ge-

richt, und der Gedanke an ihre ſchwere Schuld ängſtigte ſie ſo bey Tag als bey Nacht. Ihr froher Muth war dahin, und, wenn ſie ihren Knaben an die Bruſt legte, tränkte ſie ihn faſt mehr mit Thränen, als mit Muttermilch."

„So vergingen faſt fünf Jahre, während denen es auf dem Schloſſe betrübt ausſah; denn die gehoffte Freude der Eltern hatte ſich in eitel Traurigkeit umgewandelt. Unterdeſſen war der Biſchof nach Rom gezogen, und hatte dort und an andern Orten viele fromme und gottgefällige Werke vollbracht. Da aber das fünfte Jahr faſt herum war, dünkt' es ihm an der Zeit, wieder an die Oſtſee nach Preußen zu ziehn, um zu ſehen, ob die Kirchlein noch ſtänden, die er gegründet hatte; und es ließ ihm keine Ruhe, bis er die große und gefahrvolle Reiſe angetreten hatte. Da wollte er denn auch wieder bei ſeinem Bruder einſprechen, und nach den Kindern fragen, die er vertheilt, und, wenn Gott ſie erhalten hätte, und ſonſt die Sache ſich nach ſeinem Sinne fügen würde, ſie ihren Eltern zurück erſtatten. Dieſe Gedanken machten ihn froh in ſeiner Seele, und ob ihm gleich ahndete, daß er von dieſer Reiſe nicht zurückkommen würde, wie denn auch wirklich geſchah — denn die Heiden in Preußen tödteten ihn — ſo ritt er doch heitern Muths

auf ſeinem Maulthier einher, und ſein alter Diener ging hinter ihm drein, und trug einen Theil der Geräthſchaften ſeines Herrn, und was das Thier nicht trägen konnte auf dem Rücken nach. Denn die Biſchöfe jener Zeit wußten nichts von einer großen Dienerſchaft und anderer Hoffarth, ſondern gingen, wie es ſich ziemt, andern Chriſten in Demuth vor, und gaben den Armen ihr Geld. Wie nun alſo der fromme Mann mit ſeinem Diener nach Querfurt kam, und langſam die Straße hinab ritt, die noch jetzt von jener Zeit die Bruno-Straße heißt, da traten alle Leute vor ihre Hausthüren — denn es war gleich bekannt geworden, daß er kam — und zogen, wie ſie ihn nur von Ferne ſahen, ſchon die Mützen ab, und grüßten den ehrwürdigen Herrn; und auch die acht Knäblein ſtanden an den Hausthüren; Einer bei dem Bäcker, ein Anderer bey dem Fleiſcher, und ſofort, und endlich auch am Fuße des Schloßberges die zwei, welche der Müller genommen hatte; und die Knaben waren alle von Einer Größe, und der Biſchof hielt bey Jedem an und fragte nach ſeinem Nahmen und Thun. Und wie er ſah, daß ſie Alle noch lebten, und friſch und wacker waren, wurde er frohen Muthes, und dankte Gott, und ritt mit ſtiller Heiterkeit bei dem Bruno-Brunnen den Berg

hinauf, und kam ſo in das Schloß ſeines Bruders."

„Hier war nun ſeine Ankunft ſchon lange mit großer Sehnſucht erwartet worden. Die Schwermuth der unglücklichen Gräfin hatte ſo überhand genommen, daß ſie faſt immer weinte; und der Graf, dem die Urſache ihres tiefen Jammers unbekannt war, ſchalt ſie viel aus und mit harten Worten, und wurde auch ſelbſt immer finſterer und in ſich gekehrter. Nie ſah man da ein freundliches Geſicht, oder hörte ein frohes Wort, und die Diener gingen ſtumm und mißmuthig an einander hin, wie in einem bezauberten Schloß. Da hoffte denn jedes auf den frommen Bruno; der Graf, damit er ſeine Frau von ihrer Schwermuth heile; die Gräfin, damit er ihren Gemahl erheitere und ihr ſelbſt geiſtlichen Troſt ertheile. Denn ſie hatte beſchloſſen, ihm Alles zu beichten, ſo ſehr ſie ſich auch vor dem Gedanken entſetzte, dem hochverehrten Schwäher die Miſſethat zu bekennen, die ihr Gewiſſen belaſtete. Vielleicht wäre auch noch lange Zeit bis zur Ausführung dieſes Entſchluſſes vergangen, wäre ihr nicht der Biſchof, der in ihrem Herzen las, auf halbem Wege entgegen gekommen. Als nemlich eines Tages der Graf ausgegangen war, um in dem Walde zu jagen, und die Gräfin mit ſchwerem Herzen dem Biſchofe gegenüber ſaß, und ſchüchterne

Blicke auf ihn warf, und heiße Thränen über die blaſſen, abgehärmten Wangen in ihren Schooß fielen, nahm der Biſchof das Wort und ſagte: „Was fehlt Euch nur, liebe Frau, daß Ihr ſo traurig ſeyd? Schüttet Euer Herz gegen mich aus, wenn Ihr etwa Klagen habt über Euern Mann, daß er Euch nicht genug in Ehren hält; wie ich denn wohl ſehe, daß er oft rauh und ſtörrig iſt. Denn ob er ſchon mein Bruder iſt, ſo werd' ich ihn doch nicht gegen Euch vertreten, wenn er Unrecht hat." — Das ſagte der Biſchof aber, um ihr Gemüth auf die Probe zu ſtellen. Da erwiederte die Gräfin und wurde noch bläſſer als zuvor: Ich habe keine Klage über meinen Herrn. Denn wenn er ſchon ſtreng iſt und mich oft mit Worten hart ſtraft, ſo iſt es doch nie ſo viel als ich verdient habe. Und da ich immer ſo voll herben Jammers bin, und keine Freude in mein Herz kömmt, und ich ihm auch keine Freude ſchaffen kann, ſo wäre es kein Wunder, er ſtieße mich von ſich und nähme ſich ein beſſeres Weib. Ach eine ſchwere Schuld laſtet auf meinem Herzen und drückt es ſo zuſammen, daß es oft nicht einmal zu Thränen kommen kann; und ich ſehe keine Rettung aus dieſer Noth, ſelbſt im Tode nicht. Denn was mich nach dem Tode erwartet, weiß ich nur allzuwohl. Aber ob mich gleich die Laſt meiner Sünden ſo zu Boden drückt,

daß ſie mir das Leben zum Tod und den Tod zur Hölle macht, und ich keinen andern Wunſch habe, als mich dieſer entſetzlichen Bürde zu entledigen, ſo ſind ſie doch ſo ungeheuer, daß ſie den Weg über meine Lippen nicht finden können, und ich mich eben ſo ſehr fürchte, ſie zu bekennen, als ohne Bekenntniß dahin zu ſterben.“

„Bey dieſen Worten hielt die Unglückliche inne, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, die ſich ſcheu zum Himmel erhoben, aber ſogleich wieder ſenkten und dann zu dem Biſchofe zurück kehrten, als ſuchten ſie Troſt. — Da nun der fromme Mann ſah, wie hart das arme Weib die alte Schuld büßte, ging ihm ihr Jammer an die Seele, und er ſagte mit milder Stimme: Geh in Deine Kammer und bitte Gott um Vergebung Deiner Sünden. Wie groß auch immer Deine Schuld ſey, ſo iſt ſein Erbarmen doch noch größer. — Ach, mein Gott, erwiederte die Gräfin mit wachſendem Jammer, ich bete Tag und Nacht zu ihm; aber es kömmt kein Troſt in mein verzagendes Herz. Denn immer liegt meine Miſſethat vor mir, und wälzt ſich, wie ein ungeheurer Fels, zwiſchen Gott und mich, daß ich ſein Angeſicht nicht finden kann. Eine wilde Fluth braußt um mich her, und meine Stimme dringt nicht zu ihm hinüber, und die Tröſtungen ſeines Wortes kommen nicht zu mir.

Wenn es an meiner Reue genug wäre, ſo hab' ich Buße gethan im Sack und in der Aſche; meine Kraft iſt von Faſten aufgezehrt, und meine Knie ſind wund.“ Aber wie groß und tief auch meine Reue iſt, ſo iſt meine Schuld doch noch größer und tiefer, und keine Büßung füllt die Unermeßlichkeit dieſes Abgrundes aus. Daher iſt mein Jammer ohne Maaß, wie er ohne Grenzen iſt; und wie ein unerſättliches Raubthier fällt mich mein Schmerz, wenn ich ihn bisweilen ermattet glaube, mit immer erneuerter Wuth und Heftigkeit an. Wenn Ihr Mitleiden mit mir habt, und ich ſehe, daß Ihr es habt, ſo kommt mir zu Hülfe in meiner Noth. Wendet Euch für mich zu Gott. Von Euern frommen Lippen wird er die Bitte um Erbarmung nehmen, die er von meinem Munde verſchmäht.“ —

„Bey dieſen flehenden Worten war die Jammernde auf die Erde geſunken. Ihre Arme ſtützten ſich auf des Biſchofs Knie; ſie drückte ihre verweinten Augen auf die gefalteten Hände; die langen, blonden Locken hingen aufgelöſt bis auf den Boden herab. Tiefe Seufzer quollen mühſam aus ihrer allzu belaſteten Bruſt, und mit ihnen drängte ſich das Geſtändniß zu den zitternden Lippen. Sie begann es und ſtockte — begann wieder und noch Einmal, und ihre Thränen ſchwemmten es hinweg.

Sie hatte genug gebüßt. — Da legte der Biſchof ſeine Hand auf ihr Haupt, küßte ſie auf die Stirn und ſagte mit gerührter Stimme: Steh auf, Kind. Gott hat ſich Deiner erbarmt; Deine Schuld iſt von Dir genommen. Du wirſt noch frohe Tage ſehn.“ —

„Ueberraſcht durch dieſe Worte erhob die Arme ihr niedergebeugtes Haupt. Ein flüchtiges Roth überſtrahlte das blaſſe Angeſicht, und ihre dunkeln, in Thränen ſchwimmenden Augen ſchienen zu fragen: Wie könnte das möglich ſeyn?“ — —

Als der Grosvater bis hierher in ſeiner Erzählung gekommen war, hörte man plötzlich in der Straße, die zur Linken an dem Garten hinaufgeht, ein lautes Schreyen und Rufen, mit Brüllen von Rindern vermiſcht, und gleich darauf kam ein Haufe von Männern zum Vorſchein, die einen tobenden Stier mit Mühe an den Hörnern hielten, während andere bemüht waren, ihm die Füße mit Stricken zu feſſeln. Die Kinder ſprangen von ihren Sitzen auf, und ſahen mit banger Erwartung dem Ausgange des Kampfes entgegen. Bald aber war der Stier überwältigt, und wurde jetzt, nachdem ihm die Augen verhängt worden waren, von der jubelnden Menge nach ſeinem Stalle mehr geſchoben als geführt. Jetzt erfuhr man auch, daß ſich bey der Rückkehr der Heerde vom Weidplatz

dieſer Stier mit unbändiger Wuth in einen ſchmalen Gang, zwiſchen den Gärten hin, geſtürzt, wo eben ein junges Weib ſorglos mit ihrem Säugling auf dem Arme ging. So wie ſie das Schnauben und Brüllen des Unthiers hinter ſich hört, wirft ſie das Kind über den niedrigen Zaun des nächſten Gartens auf das Gras, und ſich ſelbſt auf die Erde. In blinder Wuth rennt der Stier über ſie hin; aber da Leute herbey eilen, um ſie aufzuheben, ſcheint ſie tod. Während einer der Nachbarn dieſes dem Grosvater am Zaune ſtehend erzählt, ſtürzt der Mann des jungen Weibes athemlos zur Gartenthür herein, und bittet um Beyſtand für ſeine Frau. — Alle drängten ſich theilnehmend um ihn. Alle fragten, ob ihr ein Schaden geſchehn ſey. Nicht daß wir wüßten, antwortete der Mann; aber ſie liegt wie tod; und wir haben nichts zu riechen oder ſie anzuſtreichen. — Der Grosvater ſuchte den beſtürzten Mann zu beruhigen: Sie wird wieder zu ſich kommen; ſie iſt vielleicht ſchon jetzt wieder bey ſich. Geh, Amalie, und nimm von dem flüchtigen Salz mit und Naphta. Das übrige weißt Du.

Die Pfarrin war ſchon auf dem Wege; kaum konnte der arme Mann ihr nach, ſo ſehr hatte ihn der Schrecken gelähmt. Die Frau lag auf dem Bette, bleich wie der Tod. Ihr Säugling aber

ſchlief in ſeiner Wiege ſo ſanft, als ob ihm nichts widerfahren wäre.

Die ganze Stube war mit Menſchen angefüllt. Einige weinten; die meiſten ſähen ängſtlich und bedenklich aus. Als die Pfarrin hereintrat, wichen Alle zur Seite: Da kömmt unſer hülfreicher Engel, murmelten ſie, und ſahen Alle nur nach ihr hin. Die Pfarrin faßte die Kranke bey der Hand, und glaubte Wärme zu fühlen; dann beugte ſie ſich auf ihren Mund, und vernahm ein leiſes Ahnden des Odems. Jetzt rieb ſie ihr die Schläfe mit dem flüchtigen Aether und die Pulsadern des Vorderarms, während Andere daſſelbe an den Fußſohlen thaten. Allmählig ergoß ſich ein leiſes Roth über die erbleichten Wangen; die Bruſt ſchien ſich zu heben, und nach wenigen Augenblicken ſeufzte die für tod Geachtete tief auf. Dann, als ob ſie aus einem ſchweren Traume erwachte, ſagte ſie leiſe und ohne die Augen zu öffnen: Wo iſt mein Kind? — Da wendete ſich der Mann, der bisher ſtumm und ängſtlich hatend über der Kranken gehangen hatte, keinen Blick von ihrem Geſichte verwendend, raſch nach der Wiege hin, nahm das ſchlummernde Kind heraus, und legte es in ihren Arm. Stumm drückte ſie es an ihre Bruſt; und jetzt erſt ſchlug ſie die blauen Augen auf, ſah auf ihr Kind, dann auf

ihren Mann, und dann zum Himmel. Was ihr widerfahren war, wußte ſie nicht.

Die Pfarrin kam zurück mit Aureren an der Hand, die ihr entgegen geſprungen war. Die Nachbarin lebt, riefen beyde von Fern ſchon dem Grosvater zu; auch ihr Kind hat keinen Schaden genommen. Und nachdem ſie Alles berichtet hatten, nahm Jedes ſeinen Platz wieder ein, und harrte mit Ungeduld dem Ausgange der unterbrochnen Geſchichte.

Wo war ich geblieben? fragte der Grosvater. — Wie die Gräfin auf den Knien lag, ſagte Mathilde, und der Biſchof hatte zu ihr geſagt — was hatte er doch geſagt, daß ſie ſich ſo wunderte? — Er hatte geſagt, fiel Marianne ein, Gott hat ſich Deiner erbarmt und Du wirſt noch frohe Tage ſehn.

Und da fuhr ſie verwundert in die Höh', fuhr Mathilde fort, und konnte es gar nicht glauben, und es war, als ob ſie den Biſchof fragen wollte: wie ſollte das in aller Welt möglich ſeyn? — Nun, Grosväterchen!

Der Grosvater erzählte weiter: „Und der Biſchof errieth was ſie ſagen wollte und fuhr fort: Zweifle nicht an meinen Worten und laß Dein Zagen. Ich ſage Dir: Gott hat ſich Deiner erbarmt und Du wirſt noch frohe Tage ſehn; ja, ſie heben ſchon in dieſem Augenblicke an. Wenn das müt-

terliche Herz in das Unmögliche zu willigen vermochte, warum ſollte nicht das Herz der ewigen Liebe Rath und Hülfe ſchaffen, wo ſie unmöglich ſcheint?" —

„Unmöglich, rief die Gräfin, indem ſie ihre Stirn gegen die gefalteten Hände drückte, unmöglich; meine Kinder ſind tod! — Und als ſie das Wort geſprochen hatte, und das lang bewahrte Geheimniß ihren Lippen entſchlüpft war, ſchien ſie wie von einem plötzlichen Schrecken erſtarrt, als ob ſie Gottes ewiges Gericht vor Augen ſähe."

„Der, welcher die Todten einſt aus den Gräbern rufen wird, ſagte der Biſchof, indem er die Zitternde an beyden Händen faßte, und leiſe auf den Seſſel niederdrückte, der Herr über Leben und Tod konnte auch Deine Kinder auf dem Wege zum Tode retten. Er hat ſie gerettet. Sie, deren Untergang Du mit ſo großem Rechte betrauerſt, leben und preißen Gott, und werden ihn einſt noch höher preißen, wenn ſie erfahren, daß er ihnen zweymal das Leben gab. — Und nachdem er dieß mit feſter Stimme geſprochen, und der Zweifelnden mehr als Einmal wiederholt hatte, erzählte er ihr den ganzen Verlauf, und wie ſich durch Gottes Fügung Alles ſo wunderbar begeben und das große Unheil abgewendet worden; und daß die Knaben alle geſund und blühend wären, und alle ihren Pflegeltern

lieb, und daß sie sich Alle unter einander glichen, so daß es nicht möglich sey, die Gestalt ihres Vaters und die gemeinsame Abkunft zu verkennen. Niemand aber habe dieß bisher bemerkt, weil keinem der Zusammenhang der Sache habe in den Sinn kommen können. Oder vielleicht müsse man auch hierin eine besondere Fügung der göttlichen Weisheit erkennen."

„Wie bey dieser Erzählung der Tiefgebeugten das mütterliche Herz geschwollen, und wie es sich in Thränen der Dankbarkeit und Freude ergossen, ist mit Worten nicht zu beschreiben. Auch sie selbst hatte keine Worte für ihr unnennbares Gefühl." —

Die Kinder waren tief bewegt, aber keines sprach. Die Arbeit stockte in ihren Händen. Marianne ergriff die herabhängende Hand der Mutter, und drückte sie fest an den Mund. Nur die kleine Lili strickte emsig an ihrem Wickelbande fort und sah nicht in die Höh.

Der Grosvater fuhr in seiner Erzählung fort: „Während die Gräfin von Dankbarkeit und Freude überwältigt, dem Bischofe von neuem zu Füßen gesunken war und seine Knie umfaßt hielt, vernahm sie den Fußtritt ihres wiederkehrenden Gemahls auf der Brücke, und seine Stimme tönte rauh und scheltend herauf. Bestürzt erhob sich die Gräfin von der Erde und eilte in ihre Kammer,

und der Biſchof trat ans Fenſter und ſah auf der Brücke ein bittendes Weib mit zwey Kindern auf den Armen, und hörte, daß Graf Gebhard ſie mit harten Worten ſchalt und von ſich wieß, ſo daß das arme Weib mit geſenktem Haupte und weinend davon ſchlich. Die Kinder aber lehnten ſich jammernd an ihre Schultern und weinten mit.“

„Gleich darauf trat der Graf mit umwölkter Stirn ins Gemach. Gott grüß Dich, Bruder, ſagte der Biſchof; warum ſiehſt Du ſo finſter? — Ich habe eine ſchlechte Jagd gemacht, erwiederte jener, und da ich hier auf die Brücke komme, tritt ein freches Weib mich an, deſſen Mann mir den Zins ſchuldig iſt, und bittet um längern Aufſchub. — Und Du ſchlugſt ihr die Bitte ab, ſagte der Biſchof, und ſchaltſt ſie; ich ſah ſie jammernd von hinnen gehn. — Aber warum nennſt Du ſie frech, und gabſt ihr, wie ich am Fenſter vernahm, noch andre ſchlimme Nahmen? Trägt ſie außer ihrer Armuth noch andre Schuld? — Da erzählte der Graf, als ob das genug wäre, daß die Kinder, die ſie auf den Armen getragen, Zwillinge wären, und zwar ſchon das zweyte Paar, das ſie gebehren; und eiferte noch Vieles hin in ſeinem alten verkehrten Wahne, um damit ſeine harten Worte zu rechtfertigen. Denn er ſchämte ſich vor dem

frommen Bruder ein Bedrücker der Armen und ein geiziger Herr zu ſcheinen."

„Dem Biſchofe kam das ſo eben recht nach Wunſch, und er dankte Gott in ſeinem Herzen, daß er auch das zu Vollbringung der Sache ſo weislich fügte; und als ſein Bruder dem Reden ein Ende machte, ſah er ihn mit feſten Blicken an und ſagte: Was braucht es der vielen Worte, wenn Du Recht haſt und Deines Rechtes gewiß biſt? Wenn aber das Weib dennoch ehrlich wäre, wie es mir ſcheint, ja, wie ich in meinem Herzen faſt überzeugt bin, wäre da nicht Dein rauhes Weigern, und noch mehr Dein harter Verdacht eine ſchwere Sünde vor Gott? — Und nun zeigte er ihm ferner, wie ja der ganze Wahn, auf den er ſeine Anklage einzig gründe, eine Läſterung Gottes ſey, und führte viele Wunder alter und neuer Zeiten an, in denen ſich die göttliche Allmacht kund gethan; und daß es frech und vermeſſen ſey, durch ein ſo eitles Wähnen der grenzenloſen Liebe des himmliſchen Vaters Ziel und Schranken ſetzen zu wollen. — Sind nicht Kinder eine Gabe Gottes? fuhr er fort, immer noch ſtrafend, aber mit tief bewegtem Gemüthe; und vor allen köſtlichen Gaben wohl die allerköſtlichſte? Und wird nicht der vor Vielen glücklich und hochbegnadigt geachtet, der eine zahlreiche Nachkommenſchaft um

ſich her aufblühn, und, wenn es zum Sterben kömmt, viele naſſe Augen um ſein Lager ſieht? Alle andern Schätze, wie hoch ſie auch geachtet ſeyn mögen, fallen doch zuletzt der Erde anheim, aus der ſie gekommen ſind; nur dieſer Schatz einer reichen Nachkommenſchaft folgt uns in Gottes Reich. Und iſt nicht alſo der doppelt beglückt und von Gott begnadigt zu nennen, dem er doppelt verleiht, was er Andern nur einfach gibt? — Und wie der Biſchof wahrnahm, daß dieſe Worte ſeinem Bruder an das Herz ſchlugen, und er nachdenkend vor ſich hin ſah, führte er ihm das heitere Bild einer zahlreichen Familie noch lebendiger vor die Augen, und wie ihm ſein Einer Knabe jetzt faſt mehr Sorge als Freude mache, und wie das ganz anders ſeyn würde, wenn dem Einen noch mehrere Andere, wenn es auch Zwillinge und Drillinge wären, zur Seite ſtänden. — Da lächelte der Graf, und mit einer Thräne im Auge ſagte er: Wenn es doch Gott ſo wollte! Möchten es auch immer Neunlinge ſeyn!"

„Wie dem Grafen das Wort entfuhr, denn er wußte ſelbſt nicht, wie er auf den Gedanken kam, ſah der Biſchof verwundert zum Himmel, und erhob die gefalteten Hände; denn er erkannte, daß Gott ſeinem Bruder auch dieſes Wort in den Mund gelegt habe, damit ſich Alles mit Einem-

mal leicht und fröhlich entwirre. Und raſch faßte er den Grafen bey der Hand und ſagte: Wohlan, Gebhard, gelobe mir das in Gottes Nahmen: möchten es auch Neunlinge ſeyn! und daß Du Dich ihrer, wenn es ſo kommen ſollte, als eines rechten Gottes Segens mit Deinem Weibe erfreuen willſt."

„Der Graf war nicht wenig über dieſe Worte verwundert; aber da der Biſchof in ihn drang, gelobte er es ihm in Gottes Nahmen in die Hand. Selbigen Tages nun ſagte der Biſchof nichts weiter."

„Am folgenden Morgen aber, wo das heilige Pfingſtfeſt war, befahl er ſeinem treuen Diener in die Stadt zu gehn, wo die acht Knäblein wohnten, und ihnen die Feſtkleider anzulegen, die er ihnen insgeheim hatte machen laſſen, dem Einen wie dem Andern, Alle von gleicher Art. Dann ſollte er ſie alle zuſammen durch die Hinterthür in das Kirchlein des Schloſſes führen, und, wenn er das Amt hielte, ſollten ſie zur Seite hinter den Pfeilern knien, wo ſie Niemand gewahr würde; auch ſollte die Kirche verſchloſſen bleiben. Der Diener verrichtete Alles, wie es ihm befohlen war. Und da nun Alles in der erſten Frühſtunde ſich in Bereitſchaft fand, und der Graf mit ſeiner Gemahlin und einem Einen Knaben in die Kirche

kamen, waren ſie verwundert, neun Kerzen auf dem Altar zu ſehn, wo ſonſt nur zwey brannten. Die Gräfin aber ahndete bald, wie es damit gemeint ſey, und ihr Herz ſchlug heftig vor großer Unruhe, wie ſie denn auch die ganze Nacht kein Aug' geſchloſſen, ſondern in Gebet und Thränen zugebracht hatte. Als nun das Amt zu Ende ging, und der Graf und die Gräfin noch Einmal niederknieten, und die Stirn auf den Betſtuhl ſtützten, um noch recht andächtig und ungeſtört zu beten, da traten die acht Knäblein leiſe hinter den Pfeilern vor, wo ſie während der Meſſe gekniet hatten, und ſtellten ſich vor den Altar neben den Biſchof, vier zu ſeiner Rechten und vier zu ſeiner Linken; und als ſich der Graf und ſeine Gemahlin wieder aufrichteten, ſtaunten ſie nicht wenig über die vielen Knaben, zu denen ſich auch, auf des Biſchofs Wink, der neunte geſellt hatte; und der Graf ſagte leiſe: Wären ſie unſer! Der Mutter aber wallte das Herz ſchon lange zu den Kindern hin. Doch ehe ſie noch ein Wort ſagen konnte, breitete der Biſchof, ſo wie er vor dem Altar ſtand, beide Arme aus, und ſang mit heller Stimme und recht aus vollem Herzen: Ehre ſey Gott in der Höhe und Friede auf Erden. Und als er dieß geſungen, wendete er ſich zu den Eltern und ſagte: Der Gott der Barmherzigkeit hat

große Wunder an Euch gethan. Dieſe ſind Eure Kinder. Und zu den Knaben: Dieſe ſind Eure Eltern."

„Wie ſollte das möglich ſeyn? ſagte der Graf zweifelnd und hoffend; denn der Anblick der wakkern und friſchen Knaben, die Alle ſein Ebenbild trugen, bewegte ſein Herz."

„Da ſank ihm die Gräfin zu Füßen und ſagte: Ich gebahr dieſe Neun, und Deinen Zorn fürchtend, weihte ich in meiner großen Angſt achte von ihnen dem Untergang. Gott hat ſie wunderbar erhalten durch dieſen frommen Mann."

„Da ſchlug der Graf an ſeine Bruſt, die in dieſem Augenblicke voll Reue und Staunens, voll Entſetzens und Dankens war, hob die treue Gattin von der Erde auf, zog ſie an ſeine Bruſt und weinte mit ihr. Der Biſchof aber führte ihnen die Kinder zu, und ſie kennten den Einen, den ſie bey ſich erzogen, nicht mehr herausfinden; ſo gleich waren ſie ſich. Jetzt war nun auch das Gerücht von dem, was ſich auf dem Schloſſe zugetragen, in die Stadt gekommen, und alles Volk ſtrömte herbey und füllte das Gotteshaus an, und Alle wollten die neuen Gräflein ſehn, die Pflegeltern zumal, die es kaum glauben kennten, daß aus ihren Pflegkindern ſo plötzlich Herrlein geworden waren. Und es war ein Verwundern

und Lobpreiſen Gottes, wie man noch nimmer in dem Lande erlebt hatte. Der Biſchof aber ſegnete ſie Alle ein, und betete über ihnen, und alle Traurigkeit war nun aus dem Hauſe hinweg genommen.“

„Und als das heilige Pfingſtfeſt vollbracht war, zog der fromme Bruno von dannen und kam nicht zurück.“ —

Eh noch der Großvater ſeine Erzählung geendigt hatte, hatten ſich die Kinder alle um die Mutter gedrängt, und mannichfaltige Zeichen ihrer Theilnahme, ihrer Erwartung, ihrer Freude gegeben. Jetzt umarmten ſich alle, wie von Freude berauſcht, und die Mutter bückte ſich über ſie, und umfaßte ſie Alle zugleich mit beyden Armen.

Lili, die bis jetzt emſig und ernſthaft geſtrickt hatte, endigte in dieſem Augenblicke ihr Wickelband. Da! ſagte ſie, indem ſie es der Mutter über den Arm hing, da Mütterchen! und wenn Du auch ſo viele Kinderchen kriegſt, ſo wickle ſie Alle hinein. Aber nicht in's Waſſer tragen, hörſt Du?

Zweyter Abend.

Am folgenden Abend, als die Familie wieder auf dem Rundtheil versammelt war, saß der Grosvater, wie gewöhnlich, in der Mitte auf dem Lehnsessel, Marianne und Lili neben ihm. Mathilde und Aurora hatten ihren Platz bey der Mutter genommen, und halfen ihr am Kinderzeug für die Pachterin von Ried. Der Pfarrer ging ab und zu, und Eduard trabte neben ihm, und ließ sich von fremden Ländern und wilden Völkern erzählen, oder erzählte selbst, was er davon gelesen und auf Bildern gesehn hatte.

Während dem trat die junge Verwalterin in den Garten; eben die, die gestern so glücklich gerettet worden war, mit ihrem Kinde auf dem Arm, um für die geleistete Hülfe zu danken. Sie war auch heute noch etwas blaß von dem gestrigen Schrecken; aber ihr Kind strahlte von Gesundheit, und sah mit den großen blauen Augen so froh umher, als ob es sich des Lebens nun erst recht

erfreuen wollte. Alle Kinder ſprangen von ihren Sitzen auf und umringten die Verwalterin, und liebkoßten das Kind, und ſpielten mit den goldnen Locken, die kraus um ſeine Schläfe hingen. Das Kind ſtreckte die Aermchen nach Mariannen aus; die Mutter mußt' es ihr geben; und bald ging es von Hand zu Hand durch den ganzen Garten; und immer war Alles um die Tragende her; und die es noch nicht getragen hatten, riefen ohn' Unterlaß: Nun auch mir!

Da ſie nun genug herumgeſprungen waren, rief die Mutter ſie auf ihre Plätze zurück. Lili ſetzte ſich in die Mitte auf die Erde, und hatte das Kind vor ſich, und gab ihm Steine zum ſpielen, und Blumen zum zerreiſſen. Es war ein rechtes Feſt!

Die Verwalterin hatte die Augen immer auf das Kind gerichtet. Sie ſprach von dem Schrekken, den ſie gehabt, weil ſie gar nicht gewußt, was ſie mit dem Kinde machen ſollte. Von ihrer eignen Gefahr hatte ſie nichts gewußt.

Es iſt wohl wahr, fuhr ſie fort, daß die Engel über die Kinder wachen. Ich hab' es auch erfahren. Ohne Gottes beſondern Schutz wäre ich in meiner Kindheit jämmerlich umgekommen.

O wie war das? fragte Mathilde; und Aurora winkte ihrer Mutter und zupfte ſie am Rocke,

daß ſie doch die Verwalterin möchte erzählen laſſen.

Es iſt eine merkwürdige Geſchichte, ſagte der Pfarrer, ich weiß ſie gar wohl. Aber ich dächte, Frau Verwalterin, Sie erzählten ſie uns recht ausführlich. Es würde uns Alle erbauen.

Die Verwalterin war bereit; die Kinder rückten näher zuſammen. Nur einen Augenblick Geduld, ſagte der Grosvater. Rücke mir vorher das Kiſſen zurecht, Marianne, und Du, Aurora, reiche mir meine Limonade her. Es iſt heiß, wie mich dünkt. — So — decke das Glas wieder zu, Aurora. Nun weiter. Jetzt werd' ich Euch nicht weiter ſtören. Die Geſchichte iſt mir von Ihrer Mutter bekannt; aber ſo Etwas hört man ſchon gern mehr als Einmal.

Die Verwalterin fing nun ihre Erzählung an. „Ich mochte etwa zehn Jahr alt ſeyn, etwas mehr oder weniger, da ſchickte mich meine Mutter in den Keller, um einen Krug Wein heraufzuholen; denn es war eben die Erntezeit, und der Wein ſollte den Schnittern auf das Feld gebracht werden. Ich war immer frohen Gemüths, und ſprang faſt mehr als ich ging; und da ich mich in dem dunkeln Keller fürchtete, und mir Herz machen wollte, ſprang und tanzt' ich noch ärger als ſonſt. Nun iſt Harrach, wo ich gebohren bin,

auf alte Schachte gebaut, die aber ſeit Jahren verfallen ſind. Um den ganzen Ort liegt das Geſtein des eingegangenen Bergwerks, und in manchen Häuſern ſind halboffene Gänge, die man zum Theil zu Kellern eingerichtet hat. Auch unſer Haus war auf einen Schacht gebaut, was aber Niemand wußte, oder woran Niemand dachte — ich weiß es nicht. Da ich nun ſo herzhaft ſprang, und eben den Krug, der in der Ecke ſtand, ergriffen hatte, that ſich die Erde unter mir auf, und ich ſank, ich weiß ſelbſt nicht mehr wie, hinab. Ich hätte mich vielleicht erhalten können; aber ich wollte den Krug nicht fahren laſſen, den ich in der Hand hielt, und ſo fuhr ich wohl Hauſes hoch in die Tiefe, und wäre in den Abgrund hinabgeſtürzt, hätte nicht ein Haken, der zur Befeſtigung der Fahrten gedient haben mochte, meine Röcke ergriffen. Da ich beym Hinabſtürzen entſetzlich ſchrie, hörte meine Mutter, die eben in der Küche beſchäftigt war, mein Angſtgeſchrey, und kam mit einem Lichte herbeygelaufen; und da ſie die Oefnung ſah, und mich nicht fand, auch auf ihr Rufen keine Antwort bekam, mußte ſie wohl glauben, ich ſey in der Tiefe umgekommen."

Die Erzählende hielt hier inne und ſchöpfte Athem, als ob ſie ſich von einem großen Schrekken erholen wollte. Dann nahm ſie ihr Kind,

das bis zu ihren Füßen gekrochen war, von der Erde auf, drückte es an ſich, und fuhr in ihrer Erzählung fort.

„Meine Mutter hat mir öfters erzählt, der Schrecken habe ſie ſo außer ſich geſetzt, daß ſie mir faſt nachgeſtürzt wäre. Es ſey ihr dunkel vor den Augen geworden; ſie habe ſich kaum auf ihren zitternden Knien halten können; aber der Gedanke, daß doch vielleicht eine Rettung möglich ſey, habe ihr wieder Kraft gegeben. Sie eilte die Treppe hinauf und rief um Hülfe; aber niemand hörte ſie, da Alles auf dem Felde war. Erſt da ſie die Straße hinablief und immer ängſtlich ſchrie, hörten einige Nachbarinnen das Unglück, liefen herzu, ſahen händeringend in den Schacht hinab, und wußten keine Hülfe.“

Mit ängſtlicher Spannung hingen die Blicke der Kinder an der Erzählenden; die bange Erwartung ſaß auf ihren Lippen, aber kein Laut entſchlüpfte ihnen; kaum daß ſie wagten zu athmen.

„Ich hatte beym Fallen das Bewußtſeyn verlohren, fuhr die Verwalterin fort; und ich wäre nur gar zu glücklich geweſen, wenn es nicht eher als nach meiner Rettung zurückgekommen wäre. Aber ich kam nach einiger Zeit wieder zu mir ſelbſt. Wo ich war, wußte ich nicht; aber ich fühlte, daß ich zwiſchen Himmel und Erde ſchweb-

te, und daß ich vielleicht in dem nächſten Augenblicke in die bodenloſe Tiefe hinabſtürzen könnte. Ich war in einer ſo unbeſchreiblichen Angſt, daß ich kaum wagte zu ſchreyen; da ich aber Stimmen über mir und ein erbärmliches Wehklagen hörte, bat ich um Gotteswillen mir zu helfen. Da ſchwieg das Wehklagen einen Augenblick; fing aber dann nur noch heftiger an. Denn da ſie hörten, daß ich noch lebte, und doch keine Hülfe wußten, wurde ihr Jammer noch größer. Ich aber ſank, da mir keine Hülfe erſchien, in meine vorige Betäubung zurück." —

Aber um Gotteswillen, rief Eduard, was thaten denn die Leute da oben? Ich hätte denn doch wohl einen Rath geben wollen.

„An Rath fehlte es auch nicht, fuhr die Verwalterin lächelnd fort; denn Jedermann gab den Seinigen, aber es zeigte ſich immer gleich, daß nicht viel damit anzufangen war. Sie verſuchten Stricke hinab zu laſſen; aber dieſe erreichten mich nicht; Stangen noch weniger. Und wie hätte ich mich auch an einer Stange oder einem Stricke feſthalten können, ohne in einer ſolchen Höhe wieder hinab zu gleiten? Endlich hatten ſie doch einen alten Bergmann herbeygerufen, der etwas beſſer Beſcheid wußte. Er fing damit an, die Oefnung behutſam zu erweitern, ſchafte dann eine Winde

herbey, an die er einen Eimer befeſtigte; aber ſo ſehr man auch eilte, ging doch viele Zeit hin. Aengſtlich ſahen die Umſtehenden den Zurüſtungen zu; Viele beteten laut, und in den fürchterlichen Augenblicken der Beſinnung, die von Zeit zu Zeit meine Ohnmacht unterbrachen, hörte ich einzelne Worte von Sterbeliedern und Gebeten in Todesgefahr, die ich nur allzu wohl aus meinem Geſangbuche kannte. Endlich war die Winde aufgeſtellt, der Eimer befeſtigt, und der alte Mann ſtieg, mit einem Lichte auf der Mütze, in den Eimer, nachdem er vorher erklärt hatte, es könne ja ſeyn, daß er mich beym Hinabfahren mit fortriſſe. Langſam und vorſichtig wurde der Eimer hinabgewunden. Ich ſah das brennende Licht, und es war mir, als ob ein Stern vom Himmel zu mir herabſtieg und Hülfe brächte. Ueber mir war Todenſtille. Ohne zu wiſſen, was ich that, drückte ich mich, ſo ſehr ich konnte, an die feuchte Wand, von der ſich kleines Geſtein ablöſte und wiederhallend in die Tiefe rollte. Mein ängſtliches Stöhnen bezeichnete den Ort, wo ich mich befand. Jetzt fing der alte Mann an mir Troſt zuzuſprechen; er hoffe mich nun mit Gottes Hülfe zu retten; ich ſollte nur nicht verzagen. Schon ſah ich den Eimer über mir ſchweben; dann näher und immer näher; aber die Oefnung war ſo eng, daß er nicht neben mir vorbey konnte.

Mein Retter gab alſo ein Zeichen, daß man eben mit winden inne halten ſollte; reichte mir einen Strick mit einer Schlinge; in dieſe griff ich hinein, und hob mich ein wenig in die Höh; ſchon konnte ich mit einer Hand den ſchwebenden Eimer berühren, dann auch mit der andern. In dieſem Augenblick riſſen die Fäden, an denen ich bis jetzt ſo wunderbar gehangen hatte. Der Eimer ſchwankte; aber ich hing ſchon an den Händen meines Retters. Er hob mich zu ſich hinein, und rief: Dankt Gott da oben — ich habe das Kind!"

Hier ſprang Edwaro, der bisher der Erzählenden ſtarr in die Augen geſehn, von ſeinem Sitze auf und hüpfte umher, um die Thränen zu verbergen, die ihm in die Augen getreten waren. Die Verwalterin aber ſah freundlich durch die ihrigen auf ihr ſchlummerndes Kind. Die andern Zuhörer ſchöpften jetzt auch wieder Athem. Der ſtarre Schrecken und die ängſtliche Beklommenheit wich allmählig aus ihren Mienen, und machte einer freudigen Theilnahme Platz.

Ich habe mehr als Einmal von ihrer Mutter gehört, ſagte der Grosvater, daß, als ſie die Worte des Bergmanns: „Danket Gott da oben, ich habe das Kind" vernommen, es ihr erſt wie ein großer Schrecken durch das Herz gefahren; dann hätte ſie es gar nicht für möglich gehalten, und

wäre niedergefallen mit dem Geſicht auf die Erde, und hätte nur weinen können. Als aber das Licht wieder in die Höh' geſtiegen, und ſie ihr Kind bey dem ſchwachen Schein erkannt und lebendig geſehn habe, wäre es ihr geweſen, als thäte ſich der Himmel auf mit aller ſeiner Herrlichkeit. Sie habe dieſen ſeligen Augenblick auch nie wieder vergeſſen, ſondern Gott täglich dafür gedankt. — Ihre Mutter, Frau Verwalterin, war eine ſehr fromme Frau, und ſtand auch deshalb bey der ganzen Nachbarſchaft in großem Anſehn.

Gott hat ihr mancherley Prüfungen auferlegt, antwortete die Verwalterin, aber nie habe ich ſie kleinmüthig geſehn oder murren hören. Sie ſagte oft zu uns Kindern, ſie hätte in allen ihren Leiden recht deutlich Gottes Vaterliebe erkannt; denn alle wären zuletzt zu ihrem Segen ausgeſchlagen. Der Schreckenstag aber, wo ſie mich verlohren und wieder erhalten, habe ſie erſt recht in dem Glauben an Gottes Güte beſtärkt und befeſtigt. —

Die Kinder hätten nun gern auch das Ende der Geſchichte gehört, und Aurora, die der Verwalterin zunächſt ſaß, nickte ihr mit den Augen zu, daß ſie fortfahren möchte.

„Ich ſaß alſo, fuhr ſie fort, auf dem Schooße des Bergmanns in dem Eimer, und als dieſer hinaufgewunden wurde, war das Erſte, was mir ein-

fiel, da ich mich in Sicherheit ſah, der ſchöne Krug, der mir beym Hinabfallen aus den Händen geglitten war. Ich fing an bitterlich zu weinen. Was weinſt du denn Kind? ſagte der alte Mann; es hat nun keine Gefahr mehr; wir ſind gleich oben. — Ach der Krug, der Krug! ſagte ich, immer ſchluchzend; er war ganz neu und unſer ſchönſter!"

„Jetzt kamen wir an den Rand der Oefnung. Meine Mutter lag mit ausgebreiteten Armen darüber her und langte nach mir. Mein Retter hielt mich ihr hin. Mit zitternden Händen faßte ſie mich unter den Armen und zog mich zu ſich. Alle Umſtehenden jubelnden; Alle wollten mich herzen; aber meine Mutter gab mich nicht vom Arm. Sie hatte mich immer lieb gehabt, die gute Mutter; aber von dieſer Zeit an wurde ich recht ihr Augapfel. Ich durfte ſie nicht verlaſſen, und wenn ſie ſich den ganzen Tag mit mir beſchäftigt hatte, glaubte ſie doch ihrer Pflicht noch nicht genug gethan zu haben." —

Ich habe mich oft gefreut, ſagte der Grosvater, wenn ſie unter ihren Kindern ſaß und ihnen Geſchichten aus der Bibel erzählte oder andre, und ſo klug auf ihre Fragen zu antworten wußte, daß ſie wohl einen Pfarrer hätte beſchämen können. Es war eine wackre Frau; aber ich hoffe daß Frau Anna ihr nicht nachſtehn wird.

„Ich thue mein Möglichſtes, ſagte die Frau; aber wir ſind alle ſchwache Menſchen, und haben Hülfe von oben nöthig. Da iſt mir denn das Andenken und das Beyſpiel meiner guten Mutter eine große Hülfe. Denn wenn ich nicht weiß, was ich eben thun oder laſſen ſoll, ſo denke ich an ſie, und dann iſt es mir immer, als gäbe mir Gott durch ſie das Rechte ein. — Aber es iſt ſpät, fuhr ſie fort. Mein Mann wird meine Rückkehr erwarten.“

Sie ſtand auf, wiederholte ihren Dank und ging. Das Kind wurde noch Einmal von Allen geküßt, und erſt an der Gartenthür verließen die Mädchen die gute Frau und ihren goldgelockten Engel.

Fortſetzung.

Als die Nachbarin ſich entfernt hatte, ſagte der Grosvater: Haſt Du nicht bemerkt, Amalie, daß unſre Nachbarin beſſer erzählt und ſich anſtändiger ausdrückt, als Leute ihrer Claſſe wohl ſonſt zu thun pflegen? — Allerdings, erwiederte die Pfarrin, und ich hatte einigemal Luſt dieſe Bemerkung zu äußern; aber ich fühlte, daß ein ſolches Lob leicht

wie eine Beleidigung aufſehen dürfte. Auch hat dieſe Frau in ihrem Betragen etwas ſo Gebildetes und einen ſo natürlichen Anſtand, daß man ſchon, ehe ſie noch ſpricht, ihren Stand vergißt und etwas Gefälliges von ihr erwartet.

Dieſes hat ſie ihrer Mutter zu danken, erwiederte der Grosvater, die in jeder Rückſicht eine vortrefliche Frau war und eine gute Erziehung genoſſen hatte. Sie war ſchon ziemlich in die Jahre, als ich ſie auf der Kirchweih zu Harrach kennen lernte; aber ſie hatte noch Reſte von Schönheit, und ihr Anſtand war ſo fein, wie der ihrer Tochter, die auch noch den ausländiſchen Zug um Mund und Augen hat.

Wie ſo? ſagte Amalie. War ſie nicht aus dem Lande?

Sie war franzöſiſcher Abkunft; und man konnte das leicht erkennen, ob ſie gleich nur wenig noch von ihrer Mutterſprache wußte. Das franzöſiſche Blut verleugnet ſich nie, und macht ſich unter jedem Himmelſtrich kenntlich.

Aber wie war ſie in dieſe Gegend gekommen? fragte Amalie weiter.

Durch Gottes ſonderbare Fügung, antwortete der Grosvater. Man kann nicht anders ſagen. Denn ihre Geſchichte klingt faſt wie ein Abentheuer.

Das möchten wir wohl hören, ſagte Mathilde; und auch die Andern baten um Mittheilung der Geſchichte. Der Grosvater war bereit! Marianne rückte ihm das Kiſſen; Lili reichte die Limonade hin; und nachdem er getrunken, hub er alſo an:

„In der Tiefe des Thüringerwaldes wohnte nicht weit von der Landſtraße, die von Nürnberg nach Frankfurt führt, ein armer Holzhauer in einer einſamen Hütte. Sein ganzes Eigenthum war dieſe Hütte, und ein Gärtchen etwa eben ſo groß als ſie, und ein Stückchen Wieſe ſo groß als das Gärtchen, und vier unerzogne Kinder, die ihm ſeine Frau hinterlaſſen hatte.“

„Dieſer Mann kam nun eines Abends — es war im Februar, und die Witterung ſchlecht — aus dem Walde, wo er Reiſig geholt hatte, und ſein älteſtes Mädchen lief vor ihm her mit ihrem Bündel auf dem Rücken, und da das Kind quer über die Landſtraße kam, blieb es mit Einemmal ſtehn und rief: Vater, Vater, da liegt ein Pferd, das will ſterben, und ein Karren ſteht auch dabei, und niemand dazu. — Der Holzhauer verdoppelte ſeine Schritte. Das Pferd war ausgeſpannt und lag in den letzten Zügen. Der Wa-

gen, mit Leinwand überſpannt, ſtand quer im Wege, und in dem Wagen kauerten im Stroh zwey Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die vor Furcht und Kälte zitterten. Denn ſie hatten wenig um und auf ſich, und das Wetter war rauh und naß.“

„Der Holzhauer ſah unter das Tuch, und die Kinderchen fürchteten ſich noch mehr, als das fremde, von der Sonne verbrannte Geſicht ſie anſchaute, und er mit ſeiner rauhen Stimme — ſie war ihm ſo natürlich, und nicht böſe gemeint — fragte, wer ſie denn wären? und wo ſie her kämen? und was ſie hier auf der Landſtraße thäten?“

„Die Kinder ſahen einander ängſtlich an, und ſprachen leiſe zu einander, aber in einer Sprache, die der Holzhauer nicht verſtand. Sie hatten ihn auch nicht verſtanden; denn ſie waren aus Frankreich, und wußten nur wenige deutſche Worte, mit denen nicht viel anzufangen war.“

„Da wäre nun ein Andrer vielleicht fortgegangen, und hätte die armen Welſchen ihrem Schickſale überlaſſen — —“

Ach das wäre ja ganz abſcheulich geweſen, rief Aurora.

Aber wo war denn der Kutſcher? fragte Lili.

„Das wird ſich zeigen, antwortete der Grosvater. — Der Fall war ſchwierig. Das nächſte Dorf lag wenigſtens zwey Stunden entfernt. Sollte er die Kinder aus dem Wagen nehmen und ſie dort hin bringen? Was ſollte aus dem Wagen werden und den Habſeligkeiten darin? Und da doch wahrſcheinlich erwachſene Leute dazu gehörten, was würden dieſe geſagt haben, wären ſie zurückgekommen und hätten die Kinder nicht mehr gefunden?“

„Der arme Holzhauer, der es nicht über ſein Herz bringen konnte, die armen Kleinen in der fürchterlichen Nacht zu verlaſſen, rief ſo laut er konnte, in den Wald hinein, daß die Kinder unter ihrem leinenen Verdecke wie Espenlaub zitterten; denn ſie meinten, er ſey ein Räuber und rufe ſeine Gehülfen, und werde ſie dann tod machen — als ob er das nicht auch hätte allein bewerkſtelligen können. — Aber Niemand antwortete, als das Echo, das drey und viermal von dem Felſen wiedertönte. Und auch das klang fürchterlich. Dann machte ſich der Holzhauer zu dem ſtöhnenden Pferde, verſuchte es in die Höhe zu bringen, und bot ihm eine harte Brodrinde an, die er bei ſich hatte. Auch das war umſonſt. Das arme entkräftete Thier langte mit den Leſzen

nach der gebotenen Nahrung, konnte ſie aber kaum damit feſthalten, geſchweige denn kauen oder hinabſchlucken.“

„Da war nun guter Rath theuer. Indem ſich aber der Holzhauer in den Haaren kratzte und die Mütze zur Seite ſchob, und ſein Mädchen mit den Händen unter der Schürze dabey ſtand und klapperte, ließ ſich längs der Landſtraße eine Stimme vernehmen, und die franzöſiſchen Kinderchen ſprangen in die Höh und riefen, le Papa, le Papa! und gleich darauf kam ein hagerer blaſſer Mann in langem, blauem Oberrocke, und nachdem er unter das Verdeck nach ſeinen Kindern geſehn hatte, die nun gleich wieder ganz beherzt wurden, grüßte er den Holzhauer in gebrochenem Deutſch, und erzählte ihm, daß ſein Pferd die fürchterlichen Wege nicht habe überwinden können; auch ſey an den Wagen ein Rad beſchädigt, und könne keine hundert Schritte mehr dauern. Er ſey nach Hülfe gegangen, und nach einer Stunde Wegs habe er endlich ein Haus gefunden, wo man ihm aber Hülfe und Aufnahme hartnäckig verweigert habe. Länger ſeine Kinder allein zu laſſen, habe er ſich nicht entſchließen können; und nun bleibe ihm nichts übrig, als hier den Morgen zu erwarten. — Hierauf ſagte er Etwas

auf franzöſiſch zu ſeinen Kindern worauf dieſe anfingen bitterlich zu weinen."

Er wird ihnen wohl angekündigt haben, daß ſie die Nacht über in dem Walde zubringen müſſen, ſagte Mathilde.

An des Holzhauers Stelle hätte ich ſie mit in meine Hütte genommen, ſagte Eduard. Die konnte doch ſo weit nicht ſeyn. Er wird es wohl auch gethan haben, denk' ich.

„Allerdings hatte der ehrliche Holzhauer gleich den Gedanken, aber wie es Einem wohl manchmal geht, er konnte nicht gleich damit fertig werden. Da ſtand er nun an dem Wagen, und ſah hinein, ohne etwas rechtes zu denken; und dann wieder auf den fremden Mann, der an der andern Seite ſtand und die Erde anſtarrte, und den Kindern ſeine Hand ließ. Da er nun ſah, wie die Kinder ſich ſo feſt an die Hand ihres Vaters hielten, als ob ſie fürchteten, er möchte noch einmal weggehn und ſie in der Wildniß allein laſſen, da ward ihm ganz warm und weich ums Herz, und er ſagte, ohne weitres Beſinnen: Sie können ja mit mir kommen; mein Häuschen iſt nicht gar weit weg; und es iſt doch ein Obdach, wenn

ſchon nicht viel drinn iſt. Hier unter freyem Himmel können Sie ja doch die Nacht über nicht ſeyn mit den armen Würmern.“

„Der Fremde hot ſtatt der Antwort dem Holzhauer die Hand, hob dann die Kinderchen aus dem Wagen und ſtellte ſie auf die Erde; dann zog er einen Mantelſack hervor, auf dem ſie geſeſſen hatten, lud ihn auf die Schultern — es war eben keine ſchwere Laſt — und nahm dann das kleine Mädchen wieder in die Höh auf den Arm; der Knabe aber hing ſich an ſeine Hand. So traten ſie den Marſch an; der Holzhauer mit einem ſchweren Bündel Wellen auf dem Rücken; ſein Töchterchen mit ihrer kleinern Laſt neben ihm; dann die Fremden. Der Karren mit dem zerſchellten Rade und das ſterbende Pferd blieb indeß auf dem Wege zurück.“

„Ihr könnt leicht glauben, daß die drey andern Kinder große Augen machten, die um den Tiſch herum bey ihrem Lämpchen den Vater ſchon lange erwartet hatten, als die Fremden Gäſte hereintraten; beſonders da die franzöſiſchen Kinder ſie gar nicht verſtehen wollten. Der Fremde, der ſehr traurig und krank ausſah, erzählte jetzt, er ſey ein Seidenwirker aus dem ſüdlichen Frankreich,

habe wegen des harten Druckes, den die Evangelischen dort erdulten müßten, sein Vaterland verlassen, und sey auf der Reise nach Rußland, wo man ihm gute Versprechungen gemacht habe. Unterwegs sey ihm seine Frau erkrankt, und nach einem langen und kostspieligen Krankenlager vor wenigen Tagen in Mellrichstadt begraben worden. Jetzt suche er Leipzig zu erreichen, wo er Geld zur Fortsetzung seiner Reise zu finden hoffe."

„Das Ansehn des Mannes flößte Zutrauen ein, und sein blasses, verfallenes Gesicht, auf dem der Kummer tiefe Furchen gezogen hatte, konnte man ohne Mitleiden nicht ansehn. Seine Kinder saßen ihm auf dem Schooß, und da gingen sie auch nicht weg, als der arme Holzhauer einige gesottene Erdäpfel zum Abendessen aufsetzte."

„Nachdem das Abendbrod eingenommen war, legten sich Alle auf die Streu; denn ein Bett war im ganzen Hause nicht. Der Raum war eng, das Lager hart; Schnee und Regen schlug gegen die Fenster; der Wind heulte; die brechenden Tannen im Walde krachten. Aber die Kinder schliefen ruhig neben ihrem Vater, auf jeder Seite Eines, und ihre Händchen hatten sie um seinen Nacken gelegt."

„In derſelben Nacht aber wurde der fremde Mann krank, und immer kränker, und ehe drey Tage um waren, war er tod.“ —

Ach das iſt ja entſetzlich, rief Aurore. Und Lili weinte: Nun haben die armen Kinderchen keinen Vater und keine Mutter mehr! —

„Jetzt war guter Rath theuer. Der arme Holzhauer konnte mit Noth ſeine eignen Kinder ernähren, ohnerachtet er ihnen nur trocknes Brod gab, und Sonntags Erdäpfel, und nun waren ihm zu den vier Seinigen noch zwey andere zugewachſen, die ſo ſchwach und zart gebaut waren, daß man gleich ſah, ſie würden für das harte Leben im Walde nimmermehr taugen. Hinterlaſſen hatte ihr Vater auch nichts. Von ſeinen Habſeligkeiten waren nach der Beerdigung nur einige Kleidungsſtücke für die Kinder übrig geblieben, und der Karren mit dem zerſchellten Rade, der jetzt vor dem Hauſe ſtand. Das Brod und die Erdäpfel gingen zu Ende, der Winter aber noch nicht, und der Hunger der ſechs Kinder wurde mit jedem Morgen neu. Da ſaß nun der arme Mann eines Abends, als er das letzte Brod verſchnitten hatte, und die Kinder neben einander auf der Streu ſchliefen, und ſann nach, wie er ſich weiter hel-

fen wollte; und da fiel ihm ein, daß ja der Forſtmeiſter ein reicher Mann wäre und keine Kinder hätte. Wie? dacht er, wenn du mit den Kindern zu ihm gingſt. Vielleicht nähm er ſie bey ſich auf, und verdiente einen Gotteslohn, den er wohl nöthig hat. Und mit dieſem Gedanken legte ſich der arme Holzhauer auch auf die Streu und ſchlief ein. Da kam es ihm im Traume vor, als führ er die fremden Kinderchen auf ihrem Emigranten-Wägelchen über ein ſchönes Feld, das mit Saat über und über bedeckt war, wie ein grünes Tuch; und während dem Fahren ſchoß die Saat plötzlich auf, und waren gleich volle ſchwere Aehren daran, die faſt über den Wagen zuſammen ſchlugen; und er fing gleich an zu mähen und zu ernten, und der Ueberfluß war ſo gewaltig, daß er gar nicht Herr darüber werden konnte. Da wachte er über der großen Arbeit auf, und es wollte ſchon Morgen werden; und er dachte, daß iſt wohl ein guter Traum; mein Vorhaben wird mit Gottes Hülfe gut ausſchlagen. Er ſtand alſo munter auf, rüttelte ſeine Pfleglinge aus dem Schlafe, wuſch ſie ſäuber ab, und ließ ſie ihre beſten Kleiderchen anziehn. Es war ein gar niedliches Pärchen. Und wie es Tag wurde, und die Sonne recht freundlich herein ſchien, nahm er ſie

an beyde Hände und machte ſich auf den Weg nach dem Forſthauſe. Unterwegs hatte er immer ſeinen Traum in Gedanken und bedachte, wie er den gnädigen Herrn anreden, und vornemlich, wie er ihm danken wollte, wenn er die Waiſen auf- und angenommen hätte. Und es that ihm ſchon recht weh im Herzen, wenn er dachte, daß er nun ohne die kleinen Engel würde nach Hauſe zurückkehren müſſen. Das waren nun freylich unnütze Sorgen. Denn als der Mann mit ſeinen Waiſen an die Thür des Forſthauſes anklopfen wollte, fuhr dieſe auf, und der Forſtmeiſter trat mit der übergehängten Flinte und zwey groſſen Hunden hinter ſich heraus, um auf die Jagd zu gehn. Wie er nun den Holzhauer zur Seite ſtehn ſah, fragte er ihn mit rauhem Tone, was er wolle? und der Holzhauer, mit der Mütze in der Hand, nahm ſich, ob er gleich erſchrocken war, doch zuſammen und trug die Sache mit kurzen und bündigen Worten vor. „Wenn ich Brod für ſie hätte, ſetzte er hinzu, hätt' ich ſie bey mir behalten, und ſie wären mir faſt ſo lieb, wie meine eignen Kinder. Aber Noth bricht Eiſen."

„Die beyden Kinderchen hingen während dem an den Händen des armen Mannes, vornemlich

das Mädchen; denn die rauhe Stimme des Förſtmeiſters, der in ſeiner Fuchsmütze auch wild genug ausſah, machte ihnen bang, und ſie verkrochen ſich hinter ihrem Pflegvater, als die großen Hunde ſie murrend und klaffend beſchnupperten. Der Forſtmeiſter ergötzte ſich an der Furcht der Kinder, aber ihre Noth rührte ihn nicht; vielmehr ließ er den Mann hart an, daß er ihm ſolches Bettelvolk und Landſtreicher über den Hals brächte. Endlich ſchloß er ſeine Strafpredigt mit den Worten, er ſollte ſich auf der Stelle packen und nicht wieder bey ihm ſehen laſſen, ſonſt wolle er ihn mit den Hunden weghetzen und die ausländiſche Brut obendrein. — Und wie er dabey die Stimme drohend erhob, fingen die Hunde an ſchrecklich zu bellen, und die Kinder ſchrien kläglich, und wußten in ihrer Angſt nicht, wo ſie ſich verbergen ſollten." —

Ach wären die allerliebſten Kinder doch nur zu uns gekommen, ſagte Aurore. Wie kann es nur ſo entſetzlich unbarmherzige Menſchen geben?

Sie mögen auch wohl ſelten ſeyn, ſagte Marianne.

O, rief Eduard, unſer Droſt hätte es ſicher nicht anders gemacht. Weißt du nicht, Mari-

anne, wie er zum letztenmal hier war, und den bettelnden Invaliden mit dem hölzernen Bein —

Die Mutter hielt ihm den Mund zu. Es ist beſſer, ſagte ſie, ſolche Thaten zu vergeſſen, als ſie immer wieder aufzufriſchen. — Aber liebes Mütterchen, ſagte Aurore, es iſt doch gewiß ganz abſcheulich, es ſo zu machen, wie der ſtolze Dreſt mit dem grauköpfigen Soldaten; ganz abſcheulich. — Wer zweifelt daran? erwiederte die Mutter. Man muß ſich auch einprägen, daß es abſcheulich iſt, um nicht ſelbſt einmal dergleichen zu thun; aber das Uebrige muß man vergeſſen.

Aber, beſte Mutter, verſetzte Eduard, das iſt ſchwer oder ganz unmöglich. Ich kann dem hartherzigen Droſte nie begegnen, ohne daß ich an den armen, einbeinigen Soldaten denke, den der Hund durch die ganze Straße hetzte und die Lumpen vom Leibe riß; und wie der arme Mann endlich über einen Stein fiel, und nun erſt der Dreſt, der mit untergeſchlagenen Armen zugeſehn hatte, ſeinen Hund abrief. Ich kann es wahrhaft nicht ändern, daß ich jedesmahl daran denke, und es wird mir ſauer die Mütze vor dem Manne abzuziehn. , Ja, wenn ich noch Einmal — —

Ja, wenn du Einmal in's Plaudern kömmſt, fiel ihm Mathilde in's Wort, ſo kannſt du nie das Ende finden. Ich dächte, es wäre beſſer, du lieſſeſt uns die Geſchichte weiter hören, in der du den Grosvater ſo zur Unzeit unterbrochen haſt.

Um Verzeihung, erwiederte Eduard, nicht Ich, ſondern Aurore war es, die den Anfang machte; wie man denn wohl immer annehmen kann, daß wenn eine Plauderey im Gange iſt — —

Die Mutter hielt ihm den Mund zum zweytenmal zu. Keine Händel, Herr Sittenrichter. Jetzt geh er hin und bitte den Gresvater, die Geſchichte fortzuſetzen. — Eduard ging, aber nicht ohne einen Seitenblick auf Mathilden, in welchem ſich ein Reſt von Zorn in Lachen auflöſte. Der Grosvater fuhr ihm mit der Hand über den Kopf, faßte die langen braunen Locken zuſammen, und ſagte: Morgen ſollſt Du Etwas erzählen, und es ſoll Deinen Schweſtern frey ſtehn, Dich bey jedem Satze zu unterbrechen. Jetzt geh und hole mir die Pfeife, damit ich einige Züge thue, die Mücken zu verſcheuchen, die mir gar zu muthwillig werden; und Du Lili, gib mir zu trinken.

Nachdem Alles geſchehn war, ſollte die Erzählung fortgeſetzt werden; aber da kam eben der

Bote aus der Stadt zurück. Alle umringten ihn, um Nachricht von den Freunden, den Verwandten zu haben. Er berichtete, wie er ſie gefunden; packte dann die mitgebrachten Briefe aus, und vertheilte ſie. Nicht Alle hatten welche bekommen. Da laſen nun die Einen, die Andern hörten zu, und Alle theilten dem Grosvater mit, was ihm etwa erfreulich zu hören war.

Ueber dem Allen neigte ſich der Tag; die Sonne ſtieg zu dem Rande der Berge herab, und zerfloß in das leichte Gewölk, das ſich wie goldne Locken um ihr ſtrahlendes Angeſicht legte. Die Sonne geht klar unter, ſagte der Grosvater, wir werden Morgen einen ſchönen Tag zur Heuernte haben. Aber die Kühlung kömmt; es iſt Zeit daß ich Schutz ſuche. Gib mir meinen Stock, Aurore! — Und auf den Stock ſich ſtützend, legte er die andere Hand in den Arm des Pfarrers, und ließ ſich in's Haus geleiten. Die Geſchichte, rief er den hinten nachſchwärmenden Kindern zu, erzähl' ich Euch ſchon ein Andermal hinaus.

Dritter Abend.

Der folgende Tag täuschte die Erwartung nicht, welche der Abend erregt hatte, und noch vor Aufgang der Sonne zogen Mäher und Mäherinnen mit blanken Sensen auf die Pfarrwiese hinaus, die wie ein grüner Sammtmantel an dem Flusse liegt und bis hinauf an das muntere Buchenwäldchen geht. Auch Aurore zog mit und Mathilde — denn die Andern hatten zu Hause zu thun — Jede mit einem langen Rechen auf der Schulter. Der Pfarrer war auch nicht weit und hatte seine Freude an dem muntern Zug; am meisten aber an seinen eignen Kindern. Die Morgenluft wehte ihnen frisch entgegen, und spielte mit den Locken, die auf ihrem Nacken hüpften; und es sah recht hübsch aus, wie die blauen Bänder von den Strohhüten zwischen den blonden Haaren flatterten.

Den Morgen wurde tüchtig gearbeitet; zur Mittagszeit, die Allen erwünscht kam, zog auch die übrige Familie auf. Der Weg ist nicht weit und geht unter den schattigen Bäumen an dem Forellenbache hin bis in's Gehölz. Die Pfarrin führte ihren alten Vater, und dieser ging recht wohlgemuth den Hügel hinauf. Voraus sprang Lili an Eduards Hand, und Marianne begleitete die Magd, die das Essen trug. Auf der Wiese war große Freude, da der neue Zug ankam, und Jeder harkte seinen Theil etwas schneller zusammen, um den Rechen früher mit dem Löffel vertauschen zu können.

Unter einer uralten Buche, die ihre grünen Arme über ein ganzes Heer jungen Nachwuchses ausbreitet, steht ein steinerner Tisch, mit Moos bedeckt, und Bänke um ihn her, auf denen vorzeiten die Richter und Schöppen gesessen haben, wenn sie Gericht im Dorfe hielten. Jetzt aber saß die Familie darauf, und verzehrte das Mittagsmahl. Man hätte aber das Essen wohl vergessen können, so schön war es umher. Weit hin zog sich die bunte Landschaft, wie ein großer Teppich mit Dörfern und Bäumen und Hügeln durchwirkt; dann die schöne Wiese mit allen den

fröhlichen Menſchen darauf, die jetzt auch Ruhe hatten, und auf den Heuſchobern ſaßen und dem Kruge zuſprachen; dann am Rande der Fluß, der zwiſchen den ſchlanken Erlenſtämmen durchblickte, und ſo langſam dahinzog, als wenn er gar nicht aus der anmuthigen Gegend weg könnte; über ihn hinaus die ſanften Hügel, auf denen ſich die Bäume umſehn; und endlich weit weit hinweg das blaue zackige Gebirg, das in der reinen Luft wie an den Himmel gezeichnet war. Es war in der That prächtig, und Niemand hätte es ſchöner mahlen können. Auch ſangen die Vögel über ihnen, wie eine Wald-Capelle von dem grünen Orcheſter herunter; und ein Eichhorn ſprang dazwiſchen herum und machte gefährlichere Sätze, als der beſte Luftſpringer; und tief aus dem Walde ließ ſich das Brüllen der weidenden Heerde und die gellende Pfeife ihres Hirten vernehmen.

Daß Alle ſeelenvergnügt waren, verſteht ſich von ſelbſt. Die Kinder aber blieben nicht lange bey der Tafel, ſondern liefen auf die Wieſe und konnten, weil ſie's nicht nöthig hatten, der Arbeit gar nicht ſatt werden. Manchmal aber wurden auch die Rechen ſchnell weggeworfen, um einem Schmetterlinge nachzulaufen, oder einen

Freſch zu ſagen. Der Grosvater ſah ihnen lächelnd zu, und nippte an ſeinem Wein. Der Pfarrer und ſeine Frau ſaßen ihm zur Seite, und verkürzten ihm mit mancherley Geſprächen die Zeit.

An einem ſolchen Tage war es, ſagte der alte gute Mann, ſich zu ſeiner Tochter wendend, wo ich Deine Mutter lieb gewann, und mich entſchloß in den geiſtlichen Stand zu treten. Ich habe Euch, glaub' ich, das noch nie erzählt. (Er hatte es ihnen wohl erzählt, aber ſie ſagten es ihm nicht.) Indem ich aber da unten Mariannen ſitzen ſehe mit ihren Blumen auf dem Schooße, iſt es mir eben, als ob ich ihre Grosmutter ſähe, wie ſie auch als Kind da ſaß. — Seht nur, wie ſie in ihre Arbeit vertieft iſt, und Blume an Blume bindet, und nichts von Allen dem ſieht und hört, was um ſie her vorgeht! — So war meine gute Chriſtiane auch, da ich ſie hier zum Erſtenmal ſah.

Die Pfarrin ſah ihren Mann lächelnd an, und er ſie auch; denn ſie freuten ſich, wenn der gute Vater an die alten Zeiten gedachte, wo ihm immer das Herz aufging. An dieſer Stelle alſo war es? fragte ſie, und that verwundert, ob ſie es gleich gar wohl wußte. — An dieſer nemlichen

Stelle, erwiederte der alte Mann. Ich war noch ein junger Menſch und fing eben damals an meine Praxis zu treiben. Ein Knecht hatte hier beym Einfahren des Heu's den Arm gebrochen; ich wurde heraus gerufen; und als ich den Verband gemacht hatte, wollte ich wieder zurück. Aber dein Grosvater ließ mich nicht gleich weg, und führte mich hierher. Es war auch ſein Lieblingsplatz. Dieſer Wald, wo jetzt ſo ſtattliche Bäume ſtehn, war damals noch im Aufwachſen, und kaum ſo hoch als ich; nur dieſe alte Buche hier ſtand ſchon in ihrer ganzen majeſtätiſchen Herrlichkeit da, und breitete ihre friſchen Arme nach allen Seiten aus. Deine Mutter mochte damals zwölf oder dreyzehn Jahre alt ſeyn. Sie trug uns in einem Körbchen den Wein heraus, ſetzte ihn hier auf den Tiſch, öffnete die Flaſche und ſchenkte ein; Alles mit beſonderer Geſchicklichkeit und Anmuth, ſo daß es eine Freude zu ſehn war; und da ſie ihre Geſchäfte gethan hatte, ſetzte ſie ſich dort auf das Heu, etwas Links von der Stelle, wo jetzt Marianne ſitzt, holte ihr Strickzeug vor, und arbeitete emſig vor ſich hin. Ich konnte die Augen nicht vor ihr abwenden; denn ſo jung ſie war, ſo war ſie doch über ihre Jahre ſchlank und groß, und in ihren Mienen war etwas Fremmes und

Ernſtes, wie mir noch nicht vorgekommen war. Als ich nun Abſchied nahm und wegging, ging auch ihr Bild mit, und ich konnte faſt an nichts anders denken, als an das liebe Kind. Ich kam öfters heraus, um nach meinem Kranken zu ſehn und nach ihr. Da ſah ich denn, wie lieb ihre Geſchwiſter ſie hatten, wie ſtill und aufmerkſam ſie die Wirthſchaft führte — denn nach dem Tode ihrer Mutter lag das ganze Hausweſen auf ihr — und wie ſie, ohne es ſich merken zu laſſen, den Wünſchen ihres Vaters in Allem entgegen kam; und da war es mir, als ob mich der Wille des Himmels in dieſes Haus geführt hätte, um durch dieſes Kind glücklich zu werden. Ich bin es auch geworden, und mehr noch, als ich damals hoffte. Gott gebe, daß Marianne auch eine ſo gute Frau wird! Sie iſt das leibhafte Ebenbild ihrer Großmutter.

Da dem alten Manne das Herz hiebey weich geworden war, ſagte der Pfarrer, um ſeine Gedanken auf etwas anders zu lenken: wie kam es denn aber, daß Sie die Arzneikunſt aufgaben, die ja auch eine ſo ſchöne Kunſt iſt, und den geiſtlichen Stand dafür ergriffen? — Der Hauptgrund mochte wohl ſeyn, erwiederte der Greis, weil es

Gottes Wille war. Ich hatte immer eine Vorliebe für diesen Stand gehabt; da aber mein Vater mich lieber zu seiner Kunst heranziehen wollte, so folgte ich ihm. Meine Praxis hatte auch einen recht erfreulichen Fortgang. Aber ein Zufall, wenn ich es so nennen darf, machte sie mir zuwider.

War es nicht während einer ansteckenden Krankheit? fragte die Pfarrin.

Es war während des siebenjährigen Kriegs, antwortete ihr Vater. Die Franzosen hatten ein Lazareth in der Stadt, aus dem sich ein furchtbares Nervenfieber verbreitete. Mehrere Aerzte wurden ein Opfer ihres Berufs, und mir fiel so viel Arbeit zu, daß ich kaum im Stande war, Alles, was mir oblag, zu bestreiten. In einer Nacht, wo ich mich von Arbeit und dem Anblicke des mannichfaltigsten Elends ganz erschöpft, zur Ruhe begeben hatte, wurde ich durch einen Freund aus dem Schlafe geweckt, mit dem ich von Jugend auf in der engsten Vertraulichkeit gelebt hatte. Dieser Mann war glücklich verheirathet und Vater von zwey Kindern, an denen sein Herz hing. Eines dieser Kinder war mit der Bräune befallen worden. Ich sprang hastig auf, kleidete mich an,

und ergriff in der Dunkelheit, in der Bestürzung, in der Schlaftrunkenheit auch wohl, einige Kleidungsstücke, mit denen ich wenige Stunden vorher in verpesteten Häusern gewesen war. Zu spät wurde ich meinen Irrthum gewahr. Das Kind wurde für den Augenblick gerettet; aber der Vater bekam nach wenigen Tagen das Fieber, und starb; seine beyden Kinder folgten ihm in das Grab, und zuletzt die verzweifelnde Mutter, die das Liebste, was sie auf Erden hatte, nicht überleben konnte. Meinen Zustand bey dem Tode dieser geliebten Familie will ich nicht beschreiben. Ich sah mich als ihren Mörder an, da ich ihr Retter hätte seyn sollen, und that an ihrem Grabe den Schwur, so bald nur die Noth der Stadt vorüber wäre, der ungewissen Kunst zu entsagen, und mich zu einem Berufe zu wenden, wo ich mein und andrer Heil besser fördern könnte. — —

Marianne saß unterdessen und flecht an ihren Kränzen fort; die Geschwister trugen Blumen zu. Dann faßten sie sich bey den Händen und tanzten um die freundliche Schwester her, die nun auch für sich einen Kranz von blauen Kornblumen webte.

So ein frohes Leben war auch in Deines Grosvaters Hause, fuhr der Greis fort, der immer

die Augen auf den Kindern, die Gedanken in der Vergangenheit hatte. So wurde meine gute Christiane auch von ihren jüngern Geschwistern umtanzt, als sie meine Braut war, und in ihrem Myrtenkranze auf den langen blonden Locken wie ein Engel unter ihnen stand. Ihrem Vater mochte es auch so vorkommen. Denn er brach einen blühenden Liliensteugel ab, und gab ihr ihn in die Hand, und sie schlug die Augen erröthend nieder, da sie seine Meinung ahndete, und sah darum nur noch mehr aus, wie ein Engel.

Da die Pfarrin sah, daß sich ihr Vater wieder zu sehr in diese wehmüthigen Erinnerungen verlohr, sagte sie: Hatte nicht die Mutter damals auch noch andere Freyer? — Ja wohl, erwiederte der Grosvater, und mehr als Einen, der wohl hätte blenden können. Da war unter Andern ein reicher Landrath in der Nachbarschaft, ein Herr in mittlern Jahren, der war sterblich in sie verliebt, und wollte sie zur gnädigen Frau machen. Ich war einmal aus der Stadt herausgekommen — unsere Sache war noch nicht ganz richtig, aber doch schon im Werden — und wir saßen dort auf der Wiese, und der Landrath fand sich auch ein. Nach allerhand scherzhaften Reden fiel es

ihm ein, Chriſtianen zu küſſen. Sie hielt ihm ab und ſprang auf; er auch; ſie entlief; er ihr nach. Nie iſt wohl ein flüchtigeres Reh von einem ſchwerfälligerem Wolfe gejagt worden. Sie berührte kaum den Boden, und wenn man nicht auf ihre Füße ſah, mußte man glauben, ſie flöge. Aber wie der wohlbeleibte Herr hinter ihr her war! Wie er mit Armen und Beinen zugleich arbeitete, und ſich auch leicht machen wollte! — Wir ſaßen und lachten, und hielten uns die Seiten und konnten nicht aufhören zu lachen, als er keuchend und glühend zurück kam, und einmal über das Andere ſagte: Der Wildfang! Sie läuft wie ein Rebhuhn! So etwas iſt mir noch nicht vorgekommen! — und dabey trocknete er ſich mit dem Tuche, und konnte nicht aufhören zu wedeln und zu puſtern. — Chriſtiane aber kam den ganzen Abend nicht wieder. —

Der alte Mann lachte bey dieſer Erzählung ſo herzlich, als ob die ganze Scene lebendig vor ſeinen Augen ſtände.

Fortsetzung.

Die Arbeit auf der Wiese war jetzt vollbracht. Alles kehrte zurück; der Zug war länger als am Morgen, und die Kränze, die an allen Sensen und Rechen hingen, flatterten in der Luft. Lili, als die Kleinste, zog voraus; der Grosvater am Arm seiner Tochter machte den Beschluß.

Da nun die Familie zu Hause wieder versammelt war, trat Eduard in die Mitte und sagte: Der Grosvater hat mir gestern eine Strafe aufgelegt, und ich bin bereit, wenn es erlaubt ist, meine Buße jetzt abzuthun, doch unter der billigen Voraussetzung, daß diese strengen Richterinnen hier künftig für gleiche Sünden auch gleichen Büßungen unterworfen werden.

Die Bedingung wurde zugestanden.

„Es war einst eine Frau, hub Eduard an, die..."

Eine Frau! wo war diese Frau? fiel Aurore ein.

„Irgendwo in der Welt, sagte Eduard, gleichviel.

Nicht gleichviel, versetzte Marianne, die Welt ist groß.

Und eine Geschichte, setzte Mathilde hinzu, von der man nicht weiß, wo sie sich begeben hat, kömmt mir wie ein Traum vor, den man auch nirgends hinzusetzen weiß.

„Nun gut, fuhr Eduard fort, im Land Utopia, in der Stadt Nullibi, in der Straße Nulle part, wohnte eine Frau — Seyd Ihr nun klüger?“

Man kann ſich doch bey den Nahmen Etwas verſtellen, ſagte Mathilde.

Und ſie auch auf der Landkarte aufſuchen, verſetzte Eduard. Wollt' Ihr nun nicht auch wiſſen, in welchem Theile der Welt Utopia, und an welchem Fluſſe die berühmte Stadt Nullibi liegt?

Jetzt fahr nur fort, fiel Mathilde ein. Alſo — wohnte eine Frau.

Und die hieß? frug Aurore.

„Die hieß — Frau Utis. Dieſe Frau Utis war ſehr vornehm, ſehr ſchön, und beſonders ſehr gelehrt, worinn ſie Euch, meine gelehrteſten Schweſtern, weit übertraf.“

Ohne Nutzanwendungen, wenn wir bitten dürfen, ſagte Mathilde, ſonſt könnte die Strafe verdoppelt werden.

O wir können uns rächen! ſagte Marianne.

„Und beſonders ſehr gelehrt. Sie wußte Alles oder doch faſt Alles, was man aus Büchern lernen kann, bisweilen auch noch mehr als Alles.

Nun trug's sich Einmal zu, daß bey dem großen Jahrmarkt in...." Wie hieß die Stadt Aurore?

O wie hieß sie doch, Rüll... Rüll...

Du, Mathilde?

O ich weiß es, Nulle part.

Vortreflich!

O wir sind nicht hier, uns examiniren zu lassen, sagte Marianne. Du hast zu erzählen, und wir dich zu unterbrechen, wenn und wie und so oft es uns beliebt. Woran sich zu richten.

Eduard verbeugte sich sehr anständig und fuhr fort: „Es war also einstmals der große, weltberühmte Jahrmarkt zu Nullibi...."

Ja, ja, Nullibi hieß die Stadt, riefen die Mädchen alle zusammen.

„Und zu diesem weltberühmten Jahrmarkt war auch ein weltberühmter Taschenspieler gekommen, der schon die ganze Welt durchreist hatte, und nun zuletzt nach Utopia kam, um auch hier Ruhm und Geld einzuernten."

Ach das wird Philadelphia gewesen seyn, rief Aurore, von dem uns der Vater neulich erzählt hat. —

„Philadelphia oder irgend ein anderer, noch berühmterer und geſchickterer Künſtler. Dieſer Wundermann baute mit unbegreiflicher und ſelbſt in Utopia noch nie geſehener Schnelligkeit eine Bude auf dem Markte auf, hing ſein Bild in Lebensgröße daran, und einen großen langen Zeddel daneben, auf welchem ſtand ...“

O erlaß uns das, fiel Mathilde ein; er wird nicht anders geweſen ſeyn, als der Marktſchreyerzeddel, den die Tante neulich aus der Stadt geſchickt hat ....

„Ich muß erinnern, ſagte Eduard, daß in meiner Buße nicht beſtimmt iſt, was und wie ich erzählen ſoll. Dieß iſt mir überlaſſen. Woran ſich zu richten .... Auf dem Zeddel ſtand alſo: Der Meiſter habe in allen fünf Welttheilen und anderwärts großen Ruhm eingeerntet; den Kaiſer von China und den Kaiſer von Japan in Erſtaunen geſetzt; den Dalai Lama und den großen Mogul auf das Angenehmſte unterhalten, und dem Kaiſer aller Reußen, ſo wie dem König von Preußen, nebſt allen chriſtlichen und heidniſchen Potentaten die Zeit verkürzt; beſonders habe Ein Kunſtſtück allgemeinen Beifall erhalten, nemlich, die bis jetzt noch nie

geſehene, ja, für ganz unmöglich gehaltene Kunſt, die Zungen der Damen und Fräulein, wie beweglich ſie auch immer ſeyn möchten, ſo lange er wolle, zu feſſeln.“

O Poſſen, rief Mathilde. Windbeuteley! Marianne.

„Ihr mögt das freylich für unmöglich halten, fuhr der Erzähler fort, und wahrſcheinlich aus guten Gründen. Die Frauen und Mädchen in Nullibi meinten auch, wie Ihr, und um ſich zu überzeugen, daß das Vergeben eine bloße Windbeuteley ſey, ſaßen ſie ſchon zwey Stunden vor dem Anfange in der Bude, Kopf an Kopf; ſo daß die Männer, die ſich etwas ſpäter einfanden, nur an der Seite und in den Winkeln ein Plätzchen fanden. Nun fing die Muſik an; der Vorhang wurde aufgezogen, und der große Tauſendkünſtler, Hexenmeiſter und Teufelsbanner ſtand auf der Bühne. Ihm gerade gegenüber ſaß .... nun wie hieß die vornehme und gelehrte Frau?“

O wer kann alle Nahmen merken?

„Frau von Utis hieß ſie. Dieſe ſaß ihm alſo gerade gegenüber in der erſten Reihe, und

unterhielt die Anweſenden neben ſich und hinter ſich. Der Meiſter fing mit den leichteſten Stücken an, ging darauf zu den ſchwerern über, und verſprach mit den ſo zu ſagen Unmöglichen zu ſchließen. Er mochte aber machen was er wollte, Frau von Ltis wußte Alles, erklärte Alles, ſagte Alles zum Voraus — nicht anders, als ob ſie die Welt auch Einmal mit ſolchen brodloſen Künſten durchzogen hätte. Der Meiſter ſah ſie einigemal bittend an; es half nichts. Dann ſagte er: Gnädige Frau, wer die Kunſt verſteht, verräth den Meiſter nicht. Auch das half nichts. Sie peroriste immer fort, und bei jedem neuen Kunſtſtücke ſagte ſie: O das weiß ich! das weiß ich! — Da nun gar nichts half, ſagte er mit ſcheinbarer Niedergeſchlagenheit und betrübtem Tone: Da durch die tiefen Kenntniſſe dieſer außerordentlichen Dame alle meine Geheimniſſe gleichſam aufgedeckt worden ſind, ſo darf ich mir kaum ſchmeicheln, daß Eines meiner außerordentlichen Kunſtſtücke, womit ich an allen andern Orten den außerordentlichſten Beifall gewonnen habe, hier unenthüllt bleiben, und, ſo wie anderwärts, Glück machen wird. Bis jetzt hat es noch Niemand zu erklären vermocht. — Da rief Frau von Ltis, o laſſen Sie geſchwind ſehen! denn

sie hoffe, jetzt ihrem Ruhme die Krone aufzusetzen, wenn sie auch das Allerschwerste erriethe. Lassen Sie sehn, rief sie noch Einmal, und braunte recht vor Ungeduld. Sie sind bis jetzt freylich nicht sehr glücklich gewesen, und ich fürchte, ich.... Sie wollte noch Einmal fürchte sagen, da hing ihr, Niemand wußte wie? ein ungeheueres Schloß vor dem Munde, so daß sie weder die Lippen, noch die Zunge regen konnte. Sie erstarrte vor Schrecken, und in dem ersten Augenblick war auch die ganze Gesellschaft so erstaunt, daß es ganz still wurde. Aber wie man erst recht hinsah, und Frau von Utis so roth wie ein welscher Hahn mit dem riesenmäßigen Schlosse da saß, da erhob sich von allen Seiten ein ungeheures Gelächter, das gar nicht aufhören wollte; und wer hinten saß, stieg auf die Bank, und alle Köpfe ragten übereinander bis an die Decke, und das Gelächter fing immer von Neuem an und jedesmal ärger. Die bestrafte Schwätzerin sprang wüthend auf; sie versuchte das Schloß abzureißen; umsonst; sie drohte dem triumphirenden Taschenspieler mit der Faust; auch umsonst. Nun machte sie eine bittende Geberde; in dem Augenblick fiel ihr das Schloß in den Schooß. Nun wickelte sie sich in ihrem Shawl und huschte da-

ven. Das Gelächter aber hörte ſie noch, als ſie ſchon weit weg auf der Straße war.“

„Dieſe wahrhafte Geſchichte, ſchloß Eduard, ſoll ſchwatzhafte Mädchen lehren —“

Keine Nutzanwendung, Herr Sittenrichter, keine Nutzanwendung, riefen die Schweſtern. Deine Geſchichte iſt gut; aber durch die angehängte Moral könnteſt Du ſie verderben, wie die Fabeln in unſerm alten Aeſop. Ueberlaß uns das.

Eduard ſetzte ſich wieder an ſeinen Platz. Alle lachten; Lili aber nahm eine große Päonie vor den Mund, und lief damit hin und her, und riß ängſtlich an der Blume, und ſtellte ſo die arme Schwätzerin mit ihrem Schloſſe vor, bis ſie endlich die Päonie wegpuſtete und ausrief: O das weiß! das weiß ich!

Fortſetzung.

Als nun genug geſcherzt und gelacht worden war, ſagte Marianne: Aber, lieber Großvater, ſeit geſtern ſtehen die armen franzöſiſchen Kinderchen an der Thür des häßlichen Forſtmeiſters.

Die Witterung iſt noch rauh. Willſt Du ihnen nicht ein freundliches Obdach geben.

„Gut, antwortete der Grosvater, daß ihr der armen Waiſen gedenkt. Sie jammern mich auch, und der gute Thomas, ihr Pflegvater, obendrein, der kein Brod mehr im Hauſe hat, und doch nicht anders kann, als wieder zurückkehren, woher er gekommen iſt.“

Sein Traum hatte ihn alſo betrogen? fragte Mathilde.

„Vielleicht, fuhr der Grosvater fort, und das wäre auch eben kein Wunder; denn auf Träume iſt überhaupt nicht viel zu geben. Der Forſtmeiſter ging alſo in ſeiner Fuchsmütze, mit den beyden Jagdhunden, brummend ſeines Wegs, und ließ die beyden Waiſen mit dem armen Thomas hülflos ſtehn. Dieſer aber verzagte darum nicht, ſondern dachte bey ſich: Er, der den jungen Raben ihr Futter gibt, wird ja auch dieſe nicht verlaſſen. Dann nahm er die Mütze ab und betete; Unſer täglich Brod gib uns heute! — faßte die Kinder wieder bey den Händen, und ging mit ihnen nach der andern Seite weg. Wie er nun ſo, ſeinen Weg verfolgend, am Gartenzaun hingeht, öfnet ſich eine Thür und

die Forſtmeiſterin tritt heraus, und ſagt recht freundlich zu ihm: Guten Morgen, Thomas. Sie hatte hinter dem Fenſter geſtanden und Alles mit angeſehn, und das Herz hatte ihr wehe gethan bey dem Benehmen ihres Mannes; aber darein zu reden hatte ſie nicht gewagt, denn er war gegen ſie noch hartherziger als gegen Fremde. Daher wartete ſie an der Gartenthür, trat heraus, kauerte ſich nieder in den Weg, und ſprach mit den Kindern in ihrer Sprache. Da nun dieſe vor Freude über die langentwohnten Töne ihrer Heimath noch freundlicher waren als gewöhnlich, faßte die gute, aber niedergedrückte Frau eine große Liebe zu ihnen, und ſie ging mit ſich zu Rathe, ob ſie nicht bey ihrem Manne für die armen Waiſen bitten ſollte. Aber die Furcht behielt die Oberhand, und wahrſcheinlich wußte ſie auch, daß doch alles Reden verloren ſeyn würde. Darauf hieß ſie den Thomas warten, und ging in das Haus zurück; und nach einiger Weile kam ſie wieder mit einem Körbchen voll Lebensmittel, und einem Bündelchen Wäſche und Kleidungsſtücke — ſie hätte gern auch Geld dazu gelegt, aber das hatte ſie nicht; denn ihr geiziger Mann gab ihr keines in die Hände — und endlich auch einen Brief, den ſie

in der Eile geſchrieben hatte. Dieſer Brief war an ihre Schweſter gerichtet, die im Franken wohnte, und indem ſie dem Thomas den Brief gab, ſagte ſie: Was ich nicht vermag, werden an meiner Stelle andre thun. Macht Euch auf, Thomas, mit dieſen lieben Kindern und bringt ſie meiner Schweſter. Dieſer ſind jetzt eben zwey Kinder an den Pocken geſtorben, und ſie iſt darüber in großer Traurigkeit. Mein Herz ſagt mir, daß ſie dieſe Waiſen nicht verſtoßen wird. Geht mit Gott! Von dem was hier in dem Korbe iſt, könnt Ihr unterwegs zehren. Gott weiß, daß mir das Herz ſpringen möchte, daß ich Euch vor eine andere Thür ſchicken muß. Darauf bückte ſie ſich wieder zu den Kindern und herzte und küßte ſie, und da ſie weggingen, blieb ſie in der Gartenthür ſtehn, und ſah ihnen nach ſo weit als ſie konnte."

„Thomas bedachte nun die Sache im Nachhauſegehn. Zu Fuß, dacht' er, können die Kinderchen den weiten Weg nicht machen. Wenn ich ſie hinfahren könnte. — Der Karren wäre ſchon da, und der iſt ſo ihr Eigenthum und alleiniges Erbtheil; aber wo ſoll ich das Pferd her nehmen und das theure Futter für das Pferd? Da wußt er nun keinen Rath, und ging darüber

ganz tiefſinnig in den Wald und kam auch ganz tiefſinnig wieder. Die Nacht konnte er auch nicht ſchlafen vor Sorgen, und das Mitleiden kam dazu, daß die Kinder ſo weit weg ſollten, wo er ſie vielleicht gar nicht wiederſähe. Wie nun der Tag anbrach, dachte er: Hinbringen mußt du ſie doch; Gott wird ihnen ja unterwegs forthelfen. Und dann ſtand er auf, und machte ſich, ohne recht zu wiſſen warum, an das zerſchellte Rad, das auch in Kurzem wieder hergeſtellt war. Nun ging er in's Amt, um ſich einen Paß zu holen. Wo ſoll die Reiſe hingehn? fragte der Amtsſchreiber. — In's Fränkiſche, war die Antwort. — Und der Ort? — Nach Martinbach, wo die Schweſter von der Frau Forſtmeiſterin das Gut hat. — Wie der Amtsſchreiber das hörte, ſtand er auf und ging hinaus, und gleich darauf kam er wieder mit dem Amtmann ſelbſt herein. — Ihr wollt nach Martinbach? fragte der Amtmann. — Ja Herr. — Auf das Gut der Frau von Stauſenberg? — Ja, Herr Amtmann. — Nun das kömmt ja wie beſtellt, ſagte dieſer. Der Landſtreicher, den wir hier ſitzen haben, hat ſein Pferd eben auf dem Gute geſtohlen. Da Ihr nun den Weg derthin macht, ſo könnt Ihr das Pferd mitnehmen; ſo

kommt Ihr schneller hin und verdient Euch noch ein Trinkgeld obendrein. — Um das Trinkgeld wär''es mir nicht sowohl, antwortete Thomas, so ich es gleich auch brauchen könnte; aber ich könnte das Pferd in das Wägelchen spannen. Das Ding ist federleicht und die Kinder wiegen auch nichts, und so kämen wir recht gut von hinnen. Darauf erzählte er dem Amtmann sein ganzes Verhaben; und wie dieser nichts dagegen hatte, war er mit Einemmal von allen seinen Sorgen los."

„Am andern Morgen, sobald der Tag graute, saßen die Kinder schon auf dem Wagen, und das gestohlene Pferd war angespannt, und Thomas ging neben her. Seine eignen vier Kinder aber gab er seiner alten Schwiegermutter aufzuheben, damit sie in der Zeit nicht zu Schaden kämen." —

Als der Grosvater bishierher in seiner Erzählung gekommen war, hielt er inne, und fragte den Pfarrer: Hast Du auch nicht vergessen, lieber Sohn, Dich in der Stadt nach unserm Matthias zu erkundigen? Es wäre nicht recht, wenn wir über der Geschichte von fremden Waisen unsere eigenen vergäßen. — Ich habe wohl nach ihm gefragt, antwortete der Pfarrer, und bin selbst bey ihm gewesen. Er war in voller Arbeit, und so

emſig dabey, daß er auf Nichts achtete, was um ihn her vorging. Als mich der Meiſter herausbegleitete vor die Thür, lobte er ihn ſehr, und meinte, wenn er ſich fort ſo hielte, könne er ihn über's Jahr losſprechen.

Gott ſey gelobt, ſagte der Greis; das wäre wieder Einer, den wir dem Zuchthauſe abgewonnen hätten! Der Junge war entſetzlich verwildert. — Aber anſtellig war er immer, ſagte die Pfarrin. — Wie keiner, ſetzte ihr Mann hinzu. Nach den Proben, die er ſchon gegeben hat, wäre er auf dieſem Wege ſicher der abgefeimteſte Gauner geworden. Jetzt ſcheint es, hat die Luſt an der Arbeit tief genug bey ihm Wurzel geſchlagen, ſo daß wir keinen Rückfall in die alte Unordnung zu fürchten haben. Der Meiſter ſagte mir unter Anderm, beym Abendgebete ſey keiner ſeiner Leute ſo andächtig als Matthias, und er breche bisweilen in Thränen aus, wenn ihn eine Stelle an ſeinen frühern Zuſtand und an die Wohlthaten erinnere, die ihm Gott durch die Rettung aus ſeinem wüſten Leben erzeigt habe.

Man darf doch an keinem Menſchen verzweifeln, ſagte der alte Mann. Wie verwildert er auch ſey, Etwas Gutes liegt doch in ihm, und

in dem verdorbenſten Gemüthe ſchlummern Funken, die ſich anfachen laſſen. Man muß nur nicht müde werden, und einen Menſchen gleich aufgeben, wenn er nicht thut, wie er ſoll, oder wie wir von ihm erwartet haben. Mit der Bequemlichkeit richtet man in keiner Sache viel aus, am wenigſten im Verkehr mit Menſchen. Wie viele Geduld muß nicht ein Menſch haben, um einen wüſten Acker urbar zu machen! Und der trägt doch am Ende nur eine geringe irdiſche Frucht! Und wie viel Nachſicht hat nicht Gott mit uns — mit den Beſten, wie mit den Schlechteſten! Er vergißt aber nie in ſeinem Vaterherzen, daß er uns nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen hat.

Aber lieber Grosvater, ſagte Eduard, der Spezial von Ettenheim ſagte doch neulich, er hätte nichts als Schurken und Spitzbuben in ſeiner Gemeinde, und fragte dann: Ob man an ſolchen Rangen wohl auch das Ebenbild Gottes erkenne?

Das war wohl eine große Uebereilung des Spezials, erwiederte der Grosvater, und ich hoffe, daß er ſie bereut hat. Wenn Gott die Fehler und Gebrechen der Menſchen ſo hart beurtheilte, wie mancher Pfarrer die Fehler ſeiner Gemeinde, ſeine Donner würden nie ruhn, und Eine Sündfluth

wäre zu wenig für die Züchtigung des armen, unglücklichen Geſchlechts. — Aber ich bin ganz von meiner Erzählung abgekommen, und jetzt ſie wieder anzuknüpfen, möchte zu ſpät ſeyn. Alſo die Fortſetzung morgen Abend. Jetzt will ich ruhn. Der Abend iſt noch ſchwül, und wir werden wohl dieſe Nacht durch ein Gewitter geſtört werden.

Vierter Abend.

Die Vorausſagung war eingetroffen. Auf die warmen Tage folgte nun rauhe Witterung und Regen. Die Familie brachte alſo den Abend im Zimmer zu.

Man wird leicht erwarten, daß der Grosvater an die Fortſetzung ſeiner Geſchichte erinnert wurde. „Ich hatte nicht gemeint, ſagte er, daß ſie ſo lange dauern würde. Ich mag wohl etwas zu weitläuftig geworden ſeyn, nach der Weiſe des Alters; darum will ich mich heute kürzer faſſen, damit wir zum Schluſſe kommen.“

Ach, liebſter Grosvater, rief Mathilde, nur nicht zu kurz! Eine Geſchichte, die nur eben das Nothwendigſte enthält, iſt wie die Fabel im Gellert: Er lebte, nahm ein Weib und ſtarb. Man hat wenig daran. Nein, nein! Recht ausführlich muß eine Geſchichte ſeyn, die meinen Beifall haben

ſoll, damit man Alles deutlich vor Augen ſieht, wie Eines aus dem Andern folgt.

Nicht wahr, fiel die Mutter ein, auch lange Vorreden haſt du gern, und reichlich eingeſtreute Betrachtungen, und am Schluſſe eine gute Nutzanwendung.

Nein, nein, nein! riefen die Mädchen alle, wie aus Einem Munde. Vorreden ſind für uns ſo gut als nicht geſchrieben; wir leſen ſie nicht; die eingeſtreuten Betrachtungen überſchlagen wir, und die Nutzanwendungen getrauen wir uns ſelbſt zu machen.

Ich denke, Ihr vergeßt es meiſt.

Sie machen ſie ganz im Stillen, ſagte Eduard, aus Beſcheidenheit, um ihre Tugenden nicht ſelbſt — —

O rief Mathilde, über dem Necken kommen wir um die Geſchichte. Liebſter, beſter Vater, laß doch Eduarden ſchweigen. Vor ſeinem Moraliſiren kann Niemand zum Worte kommen. Es ſollte ihm billig wieder eine Buße auferlegt werden.

Nein, nein, rief Marianne. Er könnte uns noch ärger mitſpielen als geſtern.

Der Grosvater lachte herzlich und reizte die Neckenden ſelbſt auf. Und wie es nun ſo noch

ein Veilchen hin und her gegangen war, kniete Mathilde an dem Lehnſeſſel nieder und ſagte mit aufgehobenen Händen: Liebſter Grosvater, binde Eduards böſe Zunge und leg' ihm ein Schloß vor den Mund, indem Du anfängſt zu erzählen. So ſind wir dann Alle zufrieden.

Indem er nun eben anfangen wollte, drückte ſich Lili an ihn, und ſagte ganz verſchämt: Aber, lieber Grosvater, wie hieß denn der kleine franzöſiſche Junge auf dem Wägelchen? — „Du haſt Recht, Lili, antwortete der Grosvater; ich habe das vergeſſen und den Nahmen ſeiner Schweſter dazu. Jacques hieß er, oder Jacob auf Deutſch, und ſein Schweſterchen Margot, was ſo viel iſt als Gretchen.“

Und wie groß waren ſie denn?

„Wie Kinder von ſechs und ſieben Jahren. Margot war das Aelteſte, aber nicht viel größer als Jacques. Doch waren ſie beyde für ihr Alter groß; beyde zart und ſchlank gewachſen; ſchwarz von Haar; ebenſo die Augen, und die Augenbraunen darüber wie ein ſcharfer, ſchwarzer Strich, was ihnen ein recht kluges Anſehn gab. Dabey hatten ſie aber doch etwas Treuherziges in ihren Mienen, das Jedermann einnehmen mußte.“

„Der Thomas hatte alſo Heu in das Wägelchen gelegt, und einen Sack mit Haber, den er für das geſtohlene Pferd im Amthauſe bekommen hatte — in Martinbach würden ſie es ſchon bezahlen, ſagte der Amtsſchreiber; — auf dem Sacke ſaßen die beyden Kinderchen neben einander, und ſahen unter dem Verdecke ſo froh und ſchön heraus, wie ein Paar neugemalte Heiligenbilderchen aus ihrer Blende. Thomas ging mit der Peitſche nebenher. Wer ihm begegnete blieb ſtehn, und betrachtete das fremde Fuhrwerk, noch mehr aber was darinn war; manche fragten ihn auch, wohin er denn dieſe Paradiesvögel zu Markte führe? Gegen Abend hatte er ſchon den dritten Theil des Weges zurückgelegt, und hielt an der Thür eines Wirthshauſes, vor welchem ein ſchöner Reiſewagen ſtand. Thomas hob ſeine Paſſagiere herunter, ſpannte ſein Pferd aus, und begab ſich damit in den Stall. Die Kinder aber wieß er in die Wirthsſtube, wo ſie ſich auf die Bank am Ofen ſetzten; denn ſie waren doch ziemlich erfroren."

„Sie hatten ſich eben hingeſetzt, ſo kam die Wirthin herein, betrachtete ihre kleinen Gäſte, und da ſie ihr wohl gefielen, that ſie allerley Fragen an ſie. Aber die Kinder verſtanden nur wenig davon und antworteten immer: Nicht Deutſch ver-

ſtehn, Franzos ſeyn — worüber ſich die Wirthin noch mehr wunderte. Auf Einmal entſtand im Hofe ein gewaltiger Lärm. Mehrere Stimmen ſchrien durcheinander, unter denen die des Thomas die vernehmlichſte war. Jacques ſprang auf, und lief nach dem Hof; Margot aber blieb erſt in der Thür ſtehn, und zitterte wie Eſpenlaub. Ein fremder Kutſcher hielt den ehrlichen Holzhauer mit der einen Hand am Kragen, und ſchrie in Einem fort, „Spitzbube, Pferdedieb! Das Pferd iſt mein!“ mit der andern aber riß er an dem Pferde. Thomas wollte das Pferd nicht fahren laſſen, und ſchrie „Mörder.“ Auf dieſes Geſchrey war Alles im Gaſthofe zuſammengelaufen; Alle ſprachen, Einer tobte gegen den Andern, und keiner verſtand den Andern. Margot weinte; Jacques riß den fremden Kutſcher am Rock, und ſchrie auf Franzöſiſch gegen ihn, ſo arg er nur konnte. Die Wirthin lief auch dazwiſchen. Endlich kam eine ſtattliche Dame in Trauer die Treppe herab. Dieſer gehörte der Kutſcher an, und nach mehrmaligen Rufen gelang es ihr endlich von dem Wüthenden gehört zu werden. Er ließ den Thomas fahren, aber das Pferd hielt er feſt. „Es iſt unſer Pferd, ſchrie er, und ich will den Kerl noch am Galgen ſehn, der es mir geſtohlen hat.“

„Thomas, von einer Menge von Bauern umringt, hatte nicht zur Vertheidigung kommen können, ſo lange ihn der Fremde würgte. Jetzt rief ihn die Dame in Trauer zu ſich, und verlangte zu wiſſen, wie er zu dem Pferde gekommen, und warum er es für das Seinige ausgäbe. — Das hab' ich nie geſagt, antwortete Thomas, und ſag' es auch jetzt nicht. Das Pferd iſt nicht mein, und der, dem es gehört, ſoll es nächſter Tage aus meinen Händen zurückbekommen, wie ich ja eben deshalb unterwegs bin. Daß aber dieſer wüthende Kerl über mich herfällt, und es mir mit Gewalt wegreißen will, und mich einen Dieb ſchilt, da ich doch ein ehrlicher Bote bin, das werde ich nimmermehr leiden. — Und nun erzählte er, wie er zu dem Pferde gekommen, und wohin er damit wollte."

„Da traf es ſich denn nun artig genug, daß, wie ihr wohl ſchon gemerkt haben werdet, die Dame in Trauer eben die Edelfrau war, welcher das Pferd angehörte, und der es der Thomas bringen ſollte. Das war nun auch recht gut, und unſer Holzhauer hätte, was das Pferd betraf, mit einem guten Trinkgelde, das ihm die Dame für ſeine Mühe ſchenkte, wieder nach Hauſe zurückkehren können. Er hatte ſich auch ſchon auf das Beſte

bedankt, und wollte nach der Wirthsſtube umkehren, als ihm einfiel — was über dem gewaltigen Handel ihm ganz aus dem Sinne gekommen war — daß er ſich ja eines ganz andern Geſchäftes wegen auf die Reiſe begeben habe. Er kehrte alſo wieder um, und mit der Mütze in der Hand ſagte er zu der Dame, die ſchon wieder die halbe Treppe hinauf war, Ihr Gnaden, ſo geht das nicht; nehmen Sie Ihr Geld nur wieder. Sie müſſen ſchon ſo gut ſeyn, und mir das Roß noch auf zwey Tage borgen. Ich hab' es ja eben darum mitgenommen."

„Der Dame kam das freylich ſonderbar vor. Sie ſtand ſtill, lächelte den Thomas an und forſchte nach ſeiner Meinung. „Da fing er nun die ganze Geſchichte von vorn an, von dem Abend an, wo er die Kinder auf der Straße gefunden, wie er ihren Vater begraben, und nun eine Mutter für ſie ſuche, da ſie für ſeine Wirthſchaft zu fein wären. Und am Ende der Erzählung zog er ein Tuch aus der Taſche, und wickelte den Brief heraus, den die Oberforſtmeiſterin an ihre Schweſter geſchrieben hatte. Die Edelfrau war aber eben dieſe Schweſter. Thomas hielt ihr den Brief hin, ſo daß ſie die Aufſchrift leſen konnte. Das iſt an mich, ſagte ſie. — Nun wenn das Schreiben an Sie iſt,

fuhr Thomas fort, ſo werden Sie daraus ſehn, wie die Meinung iſt. Und dabey gab er ihr den Brief, und während ſie las, verwendete er kein Auge von ihr. Denn da ihm die Frau gefiel, ſo wünſchte er, daß ſie die Kinder zu ſich nehmen möchte. Die Kinder aber hatte er hinter ſich geſtellt. Die Dame überlief den Brief, ſchüttelte den Kopf, las ihn noch Einmal, und ſagte vor ſich: Zwey fremde Kinder auf Einmal — und Franzoſen! Als ſie ihn aber zum zweytenmal heruntergeleſen hatte, und an die Worte kam, wo es hieß: „Gott ſchickt ſie Dir zum Erſatz für die Engel, die er eben zu ſich genommen.“ Da kamen ihr die Thränen in die Augen, und ſie ſagte ganz ſanft: Nun, ſo zeigt mir doch Eure Pflegekinder. Da war Thomas froh, wie er ſie ſo freundlich ſah, und daß ihr die Thränen in den Augen ſtanden, und dachte: Sieht ſie ſie nur erſt! und nun ſtellte er erſt Margot vor ſich, die gleich der Dame ſehr artig die Hand küßte, und dann auch den Jacques. — Ach! die Engel, rief die Kammerfrau, die daneben ſtand. — Und die Dame war aber auch über den Anblick der ſchönen Kinder ſo betroffen, daß ſie gleich in ihrem Herzen entſchloſſen war. Sie ſah ſie noch ein Weilchen an, nahm dann Eins ums Andre in die Höh,

küßte ſie und ſagte auf Franzöſiſch: Ich will Eure Mutter ſeyn. —. Da kehrte ſich Margot zu ihrem Bruder und ſagte ganz erfreut.: Ach Jacques nun haben wir wieder eine Mutter gefunden! — Jacques aber hielt den guten Thomas feſt bey der Hand, als ob ihm bange wäre, ihn zu verliehren. Die Sache war nun bald in Ordnung gebracht, und am folgenden Morgen trennten ſich die beyden Partien. Thomas kehrte zu Fuß nach Hauſe zurück, und Frau von Staufenberg im Wagen. Margot wurde mit hineingenommen; Jacques aber fuhr auf ſeinem Kutſchchen hinterdrein, und ſah ſich noch oft nach dem guten Thomas um, der jetzt ſeine Schritte verdoppelte, um ſich die Betrübniß zu verlaufen, und mit der guten Nachricht bald wieder zu ſeinen eignen Kindern zu kommen."

„So fanden dieſe armen Waiſen durch Gottes Hülfe und unter ſeinem recht ſichtbaren Beyſtande, unter ganz fremden Menſchen fromme und chriſtliche Seelen, die ſich ihrer Verlaſſenheit annahmen. Jene Margot war nun eben die Mutter unſrer Nachbarin. Sie war eine brave, gottesfürchtige Frau, wie ich wenige gekannt habe; eine Mutter der Armen und Pflegerin der Waiſen. Ihr eigenes Schickſal und das Gute was Gott

durch Andre an ihr gethan hatte, war ihr immer vor Augen und im Herzen, und wer ihre Hülfe für ein verlaſſenes Kind in Anſpruch nahm, konnte ſicher ſeyn nicht umſonſt zu bitten. Sie ſtarb nicht reich an irdiſchen Gütern, obgleich auf ihrem Hauſe ein recht großer Segen ruhte; aber der Dank und die Thränen Vieler folgten ihr nach, die ſie aus dringender Noth gerettet, oder, was noch mehr werth war, zum Guten angeleitet hatte. Ich werde Euch künftig vielleicht noch mehr von ihr erzählen."

Aber was wurde denn aus dem kleinen Jacques? fragte Aurore.

„Auch ein recht wackrer Mann, antwortete der Grosvater. Er widmete ſich dem Handel, und da er ſehr anſtellig, munter, arbeitſam und die Guthmüthigkeit ſelbſt war, erwarb er ſich die Liebe ſeines Lehrherrn, heirathete deſſen Tochter, und kam ſo in den Beſitz einer Fabrik, die er durch ſeine Einſichten und ſeine Betriebſamkeit zu einer der erſten im Lande erhob. Er ſprach oft bey ſeiner Schweſter ein, wenn er zur Meſſe reiſte, und er ging ſelten wieder weg, ohne ſich an dem Orte durch irgend eine gute Handlung ein Andenken geſtiftet zu haben. Es war ein würdiger, beſcheidner, verſtändiger Mann."

An den guten Thomas aber denkt Niemand, sagte Eduard.

„Wer sagt das? erwiederte der Grosvater. Seine Pflegekinder dachten immer an ihn, und er hat sie auch Einmal auf ihr inständiges Bitten in Martinbach besucht, als sie noch bey der Frau von Staufenberg waren. Als sie aber beyde geheirathet hatten, und es ihnen wohl ging, wollten sie auch, daß es ihrem Retter gut gehen sollte. Beyde wollten, daß er zu ihnen zöge, und seine alten Tage bey ihnen in Ruhe beschlösse. Aber dazu war er nicht zu bewegen, sondern er blieb bey seinem Geschäfte, und fällte Bäume nach wie vor, bis die Axt seinen alten Händen zu schwer wurde. Da zog er zu seiner jüngsten Tochter, welcher Jacques das Kostgeld für ihren alten Vater gab, so wie er sie auch ausgestattet hatte. Die beyden Söhne nahm er zu sich, stellte sie bey seinem Gewerbe an, und setzte sie in den Stand, sich ein artiges Eigenthum zu erwerben und selbst einen kleinen Handel anzufangen. Er ist nun auch tod; aber sein Sohn setzt fort, was der Vater angefangen hat, und man sagt, daß er nicht bloß das Vermögen, sondern auch die Tugenden seines Vaters geerbt habe.“

„Und was mich sehr freut, setzte er hinzu, ist, daß sich diese Familie ihrer feinern Bildung und ihres Wohlstandes nie überhoben und nie ihre Nachbarn verachtet hat. Vielmehr stellte sie sich immer den Geringsten gleich, und betrachtete das von Gott Verliehene nur als ein anvertrautes Gut, um damit zum Besten Anderer zu wuchern. Es war ein wahrhaft christlicher Sinn in ihnen.“

Auch von unsrer Nachbarin, sagte die Pfarrin, weiß ich viel Gutes, ob sie gleich erst seit kurzer Zeit hier wohnt. Sie scheint ihrer Mutter werth. O es ist ein großer Segen gute Eltern zu haben!

Marianne, die der Mutter zunächst saß, drückte sich bey diesen Worten sanft an sie; Mathilde aber, auf der andern Seite, ergriff den Arm der Mutter und legte ihn um ihren Nacken. Die Mutter bückte sich über sie, küßte sie auf die Stirn und setzte leise hinzu: — „Und gute Kinder.“

Fünfter Abend.

Eines Abends, als die Familie versammelt war, fiel die Rede auf einen jungen Gelehrten, der in einem Alter, wo sich die meisten Knaben kaum zu besinnen anfangen, schon Proben ausgebreiteter Kenntnisse gegeben, Bücher geschrieben und zum Doctor promovirt worden war. Als nun bey dieser Gelegenheit Beyspiele von mehrern frühreifen Kindern erwähnt wurden, sagte der Grosvater: Wie alt bist du, Lili?

In fünf Wochen werde ich fünf Jahre. Nicht wahr, Mutterchen?

Ganz recht, antwortete der Grosvater. Du bist schon eine große Person, aber noch erstaunlich unwissend.

O Grosvater, sagte Lili bittend, ich weiß doch schon viel.

Daß du die Fabel vom Zeiſig und der Nachtigal aufſagen kannſt, und die Geſchichte vom Rhinoceros, und einiges Andere dergleichen, weiß ich wohl. Aber was will das ſagen in Vergleichung mit dem, was einſt ein Mädchen von vier Jahren — —

Ein Mädchen von vier Jahren? fiel Lili ſehr naſeweis ein. Doch nicht Pachters Riekchen, die iſt vier Jahre alt, aber entſetzlich dumm.

Riekchen iſt für ihr Alter klug genug, ſagte die Mutter, und ganz und gar nicht naſeweis. Sie gefällt mir oft weit beſſer, als du mir in dieſem Augenblick gefällſt.

Lili ſah vor ſich hin, erröthete, drückte ſich dann an die Mutter und ſah ihr verſchämt nach den Augen.

Laß uns hören, fuhr die Mutter fort, was der Grosvater ſagen will.

Nicht älter als vier Jahre, hub dieſer an, war Juliane Peutinger, die Tochter des Stadtſchreibers von Augsburg. Der Vater, der ein ſehr gelehrter Mann war, unterrichtete ſein Töchterchen frühzeitig in andern Dingen und auch im Latein. Da nun eines Tages Kaiſer Maximilian nach

Augsburg kam, und die Obrigkeit der freyen Reichsſtadt ihn begrüßte, ſtellte ſich Juliane Peutinger vor alle die bärtigen Männer mit ſchwarzen Mänteln dem Kaiſer gerade gegenüber, und hielt im Namen der Stadt eine lateiniſche Rede an ihn. Da ihr das nun gut von ſtatten ging, und ſie nicht Einmal anſtieß, und ihr auch Niemand einzuhelfen nöthig hatte, hatte der Kaiſer Freude an ihr, lobte ſie, und ſagte, indem er ihr unter das Kinn griff: Nun, Julchen, bitte dir von unſrer Majeſtät Etwas zur Belohnung aus; Etwas, das dir rechte Freude macht. — Nun, was hätteſt du dir ausgebeten, Lili, wenn du ſo eine lateiniſche Rede vor einem Kaiſer gehalten hätteſt?

O, antwortete Lili, ich hätte mir ſo eine ſchöne Küche ausgebeten, wie die Kinder auf dem Edelhofe haben, mit allen möglichen Sachen von Zinn, und kleine kupferne Keſſelchen, und meſſingene Leuchterchen ....

Und — und — fiel Eduard lachend ein, und einer ganzen Wirthſchaft. Lieber gleich ein ganzes großes Haus mit einem Park und einem Marſtall, voll der ſchönſten Pferde. Das wäre doch noch eher ein Geſchenk für einen Kaiſer, als eine ſo armſelige Kinderküche mit ihrem Zubehör.

Ein ſchönes Kleid, ſagte Aurore, wäre auch ſchon anzunehmen geweſen.

Die Kinder ſtritten. Jedes behauptete ſeinen Wunſch. Der Grosvater lachte. Aber über dem Streiten, ſagte Mathilde, erfahren wir nun nicht, was ſich die Augsburger Rednerin gewünſcht.

Nun was war es denn? riefen Alle auf Einmal.

Sie war noch beſcheidner, als Lili.

O gewiß hat ſie ſich eine Puppe gewünſcht, ſagte Aurore.

Ganz recht. Eine ſchöne Puppe, ſagte ſie mit einem Knix, wenn mir Kaiſerliche Majeſtät etwas ſchenken will. —

Ich möchte aber wohl wetten, ſagte Eduard, daß die kleine Pedantin von ihrer lateiniſchen Rede ſelbſt nichts verſtanden habe.

Das ſpricht die Eiferſucht aus Dir, antwortete Marianne; warum ſollte ſie ihre Rede nicht haben verſtehen können?

Weil ich ſelbſt in meinem vierten Jahre keine Zeile davon ....

O der herrliche Grund! Alſo was Herr Eduard nicht kann ....

Ich ſage das nicht, antwortete Eduard mit Erröthen; aber ich weiß ſehr wohl, daß man einem kleinen Mädchen ſo gut wie einem Papagey oder Staar vielerley beybringen kann, was es eben nicht anders auffagt, als ob es Etwas davon verſtände. Man weiß ja, daß zwiſchen Papageyen, Staaren und Mädchen....

Keine Satyren, junger Herr, ſagte die Mutter mit dem Finger drohend; ich werde ſonſt die Partey der Mädchen nehmen, und an einen Spruch erinnern, in welchem ein gewiſſer Eduard drey, viermal nach einander, was gewiß höchſt lächerlich war....

O Mutterchen, Mutterchen, rief Eduard, und hielt beyde Hände bittend in die Höh — Barmherzigkeit! Nur dieſe Geſchichte nicht! Ich will auch ganz zahm ſeyn.

Alle Mädchen klopften in die Hände und freuten ſich.

Eduard nahm ſich zuſammen. Damit Ihr nicht glaubt, ich hätte eine ſo ſchlechte Meinung von einem Papagey, ſo will ich Euch, wenn es die Eltern erlauben, eine Geſchichte erzählen, die wenigſtens zeigt, daß ſich ein Papagey mit ſeiner

erlernten Weisheit manchmal aus der Noth helfen kann.

Ich glaub' er wird uns wieder necken, sagte Marianne.

Wir wollen es darauf ankommen lassen, sagte Mathilde. Ich fürchte seine Pfeile nicht —

Seitdem dir die Mutter ihren Schild vorhält, erwiederte Eduard. Nicht wahr? Wenn es Euch aber bedenklich scheint, meine Geschichte zu hören....

Als ob wir nicht wüßten, fiel Mathilde ein, daß dir eben soviel daran liegt, sie zu erzählen, als uns sie zu hören.

Nun, bitte, bitte, fiel Aurore ein.

Eduard hub nun also an: „In dem Kriege, den der Kaiser Napoleon mit dem König von Preußen führte, kam ein deutscher Soldat, der aus Schwaben war, und den Franzosen auch mit helfen mußte, in ein Preußisches Dorf, das von seinen Einwohnern verlassen und ganz ausgeplündert war. In der Mitte des Dorfes stand ein Edelhof, der war eben so ausgeleert, wie das Uebrige; der Schwabe aber, der großen Hunger hatte, weil die Franzosen Alles vorher weg gegessen hatten, dachte, es müßte doch schlimm seyn, wenn in

dem großen Hauſe nicht ſoviel wäre, um einen Schwaben ſatt zu machen. Er ging alſo hinein, und ſah ſich um. Die Küche ſtand offen, aber es war kein Feuer auf dem Heerde; in der Milchkammer lagen die Scherben umher, und im Keller gab's nichts als zerſchlagene Fäſſer. Da dacht' er, wer doch früher zu der Kirchweih gekommen wäre! und ging die Treppe hinauf bis auf den oberſten Boden, und wieder die Treppe hinab. Aber es half ihm nichts, als daß er noch müder und hungriger wurde. Endlich hörte er von fern ein Geſchrey: „Hülfe, Hülfe!" „Wo bleibſt du, du Spitzbube?" und dergleichen; und da er glaubte, er würde gerufen, ging er dem Geſchrey nach, und kam in einen Gartenſaal. In der Ecke des Saals ſtand auf einem Tiſche ein goldner Käfig, und in dieſem ſchwenkte ſich ein grüner Papagey an ſeinem Ringe. „Wer ruft mich?" ſagte der Schwabe; aber der Vogel antwortete nicht. Da dachte jener in Ermangelung eines andern Federviehs wäre der Papagey auch ein Braten für ihn, und fing an mit dem Bajonet nach ihm zu ſtechen. Der Papagey verſtand wohl, daß das nicht gut gemeint war, und flog ängſtlich hin und her, und ſchrie endlich in ſeiner Angſt: Pardon, Camerad. — Ey, ſagte der Schwabe, dich hätte der Henker

zu meinem Cameraden gemacht. Ich habe Hunger — und ſtach immer zu. Jetzt rettete ſich der Vogel auf die oberſte Stange, und ſchrie ſo laut er konnte: Reſpect, ich bin der General. — Da fuhr der Schwabe zuſammen, ſtellte ſich in Poſitur, präſentirte das Gewehr und ſagte: Haltens zu Gnaden, Ihr Excellenz; ich wußt' nicht, daß Ihr Excellenz ein Vogel waren. — Und damit machte er links um, marſchirte ab, und ſuchte anderswo Etwas gegen ſeinen Hunger."

Gut erzählt, ſagte Marianne. Wir bedanken uns.

Ich hatte ſchon Sorge um das arme Thier, ſagte Mathilde; aber es war auch ein beſonderes Glück, daß der Schwabe.... Sie rieb ſich die Stirn mit einer bedeutenden Geberde. Ich dächte aber, ich hätte ſchon etwas Aehnliches von dem Staar von Segringen gehört.

Wohl möglich, antwortete Eduard, dergleichen Geſchichten tragen ſich mehr als Einmal zu.

Unterdeſſen führten Aurore und Lili die Geſchichte von dem Papagey zuſammen auf. Lili war der Papagey. Als nun Aurore, die der Sol-

dat war, nach ihr haschte, und sie mit aufgehobenen Armen bald dahin bald dorthin flatterte, vergaß sie in der erdichteten Angst ihre Rolle und schrie: Respect, ich bin Lili. — Man kann denken, was für ein Gelächter über diesem Versprechen entstand.

Sechster Abend.

Eines Tages geſchah es, daß zwey Kinder mit einander auf der Hausflur ſpielten. Das Jüngere wird von dem Aelteren gejagt, und ſtürzt zur Thür heraus über die Schwelle, als eben ein Wagen raſch vorüberfährt. Das Kind fällt neben dem Gleis auf die Straße nieder; das flüchtige Rad berührt ihm den Arm und den Schenkel; aber es wird von den Herbeyeilenden unbeſchädigt aufgehoben, und ſetzt, wenige Minuten darauf, ſein tolles Spiel wieder fort.

Als nun am Abend die Rede von dieſem Vorfalle war, ſagte die Pfarrin: Es iſt doch auffallend, wie ſich der Schutz der göttlichen Vorſehung ſo ganz vorzüglich bey der Rettung der Kinder zeigt. Iſt es, weil das Vaterherz der ewigen Liebe den Hülfloſeſten das erſetzt, was der Erwachſene ſchon eher in ſich ſelbſt finden kann; oder achten wir

vielleicht in dem Leben der Erwachſenen mehr auf das, was die eigene Kraft und Klugheit des Menſchen zu ſeiner Erhaltung wirkt, als auf die wunderbaren Fügungen der göttlichen Weisheit. Ich weiß es nicht, aber ich geſtehe gern, daß ich von ganzem Herzen dem tröſtlichen Gedanken nachhänge, daß Gott die Unſchuld der kleinen, hülfloſen, unberathnen Geſchöpfe einer ganz beſondern Obhut würdigt.

Der Pfarrer war auch der Meinung. Es iſt gar rührend, ſagte er, wenn ein großer und mächtiger Mann, ein König oder Kaiſer und dergleichen, mitten unter ſeinen ſchweren Regentenſorgen, ein Herz für Kinder hat, und mit ihnen, wie von dem großen Könige der Franzoſen Heinrich dem Vierten erzählt wird, herumſpringt und wohl gar ſie auf ſich reiten läßt. Von dem Könige von Baiern erzählen ſie's auch, daß er nicht glücklicher iſt, als unter ſeinen Kindern, und darum iſt er auch wohl ein ſo guter König, weil er ein ſo guter Hausvater iſt. Der größte und beſte König aber iſt der im Himmel, und ſein Haushalt iſt unendlich, und doch ſorgt er auch für die Kleinſten und liebt ſie, und hält ſeine Hand über ſie, ſo daß ſie oft recht ſichtbar und faſt gegen alle Wahrſcheinlichkeit gerettet werden.

Dann wendete er ſich zu ſeinen Kindern und ſagte: Wer von Euch weiß mir ſo ein Beyſpiel ausgezeichneter Rettung in drohender Noth anzuführen?

O, ſagte Mathilde, da iſt gleich Moſes, der in der Kirche über der Thür gemalt iſt. Wenn man ihn ſo da ſieht, wie er nackt in dem Käſtchen unter dem Schilfe liegt, hinter dem ein furchtbares Krokodil lauert, ſollte man nicht glauben, daß er einſt ſein Volk aus der Knechtſchaft retten, und es in das gelobte Land führen würde. Als ich noch kleiner war, jammerte mich der arme Knabe, und ich fing Einmal an bitterlich über ihn zu weinen; aber da zeigte mir die Mutter die ſchöne Prinzeſſin, die mit dem Purpurkleide und der goldenen Krone auf dem Kopfe zur Seite ſteht, und ſagte: Sieh doch die ſchöne Dame da, die hat Gott hergeſchickt, und ſie will den kleinen Jungen zu ſich nehmen und ihm zu eſſen geben. Denn er hat großen Hunger. Er wird nun bald aufhören zu weinen. — Da gab ich mich zufrieden, und je öfter mir die gute Mutter die Geſchichte von Moſes erzählte, mit deſto größerer Luſt ſah ich das Bild an.

Recht merkwürdig iſt es, ſagte der Pfarrer weiter, daß gerade mehrere Fürſten und Häupter ih-

res Volkes — denn was war Moſes anders? — als Kinder dem Tode geweiht, dann gegen alles Erwarten und auf die wunderbarſte Weiſe gerettet, und oft von Wunder zu Wunder auf die Höhe geſtellt wurden, wo ſie Gründer mächtiger Staaten und Wohlthäter ihres Volkes wurden?

Du meinſt den Cyrus, ſagte Eduard, den Gründer des perſiſchen Reichs, und den Romulus?

Allerdings, erwiederte der Vater. Auch ein ſpartaniſcher König fällt mir ein, der dem Tode als Kind wie durch ein Wunder entging. Erinnerſt du dich des Charilaus noch?

O ja, antwortete Eduard, ich habe mir ſeine Geſchichte gut gemerkt.

So laß ſie uns hören; deinen Schweſtern wird ſie noch unbekannt ſeyn.

Eduard nickte und ſah ſeine Schweſtern der Reihe nach an, als wollte er ſie fragen: heut ſtört ihr mich nicht? und da er ſie Alle mit ihrer Arbeit beſchäftigt und ohne Schalkheit ſah, hub er von dem Platze, wo er ſaß, alſo zu erzählen an:

„In Sparta regierten immer zwey Könige. Dieſe Regierung aber war nicht gut, und ſo wie

die Könige unter sich uneinig waren, so herrschte auch bey dem Volke Uneinigkeit und Streit. Es fehlte auch an Gesetzen und an der rechten Einrichtung, die ein Land haben muß, wenn es ordentlich darinn hergehen soll."

„Nun lebte einstmals ein Mann, dem der Ruhm vorbehalten war, solche gute Einrichtungen zu machen, und noch bis auf den heutigen Tag ist der Gesetzgeber von Sparta Lykurgus weltberühmt. Dieser Mann war der Sohn eines der spartanischen Könige. Der König war bey einem Auflaufe ums Leben gebracht worden, und sein ältester Sohn folgte ihm in der Regierung nach. Doch auch dieser starb schnell, ich weiß nicht wie, und da er noch keine Kinder hatte, wäre die Reihe zu regieren an Lykurgus gekommen. Als sich dieser nun im Besitz der königlichen Würde setzen wollte, wurde ihm hinterbracht, daß die verwittwete Königin guter Hoffnung sey; worauf er bekannt machte, er werde nur als Vormund regieren, damit wenn die Königin einen Sohn bekäme, dieser König würde. So väterlich dachte dieser große Mann; aber die Königin dachte nicht so mütterlich, sondern schickte insgeheim Boten an den Lykurgus, die ihm sagen mußten, wenn er

ſie zur Gemahlin nähme, ſey ſie bereit ihr Kind ums Leben zu bringen.“ —

Abſcheulich murmelte Marianne zwiſchen den Lippen, ganz abſcheulich.

Ich glaube Eduard erdichtet das, ſagte Mathilde eben ſo leiſe.

„Lykurgus grauſte bey dem Gedanken an eine ſolche That, aber er ſtellte ſich doch, als ob er einwilligte, und verſprach ſelbſt für die Ermordung des Kindes zu ſorgen. Die Heirath verzögerte er unter mancherley Vorwand, ließ aber die Königin, die ihrer Sache gewiß zu ſeyn glaubte, beobachten, ohne daß ſie es merkte. Seine Kundſchafter aber hatten Befehl, wenn ſie einen Knaben zur Welt brächte, das Kind wegzunehmen und zu ihm zu bringen. So geſchah es denn auch. Die Königin bekam einen Sohn und dieſer wurde unverzüglich zum Lykurgus gebracht, als er eben mit den angeſehenſten Männern der Stadt das Mittagsmahl nahm. Da nahm er das Kind auf den Arm, hob es hoch in die Höhe und rief: Spartaner, uns iſt ein König geboren! — ſetzte es dann auf den königlichen Thron und nannte es Charilaus oder Freude des Volks. Er ſelbſt

blieb ſein Vormund bis es mündig war und ſelber regieren konnte.“

Dieſe Geſchichte gefiel Allen ſehr wohl, und ſie lobten den edeln Lykurgus eben ſo ſehr, als ſie die grauſame und ehrgeizige Königin verabſcheuten. Dieſe That, ſetzte der Pfarrer hinzu, war es wohl, die zuerſt dem Volke Vertrauen gab, und ihm den Weg zu dem großen Ruhme bahnte, den er als Geſetzgeber genoß. Es iſt auch keine unrechte Meinung, daß, wer gute Geſetze geben will, ſelbſt ein tüchtiger und unbeſcholtner Mann ſeyn müſſe.

Ich weiß nicht, ſagte der Grosvater, warum mir hierbey eine Begebenheit einfällt, die man ſich in meiner Jugend mit Bewunderung und Rührung erzählte. Ich meine das Benehmen der ſchönen und tugendhaften Maria Thereſia in der Verſammlung der Stände von Ungarn.

Ja, erwiederte der Pfarrer, wie dort ein edler Mann durch Klugheit dem rechtmäßigen Erben das Leben erhielt, und durch Edelmuth die Krone gab, ſo erhielt hier eine bedrängte Mutter durch Muth und Geiſtesgegenwart ihrem Knaben einen beſtrittenen Thron.

Ich erinnere mich dieſer Geſchichte nicht deutlich, ſagte die Pfarrin.

O, fiel Marianne ein, ich habe sie neulich, ich weiß nicht in welchem Taschenbuche bey der Tante gelesen. Da war auch die Kaiserin abgebildet mit ihrem Sohne auf dem Arm, und um sie her stehen die ungarischen Herrn. Einige haben die Hand an den Säbel gelegt, Andre haben ihn schon halb herausgezogen. Wenn ich Erlaubniß hätte, setzte sie etwas erröthend hinzu, so könnte ich die Geschichte wohl erzählen.

Der Vater nickte ihr lächelnd zu, und die Augen auf ihre Näthereyen gerichtet, fing Marianne also zu erzählen an:

„Der Kaiser von Deutschland, Karl der sechste war gestorben, und hatte keine Erben hinterlassen, als eine Tochter Maria Theresia, die mit einem Herzog von Lothringen verheirathet war. Dieser war die Erbschaft der österreichischen Lande, des Königreichs Ungarn und Böhmen versprochen; aber gerade die, welche die besten Versprechungen gegeben hatten, hielten ihr Wort am schlechtesten, da der Kaiser tod war, und viele mächtige Könige und Fürsten wollten nun auch mit erben. Am besten gelang es dem Könige von Preußen, Friedrich dem Großen, welcher Schlesien eroberte, und alle Anstalten machte, auch in Oesterreich einzudringen, während die arme Königin von der an-

dern Seite von dem Churfürſten von Baiern geängſtigt wurde, und auch die Franzoſen in Böhmen einzogen. Die Noth war groß und keine Hülfe in der Nähe, wohl aber die Feinde, die ſchon die Uebergabe von Wien verlangten. Da verließ die bedrängte Maria Thereſia ihre Hauptſtadt und eilte nach Ungarn, wo ſie erſt wenige Monate vorher zur Königin gekrönt worden war. Sie kam nach Ofen, wo eben die vornehmen ungariſchen Edelleute verſammelt waren, und ging gleich in den Verſammlungsſaal und ſtellte ſich mitten unter ſie. Sie war jung und ſchön und auf dem Arm trug ſie ihren erſtgebohrenen Sohn, der jetzt erſt wenige Monate alt war, nachher aber der Kaiſer Joſeph wurde. So ſtand ſie alſo in der Mitte der ungariſchen Herrn. Ihr Anblick ſchon, und der Anblick des Kindes, und der Gedanke an die Noth, in der ſie war, machte ihr die Verſammelten geneigt, ehe ſie noch geſprochen hatte. Nun aber ſprach ſie mit großem Nachdruck von dem Rechte, das ihr Gott verliehn, und von der Treuloſigkeit ihrer Feinde, die ihr gegebenes Wort gebrochen hätten und ihr rechtmäßiges Erbe zerreißen wollten. Dann ſtellte ſie weiter der gerührten Verſammlung die große Bedrängniß ihrer Erbſtaaten vor, daß ein Theil davon ſchon in

Feindes Hand ſey, und daß ihr keine Hülfe bleibe als in dem Schutze ihrer edeln Ungarn. Zu der Treue dieſes tapfern Volkes nehme ſie ihre Zuflucht; von ihm erwarte ſie ihre Rettung und die Rettung ihres erſtgebornen Sohnes, welcher beſtimmt ſey, einſt die Krone von ihnen zu empfangen. Und dabey hielt ſie das Kind in die Höh, den verſammelten Ständen entgegen, ſo daß es Alle recht ſehen konnten. Das ging nun Allen durch das Herz. Alle Säbel fuhren mit Einemmal aus der Scheide; ſie hoben ſie hoch in die Höh und riefen und ſchwuren: Für Thereſien, für unſern König wollen wir ſterben!" —

Eduard war hier aufgeſprungen, und an die linke Hüfte ſchlagend, machte er die Bewegung eines Mannes, der den Säbel zieht. Seine Wangen glühten, und mit ſeinen funkelnden Augen ſah er umher, als ob er einen Feind ſuchte.

„Es blieb auch nicht bloß bey den Worten, fuhr Marianne fort, ſondern ſie ſchritten gleich zur That, und brachten ein großes Heer zuſammen und ſchlugen die Feinde, ſo daß die Königin einen ehrenvollen Frieden machen konnte."

Du haſt die Geſchichte gut gemerkt, ſagte der Großvater; es iſt aber auch billig, daß das An-

denken einer ſo großen Frau, wie Maria Thereſia war, allen Frauen und Mädchen eingeprägt ſey. Sie war faſt in jeder Rückſicht eine treffliche Fürſtin, eine Mutter ihres Volkes und eine einſichtsvolle Regentin. Es war alſo auch gar nicht Unrecht, daß die Ungarn ſie ihren König Thereſia nannten.

Siebenter Abend.

Als Marianne ihre Geſchichte geendigt hatte, drückte ſich Lili an Mathilden, zog ſie zu ſich herab, und ſagte ihr ganz leiſe in's Ohr: Ich möchte auch eine Geſchichte erzählen. — Weißt du Eine, fragte Mathilde. — Ja, die von dem Kinde und den Wölfen; aber ich weiß ſie nicht recht mehr. Ich will dir einhelfen. — Ja, es geht doch nicht; ich weiß es nicht recht mehr, wie es war. Sag' es mir. — Nun, ſey nur jetzt ſtill, ſagte Mathilde; dieſen Abend, wenn wir zu Bett gehn, will ich dir ſie wieder erzählen; da gib hübſch acht, ſo kannſt du es Morgen wieder ſagen.

Lili wurde roth für Freude, küßte ihre Schweſter und konnte kaum die Zeit erwarten, bis ſie zu Bett gebracht würde.

Am folgenden Abend ſaßen Alle in der großen Laube bey einander; Eduard in der Mitte. Er

las zur Ergötzung einmal wieder aus dem Reineke vor. Lili aber hatte ſich dicht an Mathilden geſetzt, und man merkte es ihr an, daß ſie Etwas vorhatte. Denn immer ſah ſie Mathilden an, liſpelte ihr Etwas zu, bewegte dann die Lippen ſtill für ſich, und lächelte in ſich hinein. Und als die Geſchichte von dem kleinen Roſſel und Reinhard geleſen war, konnte ſie ſich gar nicht mehr halten, ſo daß die Mutter fragte: was hat nur Lili? Sie weiß eine Geſchichte, ſagte Mathilde, die ſie gern erzählen möchte. — Da wurde Lili über und über roth, ſah die Mutter verſchämt an und fragte: Darf ich, Mutterchen? — Die Mutter nickte. Da rückte die Kleine auf ihrer Fußbank noch näher an Mathilden, legte ihr Strickzeug in den Schooß und fing folgendermaaßen an:

„Auf dem — ach wie hieß doch der Berg, Mathilde; er war ſo hoch —

Auf dem Rieſengebirg, flüſterte Mathilde.

„Ja, auf dem Rieſengebirg war einmal eine arme Frau, die hatte ein kleines Kind, und auch eine große Herde. Die Herde aber war nicht der Frau, ſondern ſie hütete ſie nur. Und da ſaß ſie einmal mit ihrem Kinde an dem Walde, und gab

dem Kinde Brey aus dem Napfe, und die Kühe weideten unterdessen auf dem Grase. — Aber, Mathilde, warum ging denn die Mutter weg von dem Kinde?"

Weißt du es nicht mehr? In dem Walde waren böse Wölfe, und da die Kühe....

„Ja, jetzt weiß ich es. In dem Walde wären böse Wölfe, und da die Kühe von dem Grase in den Wald gingen, wo es kühl war und auch viel Gras wuchs, dachte die Frau, der Wolf könnte kommen und könnte die Kühe fressen. Und da stand sie auf und ging in den Wald — —"

Nein, erst gab sie dem Kinde was; sagte Mathilde.

„Ja, erst gab sie dem Kinde den Napf mit dem Brey und einen hölzernen Löffel dazu, und sagte: Da, Kindchen, nimm und iß. Nimm aber den Löffel nicht zu voll. Und nun ging sie in den Wald, und wollte die Kühe heraustreiben. Und wie nun das Kind so allein da saß und aß, kam eine große, große Wölfin aus dem Walde herausgesprungen, und gerade auf das Kind los, und faßte es mit den Zähnen hinten an der Jacke an, und trug es in den Wald. Und da die Mutter wieder kam, war kein Kind mehr da, und der Napf lag auf der Erde, aber der Löffel lag nicht

dabey; denn den hatte das Kind in der Hand feſt gehalten. Und wie das die Mutter ſah, dachte ſie gleich, das hat kein andrer Menſch gethan als der Wolf — —

Eduard lachte, aber Lili ließ ſich nicht irre machen, ſondern fuhr fort:

„Das hat kein andrer Menſch gethan als der Wolf, und lief in das Dorf, und ſchrie entſetzlich, daß die Leute herauskämen. Und da.... Ach, Mathilde, wie war das doch?“

Und da kam ein Bote....

„Ja, da kam ein Bote durch den Wald gegangen, der hatte ſich verirrt, und wußte nicht, wo er war. Und wie er ſo durch die Büſche geht und den Weg ſucht, hört er Etwas ſprechen, und denkt gleich, da müſſen doch wohl Leute ſeyn. Und es ſagte immer: „Geh, oder ich geb dir was.“ Und wie er nun die Büſche von einander macht, und ſehn will, was es iſt, ſitzt ein Kindchen auf der Erde, und ſechs kleine Wölfchen drum herum, die fahren immer auf das Kind zu und ſchnappen ihm nach den Händen — aber die alte Wölfin war nicht dabey; die war wieder in den Wald gelaufen — und wenn ihm nun die Wölfchen nach dem Händchen ſchnappen, ſchlägt

es sie mit dem hölzernen Löffel auf die Nase, und sagt immer dazu: Geh, oder ich geb dir was. Und der Bote, der....

Und der Bote wunderte sich, flüsterte Mathilde.

„— der wunderte sich, und lief geschwinde hin, und schlug mit dem Stocke unter die kleinen Wölfe, daß sie Alle davon liefen; und das Kind nahm er geschwind von der Erde in die Höh, und lief und lief; denn er dachte, die alte Wölfin könnte wieder kommen; und da währte es gar nicht lange, da kamen auch die Bauern aus dem Dorfe mit Heugabeln und Dreschflegeln, und wollten den Wolf tod machen. Und die Mutter war auch dabey. Und da sie sah, daß der Wolf das Kind nicht gefressen hatte, war sie sehr vergnügt, und dankte dem guten Manne tausendmal, und noch mehr dem lieben Gotte, daß er ihr das Kind nicht hatte fressen lassen." —

Hier endete Lili ihre Geschichte. Die Mutter nickte ihr freundlich zu, Mathilde küßte sie, und Eduard versprach die ganze Geschichte in Bilder zu bringen; dann sollte der Vater so gut seyn, und Verse dazu machen, und die wollten sie zusammen absingen, wie der Bänkelsänger am Jahrmarkte die Geschichte von Haman und Mardochai.

Achter Abend.

Da uns Lili gestern in die Wälder und zu den Wölfen geführt hat, sagte die Pfarrin am folgenden Abend, so wünschte ich wohl, daß uns Jemand die Geschichte der heiligen Genovefa erzählte, die so schön und rührend ist. Ich denke Marianne weiß sie. —

Wohl weiß ich sie, antwortete Marianne, und ich hoffe, ziemlich gut. Denn da ich in der Stadt bey der Tante war, hat Herr Tiek sie mir erzählt, den ich so lieb habe und der so schön zu erzählen weiß; und da sie mir gleich so wohl gefiel, hab' ich ihn nachher gebeten, sie mir noch Einmal zu wiederholen. Da hab' ich mir Alles recht gut gemerkt — und wenn es der Grosvater und der Vater erlaubt —

Die Erlaubniß wurde leicht ertheilt; die Kinder rückten zusammen, und alle ihre Blicke waren

auf Mariannen gerichtet. Diese, die Augen auf ihr Strickzeug geheftet, fing an wie folgt:

„Vor vielen hundert Jahren lebte in Trier ein großer und reicher Pfalzgraf, mit Nahmen Siegfried. Es war aber nicht der gehörnte Siegfried, von dem Eduard so viele Geschichten weiß, sondern ein Andrer. Dieser hatte eben die schöne Genovefa geheirathet, die eine Prinzessin und Tochter des Herzogs von Brabant war, als Boten kamen vom Könige von Frankreich mit der Post: Die Mauren, die in Africa wohnen und den mahometanischen Glauben haben, wären in das Land eingefallen mit Heeresmacht, und zerstörten Kirchen und Capellen und tödeten vieles Volk; da sollte nun der Pfalzgraf Siegfried mit seinem Lehnen der Christenheit zu Hülfe kommen. Nach diesem Aufgebote mußte sich der Pfalzgraf von seiner Gemahlin trennen, ehe noch die Flitterwochen zu Ende waren; und die arme Frau war tief betrübt, daß sie nun allein bleiben sollte, und es mochte ihr wohl das große Unglück ahnden, das ihr bevorstand. Doch suchte der Graf sie zu trösten, so gut er konnte, und sagte unter andern auch: sie sollte sich nur zufrieden geben und auf Gott vertrauen. Er lasse sie unter dem Schutze seines treu-

ſten Dieners, des Golo; dem er Alles im Hauſe unterworfen habe. Der werde ſie bedienen und ſchützen, bis er mit Gottes Hülfe ſelbſt wieder komme.“

„Leider war das nun ganz Anders als der Pfalzgraf glaubte. Denn der Golo war zwar ein Edelmann und jung und ſchön, und wußte ſich auch recht gut und tugendſam zu ſtellen; aber im Herzen war er ein ſchlimmer Schalk. Das kam auch bald an den Tag, nachdem der Graf weggezogen war. Denn da Genovefa ſehr ſchön war, ſo ſchön wie niemand ſonſt im ganzen Lande, faßte Golo eine heftige Liebe zu ihr. Genovefa aber war freundlich gegen ihn nach ihrer Weiſe; und ſie meinte, weil er ein ſo treuer Diener ihres Herrn und Gemahls wäre, müßte ſie ihn auch hold ſeyn. Da bildete ſich der eitle Golo ein, ſie liebe ihn auch, und bot ſich ihr zum Manne an. Denn er dachte: Hab ich nur erſt ihre Einwilligung, ſo will ich ſchon Rath ſchaffen, daß der Mann auf die Seite gebracht wird; und wer weiß, ſo bekomme ich dann auch das Schloß mit allen Zugehör und das ganze Land. Dieſe Rechnung aber traf nicht zu. Denn Genovefa war ihrem Gemahl getreu, und verabſcheute Golos glatte Worte, und wieß ihn ſtreng zurück. Wie das nun mehrmal geſchehn

war, und sie ihm gar drohte, dem Grafen seinen Frevel zu melden, sann er auf schlimme Ränke, und sperrte sie in ein Gefängniß ein, indem er ihr schuld gab, sie liebte den Hausmeister mehr als ihren Gemahl. Und den Hausmeister ließ er auch in Ketten und Banden legen. Denn dieser war mit der Genovefa aus Brabant nach Trier gekommen, und war gar ein frommer und treuer Mann. Darum war ihm Golo gram. Wie nun die Gräfin im Gefängnisse war, gab ihr Golo seine Amme zur Wärterin; die brachte ihr nichts als Wasser und Brod, und mußte sie noch überdieß mit Worten quälen, so viel sie nur konnte. Denn Golo dachte: wenn freundliche Worte sie nicht erweichen, so werden es vielleicht die harten thun. Und mir ist alles recht, wenn ich nur meinen Willen habe. Genovefa aber blieb standhaft, und ließ ihn bedrohen, wie er es verdiente. So vergingen sieben Monate, und im achten Monat, nachdem der Graf in den Krieg gezogen war, brachte sie in dem Gefängnisse, wo sie war, ein Söhnchen zur Welt. Und da stand ihr Niemand bey in der großen Noth, und da sie die Amme bat, das Kind in die Kirche zu tragen und es taufen zu lassen, erfüllte das böse Weib auch nicht einmal diese Bitte. Daher taufte es die arme

Mutter ſelbſt, ſo gut ſie es konnte, und nannte es Schmerzenreich; und es floſſen faſt mehr Thränen von ihren Augen auf das liebe Kind, als ſie Waſſer zum Taufen hatte."

Da der Grosbater die Erzählung hier unterbrach, indem er ich weiß nicht was begehrte, ſagte Eduard: Es kömmt mir wunderbar vor, daß der Pfalzgraf Monate hingehen läßt, ohne ſich um ſeine Frau zu bekümmern, und daß ſie ihm oder ihrem Vater keine Bothſchaft ſendet. Da wäre doch ihrer Noth gleich ein Ende geweſen. —

Ich weiß nicht, wie das geweſen ſeyn mag, antwortete Marianne; aber ich denke, Herr Tiek ſagte, der Herzog von Brabant ſey auch mit zu Felde geweſen. Und wie konnte denn Genovefa Boten an Jemanden ſenden, da ſie ſo eng eingeſchloſſen und bewacht war, und ſich alle Diener im Hauſe vor dem abſcheulichen Golo fürchteten?

Aber dem Grafen hätte doch das lange Schweigen ſeiner Frau bedenklich ſeyn müſſen, entgegnete Eduard.

Marianne ſah die Mutter zweifelnd an; denn ſie war um die Antwort verlegen. — Daß iſt doch wohl zu begreifen, ſagte die Mutter. In einem ſo ſchweren und gefährlichen Kriege mochte es Viel

zu thun geben. Die Feinde hatten das Land überschwemmt. Da konnte vielleicht kein Bote durch. Haben wir doch oft gehört, wie in diesem letzten Kriege Eltern und Verwandte Jahre lang umsonst auf Nachrichten von den Ihrigen geharrt haben, ob gleich die Mittel des Verkehrs jetzt so viel häufiger und leichter sind.

„So mag es wohl gewesen seyn, fuhr Marianne fort. Genug, der kleine Schmerzenreich war gebohren und nothdürftig getauft; aber die Mutter wurde darum nicht besser gehalten, sondern wo möglich noch härter. Denn dem grausamen Golo wurde immer bänger wegen des Pfalzgrafen, und je bänger ihm wurde, desto grausamer wurde er auch, weil er noch immer hoffte, ihr so die Einwilligung abzuzwingen. Das war und blieb aber umsonst; und da er jetzt vernahm, daß der Graf bey der Belagerung einer Stadt schwer verwundet worden und krank danieder läge, schrieb er ihm einen Brief und sendete einen listigen Boten ab; und in dem Briefe war so Vieles und mit einem so ehrlichen Anschein erdichtet, was der Bote noch obendrein bekräftigen mußte, daß der Graf, der in seiner schweren Krankheit nicht recht wußte was er that, ihm den Befehl zugehn ließ, den Hausmei-

ſter hinzurichten und auch das ungetreue Weib nicht zu verſchonen. Ob nun dieſe Nachricht kam, war es dem Golo ſchon recht, und er würde die Hinrichtung gleich vollzogen haben, hätte er ſich nicht vor den Hausgenoſſen gefürchtet, die ihn meiſt haßten; daher ſann er darauf, die Sache heimlich abzuthun. Wie er aber darüber Rath mit der Amme pflog, vernahm das Töchterchen der Amme, das beſſern Gemüthes war als ſeine Mutter, ihr Geſpräch, und ſchlich heimlich zu Genovefens Gefängniß und trat an das Fenſterchen, durch das ihr das Brod und Waſſer hineingeſchoben wurde, und weinte bitterlich. Und da Genovefa das Weinen hörte, fragte ſie das Mädchen nach der Urſache. Jene aber antwortete: Euer Elend treibt mir die Thränen in die Augen; weil es um Euer Leben geſchehen iſt. Denn Euer Herr hat dem Golo befehlen laſſen, Euch hinzurichten. Da erſchrack die Gräfin ſehr, wie man leicht denken kann. Denn ob es ihr gleich ſo übel erging, ſo hatte ſie doch das Leben noch lieb, und ihr Kind noch mehr. Darum frug ſie auch gleich: Und was ſoll dann mit meinem Kinde werden? — Dein Kinde wird es nicht beſſer ergehn als Euch, antwortete das Mädchen. — Da weinete nun Genovefa bitterlich und drückte das Kind an ihr Herz,

und klagte Gott ihre große Noth und die Ungerechtigkeit ihrer Feinde. Und nachdem sie viel geweint und gebetet hatte, war es ihr doch, als ob einiger Trost in ihr Herz käme, und sie sagte bey sich: Weil es denn nun doch Gottes und meines Gemahls Wille ist, daß ich durch die Bosheit meiner Feinde umkommen soll, so will ich wenigstens Abschied nehmen von meinem Herrn, und ihm für die Liebe und Güte danken, die er mir in früherer Zeit bewiesen hat. Und so that sie auch, und schrieb mit einem Stifte auf ein leeres Blatt ihres Gebethuches allen ihren Dank und ihre Unschuld nieder, und rief Gott zum Zeugen, daß sie in ihrer letzten Stunde, wie sie auch während ihres ganzen Lebens gethan, in Allem die Wahrheit sage. Die letzten Worte des Briefs aber waren: So lebet denn wohl, mein geliebter, wenn auch schon ungerechter und harter Herr. Ich vergebe Euch wegen so vieler Liebe, die ihr mir vormals erwiesen, in dieser meiner letzten Stunde, und weil das Böse, das Ihr mir thun wollt, nicht aus Eurem Herzen kömmt, sondern aus fremdem Betrug. Darum bitte ich auch Gott, daß mein unschuldiges Blut nicht über Euer Haupt kommen möge. Möchte doch auch das Blut Eures Kindes, das noch nichts gegen Euch verschulden konnte,

nicht einſt Rache rufen gegen Euch. Und wie ich dieſe Worte mit zitternder Hand und unter vielen Thränen ſchreibe, ſo mögen ſie Euch einſt, wenn Ihr ſie leſet, Thränen heilſamer Reue entlocken, Euer Vergehen gegen mich damit abzuwaſchen. — So ſchrieb ſie, und verſteckte das Blatt in einem Winkel des Kerkers, und bat Gott, daß es einſt ihrem Gemahl möchte in die Hände kommen. Und ſo brachte ſie die ganze Nacht mit Gebet und Thränen und der Vorbereitung zu ihrem Tode hin."

„Als nun der Morgen faſt anbrechen wollte, und es noch düſter war, öffnete ſich die Thür des Kerkers, und zwey fremde Knechte, welche Golo gedungen hatte, traten herein, und nachdem ſie ihr ein ſchlechtes Kleid übergeworfen hatten, bedeckten ſie ihr das Geſicht, damit ſie Niemand kennen möchte. Und ſo führten ſie das arme Weib aus dem Kerker zu dem nahen Wald. Sie aber ging mit dem Kinde auf den Armen, und gab keinen Laut von ſich; aber ihre Thränen floſſen auf den kleinen Schmetzenreich herab, der an ihrer Bruſt ſchlief, und gewiß nicht ahndete, was ihm bevorſtand. Nachdem ſie nun in das Dickicht des Waldes gekommen waren, ſagten die Knechte, ſie möchte ſich nun anſchicken, den Tod für ihre

Missethaten zu dulden. Denn so hätte es ihnen der Gold gesagt. Genovefa aber antwortete: Ich weiß von keiner Missethat, durch die ich den Tod verschuldet hätte; aber weil es so seyn muß, unterwerf' ich mich dem Befehle meines Herrn. — Bey diesen Worten wollte sie niederknien. Wie aber die Knechte nach dem Kinde griffen, und ein großes und scharfes Messer herauszogen, um diesem den Hals abzuschneiden, raffte sie sich erschrocken auf und fiel den Knechten in die Arme und rief mit beweglicher Stimme: Um Gotteswillen haltet ein und schonet dieses unschuldige Blut! Oder wenn ihr es doch vergießen müßt, so laßt es nur nicht vor meinen Augen sterben, damit ich nicht zweymal den Tod leiden muß. — Da ließen denn jene ab, und geboten ihr, ihren Nacken zu entblößen und dem Schwerte darzubieten. Das that sie denn auch, ohne sich zu weigern, und zitternd, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, kniete sie nieder auf die Erde, und sagte mit bebender Stimme: Hier bin ich zum Tode bereit! Aber in diesem letzten Augenblicke schwöre ich zu Gott, so gewiß ich in seine Ewigkeit einzugehn gedenke, daß ich nicht gegen meinen Gemahl gesündigt habe, sondern das Opfer von Golos ruchlosen Ränken bin. Dann

wendete ſie ſich zu den Knechten und ſagte: Fürchtet ihr euch denn nicht eure Hände an mich zu legen? Wiſſet, daß mein unſchuldiges Blut und das Blut meines Kindes euch bey Gott verklagen wird. Dann wird aller Segen von euch weichen, und ihr werdet in Jammer dahin ſterben; denn keine Buße wird eure Miſſethat tilgen. — Und dabey floſſen ihr ohn' Unterlaß die Thränen über die blaſſen Wangen, und ihre blonden Locken hingen aufgelöſt bis auf die Erde herab, und in dem ſie die gefalteten Hände und die naſſen Augen zum Himmel erhob, war ſie wie ein trauriges Bild, daß man auch nicht ohne Mitleiden anſehn kann. Wie viel weniger alſo die lebende Genovefa, die ſo rührende Worte ſprach? Das ging nun den Knechten zu Herzen, und Gott lenkte ihren Sinn, daß ſie die Unſchuld der Gräfin erkannten; und nachdem ſie ſich mit einander beſprochen hatten, kehrten ſie zu ihr zurück und ſagten: Wenn du uns ſchwörſt, die Einſamkeit des Waldes nicht zu verlaſſen, ſo wollen wir Dich und dein Söhnlein ſchonen. — Denn ſie fürchteten ſich vor Golos Rache, wenn er erführe, daß ſie ſeinem Befehl nicht erfüllt hätten. Darum verlangten ſie den Eid. Genovefa ſchwur auch, wie ſie verlangt hatten. Da gingen nun die Knechte

zen dannen, und nachdem ſie ihre Meſſer in das Blut eines geſchlachteten Lammes getaucht hatten, kehrten ſie zu Golo zurück, und erzählten ihm, wie ſie die Frau mit dem Kinde geſchlachtet hätten; und da er die blutigen Meſſer ſah, glaubte er ihnen und zahlte den bedungenen Sold.“ —

Als Marianne ſo weit in ihrer Erzählung gekommen war, ſchöpfte ſie Athem und ſagte: Es iſt doch eine furchtbare Geſchichte. Gottlob, daß das Schrecklichſte davon überſtanden iſt!

Ach! ſagte Mathilde, mir iſt eben, als ob das Schrecklichſte jetzt erſt anfangen ſollte. Was wird nur die arme unglückliche Genovefa mit ihrem kleinen Schmerzenreich, der gewiß ein recht ſchönes Kind iſt, in dem fürchterlichen Walde machen, ohne Hülfe, ohne Obdach, ohne Nahrung und Kleider? Sie wird gewiß verhungert ſeyn.

Waren denn auch Wölfe in dem Walde? fragte Aurore.

Freylich, erwiederte Marianne. Und wie entſetzlich muß es ſeyn, ſo in finſtrer Nacht, das Heulen dieſer ſchrecklichen Thiere zu hören, und immer erwarten zu müſſen, daß ſie kommen einen aufzufreſſen!

Aber ſagte Lili, der liebe Gott hat gewiß nicht erlaubt, daß die Wölfe die gute Frau und

ihr Kindchen freſſen durften. Nicht wahr, Mutterchen?

Wir werden hören, antwortete die Mutter.— —

Jetzt kam es nun recht ſonderbar, daß eben als Marianne weiter erzählen wollte, zwey fürſtliche Jäger an dem Zaune des Gartens vorüber kamen, die einen erlegten Wolf an den zuſammengebundenen Füßen an einer Stange aufgehenkt nach der Stadt trugen. Das halbe Dorf zog mit und bewunderte das mächtige Thier, das zufällig in das Gebirg verirrt, mit dem Hinterfuße in eine Falle gerathen war, die gegen Füchſe aufgeſtellt werden. Vergeblich hatte er ſich zu befreyen geſucht, und durch ſein Geheul verrathen, war er erlegt worden. Der unerwartete Anblick ſetzte die ganze Familie in Bewegung, und da die Tragenden in der Nähe des Gartens ausruhten, konnten ſie das gewaltige Thier mit Muſſe betrachten. Auch im Tode noch ſchien es mit ſeinem weitgeöffneten Rachen, der langen Reihe ſeiner mächtigen Zähne, dem ſtarken Hals und den kräftigen Klauen fürchterlich. Lili hatte ſich gleich vom Anfange an auf den Arm der Mutter geflüchtet, und betrachtete ſo in ſichrer Ferne, immer das Köpfchen an die mütterlichen Wangen

drückend, mit ſcheuen Blicken das Unthier, deſſen Nahme ſchon hinreichte, ihr Furcht und Schrecken einzujagen.

Ueber dieſes Ereigniß war es ſpät geworden. Der Abend war kühl, und man kehrte in das Haus zurück. Die Fortſetzung der Geſchichte wurde bis zum nächſten Abend ausgeſetzt.

Neunter Abend.

Als die Familie ſich in der großen Laube verſammelt hatte, erzählte der Pfarrer, daß eben ein Fremder bey ihm eingeſprochen, der ihm Grüße von ſeinem Freunde den Diaconus in Augsburg gebracht, aber nicht lange habe verweilen können. Er habe ihm indeß in den wenigen Augenblicken vieles Erfreuliche von Herrn Schätzlers wohlthätigen Anſtalten und ſeiner Kinderverpflegung erzählt, und von dem großen Seegen, der bey dieſen frommen Bemühungen zu ſpüren ſey. Auch von einem Kinde hab' er ihm erzählt, deſſen Eltern tief hinein nach Ungarn gezogen wären. Dort wären ihm, nicht lang nach ihrer Ankunft beyde Eltern geſtorben, und das Kind wäre nun in dem fremden Lande ganz hülflos geweſen, wenn nicht ein blutarmer Mann es zu ſich genommen und wenigſtens von dem Hungertode gerettet hätte. Zufällig wäre die

Nachricht davon an die Verwandten nach Augsburg gekommen, und dieſe, ſelbſt unbemittelte Leute und unfähig Etwas zur Rettung des Kindes zu thun, hätten ſich an Herrn Schätzler gewendet, und ſeinen Rath und Hülfe angeſprochen. Solche Bitten würden da nie umſonſt gethan. Mit der größten Unverdroſſenheit hätte der wohlthätige Mann Nachrichten eingezogen, und durch ſeine weitläuftigen Verbindungen bewerkſtelligt, daß das Kind auf ſeine Koſten, gleichſam von Hand zu Hand, den langen Weg aus dem Innerſten Ungarns zurückgebracht und unerwartet in die Arme ſeiner Verwandten geführt worden ſey. Dieſes ſey, nach des Fremden Erzählung, wenige Tage vor ſeiner Abreiſe von Augsburg geſchehn, und er ſey ſelbſt Zeuge des Danks und der Freude geweſen. Freilich ſey das nichts Seltenes, denn man könne in Augsburg und der Umgegend überall Segenswünſche für dieſen Menſchenfreund hören. Das ſtimmt denn auch, fuhr der Pfarrer fort, mit dem überein, was mir Andre zu verſchiedenen Zeiten von dieſem Manne geſchrieben haben, der ſich recht hat geſagt ſeyn laſſen, was die Schrift lehrt: Vergiß den Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag haſt. — Sammle dir einen Schatz nach dem Gebote des Höchſten, der wird dir beſſer ſeyn,

denn Gold. — Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen. —

Darauf, ſagte Mathilde, ſind ja auch wohl die Worte zu beziehn, die ich in meinen Spruchbuche gelernt habe: Sammelt euch einen Schatz im Himmel. Denn wo einer ſeinen Schatz hat, da hat er auch ſein Herz.

Allerdings, erwiederte der Grosvater. Das Gute, was der Menſch thut — es iſt immer nur wenig — iſt der einzige Schatz, den er ſich für das künftige Leben ſpart. Wohl dem, der ſeinen Sinn darauf gerichtet hat, und mit ſeinem Herzen bey dieſem Schatze wohnt, und immer auf ſeine Vermehrung denkt. Wer aber nur über den zeitlichen Gütern brütet, und ſein Herz an dieſe hängt, der geht nicht nur wie Andere nackt und arm aus der Welt, ſondern findet auch Jenſeits nichts, was er ſein nennen könnte.

Aber, fiel Mariane ein, es gibt doch gar viele Menſchen, die ſo arm ſind, daß ſie gar nichts für Andre thun, ſondern nur von Andern empfangen können. Sollen dieſe darum, weil ſie hier nichts hatten, auch in jenem andern Leben leer ausgehn? Das kann wohl nicht ſeyn.

Was meinst du, Eduard? sagte der Grosvater.

Ich meine, antwortete dieser, daß man um Andern Gutes zu thun, nicht eben nöthig hat, ihnen Geld zu geben, oder sie zu speisen und zu kleiden; so wie man, um einen Böses zuzufügen, ihn nicht eben zu schlagen oder zu berauben braucht.

So wird es wohl seyn, erwiederte der Grosvater. Ein freundliches Wort ist oft eine größere Wohlthat, als ein Goldstück, und ein rüstiger Entschluß wiegt oft eine Million auf; und beydes hat der Arme so gut wie der Reiche, und häufig noch mehr. Mehr als Ein König ist durch einen Trunk Wassers, von dürftiger Hand in einem hölzernen Becher gereicht, vom Tode gerettet worden; und wenn der Reiche mit seinen Schätzen Schiffbruch leidet, so geht er unfehlbar unter, wenn sich nicht ein blutarmer Schiffer in die Wellen stürzt, und ihn auf seinem Rücken an das Ufer trägt. Es ließe sich ein Buch schreiben von Wohlthaten, die Arme den Reichen und Mächtigen erzeigt haben, gegen die das, was die Reichen an den Armen thun, fast zu Nichts wird.

Gewiß, sagte Mathilde, waren auch die beyden Knechte, von den gestern Marianne erzählt

hat, recht arm, und doch ſtand es in ihrer Gewalt, einer Gräfin das Leben zu ſchenken, und ihrem Kinde auch.

Der Großvater lächelte. Er ſah wohl, daß Mathilden nach der Fortſetzung der Geſchichte verlangte, und zweifelte nicht, daß auch die andern Kinder dieſes Verlangen theilten. Darum ſagte er: Marianne hat geſtern die unglückliche Genoveſa in dem einſamen Walde gelaſſen, wo ſie nun auch nichts hat, als ihr Kind, und das Leben, das ihr die Knechte des gottloſen Golo geſchenkt haben. Wenn ſich Gott ihrer nicht annimmt, ſo weiß ich nicht, woher ihr Hülfe kommen ſoll. Nun, Marianne, laß uns hören, wie es ihr weiter ergangen iſt.

Marianne fuhr fort: „Als die beyden Knechte von dannen gegangen waren, drückte Genoveſa ihren Schmerzenreich mit noch größerer Inbrunſt an ihr Herz, weil er ihr zum zweitenmal von Gott geſchenkt war, und häufige Thränen floſſen von ihren Augen; man konnte aber nicht ſagen, ob es Thränen des Dankes für ihre Rettung, oder Thränen des Jammers über ihren elenden Zuſtand waren. Und nun ging ſie immer tiefer in den Wald, wie ſie verſprochen hatte, und ging wohl den ganzen Tag, und ruhte

nur bisweilen unter einem Baum aus, um ihr Kind zu stillen. Und als die Nacht kam, hatte sie noch immer kein Obdach gefunden, als die Zweige der Bäume, und kein Lager als die harte Erde. Auch war die Nacht finster, und der Wind brauste durch die Büsche und beugte die Gipfel der Tannen, so daß mancher Baum mit schrecklichen Krachen brach, und die Raubvögel kreischten, und von ferne heulten die Wölfe. —

Ich wäre vor Furcht gestorben, flüsterte Mathilde.

„Genovefa bebte auch nicht wenig bey so vielen ungewohnten Schrecknissen, fuhr Marianne fort; aber sie faltete die Hände über ihrem Kinde, das auf den Blättern und dem Moose recht ruhig schlief. Und so ging die erste Nacht vorüber, und ging weiter und weiter, und so den ganzen Tag. Und noch immer hatte sie kein Obdach gefunden, und die Nacht ging wieder unter Furcht und Schrecken vorüber, und kein Schlaf kam in ihre Augen. Als sich aber auch der dritte Tag zu Ende neigte, fand sie in einem engen Thal, wo schwarze Felsen sich fürchterlich aneinander drängten und über einander bauten, in einem der Felsen eine Höle, von Bäumen umgeben und von

Gebüſch verwachſen, das auch von Oben über den Eingang herabhing. Gleich daneben rieſelte ein klarer Quell über glatte Kieſel, und inwendig waren Boden und Wände mit weichem Mooſe bewachſen. Hier zog ſie ein, und nachdem ſie Blätter zuſammengetragen und ſich ein Lager bereitet hatte, dankte ſie Gott, der ihr dieſes ſtille Obdach verliehen habe, und ſchlief in dieſer Nacht, mit ihrem Schmerzenreich an der Bruſt, ſo tief und ſanft, wie ſie kaum eine Nacht in dem Schloſſe ihres fürſtlichen Vaters geſchlafen hatte. In dieſer ſtillen Einſamkeit, abgeſchieden von der Welt und von Felſen umgeben, lebte nun Genovefa Tag für Tag, und ſtillte ihren Durſt aus der Quelle, und ihren Hunger mit wilden Beeren und Eckern, welche die Bäume verlehren, und mit trocknen Wurzeln, die ſie mühſam aus der Erde zog. Als aber der Winter kam und die Büſche keine Beeren mehr trugen, und ſelbſt die armſeligen Wurzeln von Schnee und Eis bedeckt wurden, da verging ihr mancher Tag unter unwillkührlichen harten Faſten, und es währte nicht lange, ſo hatte ſie auch für ihr Kind keine Nahrung mehr; denn die Milch blieb ihr aus. Da war nun ihr Jammer unbeſchreiblich, daß ſie das Kind ſollte verſchmachten ſehn; und wenn das

Kind winselte, rang sie sich die Hände wund, und oft wollte sie davon gehn, um nur nicht den Jammer zu hören, oder zu sehn, wie es stürbe. Und da sie doch nicht von ihm wegkonnte, kniete sie an dem Lager des Kindes nieder, und betete aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens und flehte Gott um Erbarmen an. Und während sie noch betete, sieh, da kam eine Hirschkuh, und stellte sich zu ihr, und strich an ihr hin, wie ein zahmes Thier. Da erkannte sie, daß ihr Gott dieses Thier gesendet habe, und als es sich auf die Erde zu ihr legte, konnte das Kind an ihr trinken, wie an einer Mutter. Und seit diesem Tage kam die Hirschkuh täglich einigemal und tränkte das Kind. Das war des Kindes Nahrung mehrere Jahre lang. Die Mutter aber behalf sich wie zuvor mit magrer Kost, die ihr doch auch bisweilen gebrach; und sie schwand nur so hinweg, daß sie mehr einem Schatten als einem Menschen glich, und Niemand mehr wahrnehmen konnte, wie schön sie vordem gewesen war."

„In diesem großen Elende war nun Schmerzenreich Genovefens einziger Trost. Mit ihm sprach sie früh und spät, und unterwieß ihn in der Furcht Gottes, und lehrte ihn beten, und die schönsten Geschichten der Bibel erzählte sie ihm; und so nahm

der Knabe wunderbar zu an Verſtand und Liebe zu Gott und zu ſeiner frommen Mutter. Erfreulich war es auch, wie vertraut die Thiere mit ihm waren. Denn da ſie ihn immer in dem Walde ſahen, und er keinem von ihnen Schaden that, gewöhnten ſie ſich an ihn, und die Vögel ſetzten ſich auf ſeine Schultern und flogen mit ihm, wohin er ging. Auch Rehe hüpften um ihn her und Kaninchen und Haſen. Ja, es wird erzählt, daß, als ihm ſein elendes Kleid, mit dem er aus dem Schloſſe verſtoßen worden, zu klein worden und auch zerriſſen war, ein großer Wolf ſich eingefunden mit einem Schaafffelle in den Zähnen, und habe das Fell bey der Höle fallen laſſen; wo es denn Schmerzenreich aufgehoben und ſich damit bekleidet habe. Dieſer Wolf ſey auch noch oftmals wiedergekommen, und ſo zahm geworden, daß ihn Schmerzenreich beſtiegen habe, wie ein Pferd, und auf ihm herumgeritten ſey. Ich denke aber, wenn der Wolf auch zahm war, ſo würden ſich die andern Thiere doch vor ihm gefürchtet haben und davon gelaufen ſeyn, und da wäre Schmerzenreichs Amme, die Hirſchkuh, wohl auch nicht wieder gekommen.“

Ich dächte doch, ſagte Mathilde, das ließe ſich gar wohl begreifen. Lebten doch im Paradieſe die

wilden Thiere auch mit den zahmen zusammen. Und wenn sich denn auch im Anfange die Kaninchen und Hasen vor dem Wolfe gefürchtet haben, wenn sie sahen, daß er ihnen nichts that, gewöhnten sie sich auch an ihn. Mir gefällt der Schmerzenreich, der so muthig auf dem Wolfe reitet, gar zu wohl, und ich möchte ihn nicht gern aus der Geschichte verliehren.

Auch ich nicht, sagte Eduard; und ich habe schon öftrer von reißenden Thieren gelesen, die mit kleinen und zahmen friedlich in Einem Käfich zusammengewohnt haben.

Auf jeden Fall, setzte die Mutter hinzu, ist es erfreulich zu denken daß die Gegenwart sehr frommer Menschen auch die wildesten Naturen zu zähmen vermöchte. So wird auch wohl die Geschichte gemeint seyn. Nun laß uns weiter hören.

Marianne fuhr fort: „So hatten sie nun sieben Jahre, Sommer und Winter, in dieser elenden Einsamkeit durchlebt, und keines andern Menschen Gestalt gesehn, oder seine Stimme vernommen. Immer ertrug Genovefa ihr Elend in Geduld, als eine Schickung Gottes, durch die sie des Himmels würdiger sollte gemacht werden; und Schmerzen-

reich war meiſt guten Muths, denn er meinte, dieſe Einſamkeit wäre die Welt, und es wäre überall nicht anders als hier. Binnen dieſer Zeit war nun auch der Graf aus Frankreich zurückgekommen; und Alles was der gottloſe Golo früher gegen die Gräfin erdichtet hatte, wiederholte er jetzt mit vielen Zuſätzen; wie er denn unter andern hoch und heilig betheuerte, ſie hätte vor ihrem Ende alle ihre Schuld bekannt, und erklärt, daß ihr recht geſchähe, weil ſie ſich ſo ſehr an ihrem gütigen Herrn und Gemahl verſündigt habe. Daſſelbe betheuerte und beſchwur auch die Amme Golos; ſo daß der Graf Alles glaubte, und dieſen böſen Leuten noch überdieß für ihre Treue dankte. In ſeinem Herzen aber war keine Ruhe, weder Tag noch Nacht. Denn immer ſtand das Bild der Gemahlin vor ihm, wie er ſie verlaſſen, und und ſie ſich ſo ſehr über ſeinen Abſchied gehärmt hatte; und im ganzen Schloſſe war kein Ort, wo er nicht ihrer und ihrer großen Liebe gedachte. Da half es auch nichts, daß Golo Feſte veranſtaltete, um ihn zu erheitern, Lanzenſtechen und Jagden und Schmauſereien. Denn, wenn alle Gäſte froh und gutes Muthes waren, ſah er tiefſinnig vor ſich hin und dachte: Wenn Genovefa hier wäre, könnt' ich mich auch freuen. Da geſchah es denn

eines Tages, daß als er voll Traurigkeit und Sehnsucht im Schlosse umherschlich, und der vergangenen glücklichen Zeiten gedachte, er auch in den Kerker kam, wo Genovefa sich ihm so treu bewiesen hätte, und indem er überall umherschaute, fiel ihm ein zusammengefaltetes Blatt in die Augen. Er nahm es auf, entrollte es, und erkannte gleich die Handschrift seiner Gemahlin. Wie er nun las, was sie geschrieben hatte, wie sie mit rührenden Worten ihre Unschuld vor Gott betheuerte, und ihm Golos böse Anmuthungen enthüllte, und ihm sein ungerechtes Blutürtheil verzieh, und zu Gott für ihn bat, da erkannte er mit Einemmal die gottlosen Ränke seines Dieners, und seine eigne Verblendung, und es wurde ihm dunkel vor den Augen, und er meinte, das Herz müßte ihm vor Zorn und Jammer brechen. Er befahl auch sogleich den Golo zu binden und vor ihn zu bringen. Da dieser aber, nach seiner wilden Weise, im Felde umherjagte, eilte ein ihm ergebner Diener sogleich hinaus, und warnte ihn, daß er nicht heim käme; worauf denn Golo sein Roß unverzüglich nach den Walde hin lenkte, um sich dem Zorne seines Herrn zu entziehn. Denn es war ihm jetzt, als ob seine letzte Stunde geschlagen hätte, und sein Gewissen sagte ihm, was er mit seinen Missethaten verdient habe."

„Da nun Golo nicht zurückkam, wurde der Kummer des Grafen noch größer, daß ihm der entronnen war, durch deſſen Strafe er den Tod ſeiner unſchuldigen Gemahlin hatte verſöhnen wollen, und er kehrte allen ſeinen Zorn gegen ſich ſelbſt. Einſtmals ſah er auch des Nachts im Traum den Hausmeiſter, welchen Golo hatte ermorden laſſen; und dieſer bekräftigte Alles was Genovefa in ihrem Briefe geſchrieben hatte. Ein andermal ſah er auch ſeine Gemahlin ſelbſt, umherirrend, wie ein Schatten, und von reißenden Thieren umgeben. Da fuhr er plötzlich aus dem Schlafe auf, und befahl, ihm ſein Roß zu ſatteln; und als es geſattelt war, jagte er in den Wald hinaus, und ſeine Diener folgten ihm nach. Nicht lange war er geritten, ſo ſprang eine Hirſchkuh vor ihm auf. Er verfolgte ſie, und indem das behende Thier immer weiter und weiter flieht und der Graf es ohn' Unterlaß verfolgt, kömmt es endlich zu Genovefens Höle, ſchlüpft durch das Geſträuch und verbirgt ſich im Innern. Gleich ſpringt der Graf vom Pferde, und dringt durch die Büſche nach, und indem er in die Höle ſchaut, erblickt er die Hindin, die ſich auf dem Mooſe niedergethan, und ein menſchliches Weſen neben ihr, deſſen Bläſſe ihm aus der Düſternheit furchtbarer und geſpenſtartig ent-

gegen ſcheint. Auch glaubte er wirklich, es wäre ein Geiſt, bezeichnete ſich mit dem Kreuze und ſagte: Wenn du von guter Art biſt, ſo nenne dich mir und komm heraus. Da erkannte Genovefa die Stimme ihres Gemahls, und auch in dem Tageslichte ſeine Geſtalt, und ſagte bebend: Ich bin ein armes Weib und faſt bloß. Darum gebet mir eines von Euern Kleidern, damit ich zu Euch herauskommen kann. Auf dieſe Worte warf ihr der Graf ſeinen Mantel zu, und ſie hüllte ſich darein, und kam auf ihren nackten Füßen hervor — denn ihre Schuh waren längſt zerriſſen — und die Hirſchkuh begleitete ſie nach ihrer Weiſe und ſtand ihr zur Seite. Und da ſie heraustrat, war es den Pfalzgrafen, als ob er ſie kennen müßte, und es ging ihm ein Schauder durch Mark und Bein; aber er erkannte ſie nicht, und fragte nur mit Haſt, wer ſie denn wäre, daß ſie in dieſer furchtbaren Wildniß lebte. Da antwortete ſie mit niedergeſchlagenen Blicken: Ich bin aus dem Brabanter Lande, und habe vormals beſſere Zeiten geſehn. Ein ſchlimmer Verdacht meines Eheherrn hat mich in dieſe Wüſte getrieben, und weil ich ihm ergeben war, gab er einem ſeiner Diener Macht über mich, daß er mich tödten ſollte. Aber Gott lenkte das Herz der Scher-

gen, daß ſie ſich meiner erbarmten und meines armen Kindes, und mir das Leben gönnten. Da entſetzte ſich der Graf noch mehr, und begehrte mit zitternder Stimme ihren Nahmen zu wiſſen. Und da er den Nahmen Genovefa, und auch den ſeinigen hörte; fiel er wie ſinnlos zur Erde, und es währte lang, eh er ſein Geſicht wieder erheben und ſie anſchauen konnte. Und da er ſie endlich anſchaute, und das blaſſe abgezehrte Angeſicht ſah, das vordem ſo blühend und ſchön geweſen, meinte er zu verzweifeln. Da ſie nun ſeinen großen Jammer ſah, trat ſie zu ihm, redete ihm mit freundlichen Worten zu, und bat ihn aufzuſtehn. Er aber blieb doch auf ſeinen Knien, und klagte ſich mit bittern Thränen und aufgehobenen Händen ſeiner Miſſethat an, und gab ſich zu jeglicher Buße bereit, wenn ſie nur ſage, daß ſie ihm vergeben wolle. Da dachte ſie nun nicht mehr an ſeine Schuld, ſo ſchwer ſie auch war, ſondern nur an ſeine Reue, und ſein Jammer ging ihr ſo zu Herzen, daß ſie vor Thränen nicht ſprechen konnte. Sie reichte ihm alſo die abgezehrte Hand, und beugte ſich über ihn, und da ſie endlich ſprechen konnte, beſchwor ſie ihn, ſich nicht zu betrüben, und ſagte: Das Herz bricht mir, wenn ich Euch, meinen Herrn, ſo jammern ſehe, und Euch die

Zähren über den Bart laufen, der vor der Zeit grau geworden. „Es war ja nicht Eure Schuld, daß Ihr mich für so strafbar hieltet, sondern derer, die Euch mit ihren Netzen umstrickt hatten. Darum hab' ich Euch auch längst von Herzen vergeben, und sag es Euch jetzt mit der alten Liebe, daß ich Euch all mein Elend verziehen habe. Möge uns Gott eben so unsere Schulden vergeben und seiner Gnade würdig machen. — Und während sie so sprachen, kam Schmerzenreich aus dem Walde, mit Wurzeln in der Hand, die er zur Mahlzeit gesammelt hatte, und da er den fremden Mann sah, fürchtete er sich. Der Graf aber erkannte gleich an der Aehnlichkeit der Züge, daß er sein Sohn war, nahm ihn in seine Arme und drückte ihn an seine Brust, und konnte vor Freud und Leid nichts Anders thun, als ihn küssen und sagen: O mein geliebtes Kind! o mein theurer Sohn!"

„Und wie das so eine Weile gedauert hatte, bließ er in sein Horn und rief die Jäger und Diener zusammen; und wie diese kamen, sahen sie wohl, daß sich mit ihrem Herrn etwas besonderes zugetragen habe; wer aber die blasse und abgehärmte Frau, und wer der Knabe wäre, der in die

Schaafhaut gewickelt mit nackten Füßen bey ihm ſtand, wußten ſie nicht; ſie konnten es auch nicht rathen, bis er es ihnen ſagte. Da war denn ein großes Verwundern, daß ſie die wiederſahen, die ſie für tod gehalten hatten; und als ſie gar hörten, wie es ihr ergangen, und wie ſie ſo wunderbar erhalten worden, war ihr Staunen noch größer, und Niemand konnte ſich der Thränen enthalten, ſo über ihr Elend, als über Gottes Wunder und die Wege ſeiner Gerechtigkeit. Und nachdem ſie Alle in die Höle gegangen, und das harte Lager betrachtet, auf dem ihre Fürſtin ſieben lange Jahre, ſo Winter als Sommer, zugebracht hatte — wobey man denn Nichts als Schluchzen und Weinen hörte — und nachdem ſie mit ihr an dem Altar gebetet hatten, der von ihren eigenen Händen aus Steinen und Moos erbaut worden war, kehrten ſie deſſelben Tages nach dem Schleſſe zurük, die Gräfin in einer Sänfte, der Graf zu Roß neben ihr, und Schmerzenreich auch zu Pferd mit einem der Diener. Da war es nun wunderbar zu ſehn, wie auch die Hirſchkuh mit ihnen zog, und die Vögel um und über den Schmerzenreich her flogen, ſo weit der Wald ging. Als aber der Wald aufhörte, blieben die Kaninchen und Haſen unter den Büſchen, die Vögel aber ließen ſich auf die

Gipfel der Bäume nieder, und ſchauten ihm lange nach, und man konnte wohl wahrnehmen, daß ſie den Knaben ungern ſcheiden ſahn. Auch er nahm wohl ungern von ihnen Abſchied, und ſah ſich oft nach ihnen um, und rief: Lebt wohl, lebt wohl! Aber ſo lieb ihm auch die Vögel und Thiere waren, mit denen er in der Einſamkeit geſpielt hatte, ſo war er doch mehr erfreut, Menſchen zu ſehn und mit Menſchen zu ſprechen; und da auf die Nachricht von Genovefens Wiederkehr eine Menge von Leuten herbeyſtrömte, und unter dieſen auch Kinder, die ſeines Alters waren, vergaß er leicht den Wald aus Freude über die neuen Geſpielen."

„Im Lande war nun große Freude und die Leute ſprachen lange von Nichts, als von der frommen Genovefa und ihrem Schmerzenreich, und wer es nur bewerkſtelligen konnte, ſuchte ſie zu ſehn. Wie glücklich aber der Pfalzgraf war, und wie eifrig bemüht, die alte Schuld durch noch größere Liebe auszutilgen, iſt mit Worten nicht auszuſprechen. Allein dieſes Glück dauerte nur kurze Zeit. Denn nach drey Monaten wurde Genovefa krank; ſo krank, daß ſie gleich ihr herannahendes Ende fühlte. Darum nahm ſie auch bald Abſchied von den Ihrigen, beſonders aber

von ihrem Gemahle und ihrem Sohne, dankte beyden für ihre große Liebe, tröſtete ſie, und ermahnte vornemlich ihren Schmerzenreich, die Wunder, die Gott an ihm gethan, durch ein frommes Leben zu verherrlichen. Dann ſchlief ſie unter Gebeten ein, und als ſie zu Grabe getragen wurde, die Prieſter mit den brennenden Kerzen voran, und hinter dem Sarge der Pfalzgraf in tiefer Trauer und Schmerzenreich an ſeiner Seite, und vieles Volk hinter ihnen, ging auch die treue Hirſchkuh mit tiefgeſenktem Kopfe neben dem Sarge her. Und als dieſer in der Kirche in die Gruft gelaſſen wurde, ſah ſie ihm mit unverwandten Blicken nach, legte ſich dann an die Thür der Kirche, und da ſie kein Futter mehr nahm, ſtarb ſie in wenigen Tagen, und wurde unter einem Baume auf dem Kirchhof eingeſcharrt."

„Der Jammer des Pfalzgrafen war nun unbeſchreiblich. Am Tage hatte er keine Ruhe und Nachts keinen Schlaf, und es kam ihm bisweilen vor, als drücke ihn die Laſt der alten Schuld noch mehr als vordem, weil er nun Nichts mehr thun konnte, um ſeiner armen Genovefa Liebe zu zeigen. Wie nun Schmerzenreich die tiefe Betrübniß ſeines Vaters ſah, wußte er ihn doch, ſo klein er auch war,

mit klugen Worten zu trösten, indem er sagte: seine fromme Mutter hätte sich ja zu aller Zeit nach dem Himmel gesehnt, und ihr voriges Elend als eine Vorbereitung dazu angesehn; darum soll er sich doch nicht so betrüben, da ihr Wunsch in Erfüllung gegangen. Vielmehr habe sie ihnen ja durch ihren gottseligen Tod den rechten Weg zum Himmel gezeigt. — Nun erfreute es zwar den Grafen, daß der Knabe so klug und fromm sprach; aber den Schmerz konnten ihm diese Reden doch nicht von dem Herzen nehmen. So ging er denn eines Tages in seiner tiefen Betrübniß in den Wald, in welchem Genovefa die sieben Jahre des Jammers und Elends durchlebt hatte, und kam bis zu dem Felsenthale und in die enge Höle, und legte sich hier auf das Lager, wo sie sich so oft gehärmt hatte, und bedachte da alles ihr Elend und seine eigene Schuld, und weinte lang und bitterlich. Endlich schlief er ein. Da kam es ihm vor, als ob er seine Genovefa sähe in aller ihrer vormaligen Schönheit, und alle Herrlichkeit des Himmels wat um sie her, und die Engel stiegen auf und ab, und sie sah mit seligen und verklärten Blicken darein. Dann neigte sie ihr liebes holdes Gesicht zu ihm, und bot ihm die Hand, und er meinte, sie zöge ihn zu sich hinauf. Und

als er erwachte, fühlte er eine ſolche Freudigkeit in ſich, als er noch nicht gehabt hatte; und weil ihm der Ort ſo tröſtlich geweſen war, beſchloß er auch hier zu leben und zu ſterben, und wo die Höle war, eine Kirche zu bauen. So that er denn auch; verließ ſein Schloß und Land, und lebte hinfort als ein Eieſiedler in dem Felſenthale. Schmerzenreich aber wollte nun auch nicht mehr ohne Vater und Mutter in der Welt mehr leben, ſondern zog zu ihm in die alte Einſamkeit, und erfreute ihm lange durch ſeine Klugheit und Frömmigkeit. Und als ſein Vater geſtorben war, blieb er dennoch hier, und beſprach ſich mit den Leuten, die zahlreich zu der Kirche wallfahrteten, und belehrte und ermahnte ſie und diente Gott ſo lang als er lebte."

Das iſt eine wunderſchöne Geſchichte, ſagte Mathilde, als Marianne geſchwiegen hatte. Es iſt viel Trübſeliges darinn; aber das erfreut einen auch, wenn es nur zulezt einen guten Ausgang nimmt.

Aber was iſt denn aus dem Golo geworden? fragte Eduard.

Mein Gott, antwortete Marianne, wie hab' ich doch das vergeſſen können? Den trieb ſein

böſes Gewiſſen lange in dem Walde herum, und er fürchtete ſich vor dem Zorn des Pfalzgrafen, faſt noch mehr aber vor ſich ſelbſt. Daher irrte er wie wahnſinnig in der Wildniß umher, und ſtieg oft in finſtrer Nacht auf die ſteilſten Felſen mit Lebensgefahr. Und als Genovefa wieder gefunden war, kam ihm die Nachricht davon, ich weiß nicht wie, zu Ohren, und er meinte, er würde Ruhe haben, wenn er ſie noch Einmal in ſeinem Leben ſähe. Er ſchlich alſo aus dem Walde heraus nach dem Schloſſe zu, und hielt ſich da in der Nähe verſteckt, bis er ſie eines Morgens am Fenſter erblickte. Als er nun ihr blaſſes und abgezehrtes Angeſicht ſah, fiel ihm die ganze Laſt ſeiner Bosheit wie ein Felſen auf das Gewiſſen, und er entſetzte ſich ſo, daß die Knie unter ihm zuſammen brachen, und er anfing laut zu heulen, wie ein wildes Thier. Da liefen denn die Leute herbey und erkannten ihn; und der Graf ließ ihn binden und Gericht über ihn halten. Ob nun gleich Genovefa aus großer Güte ihres Herzens für dieſen Böſewicht bat, wurde er doch von allen Richtern zum Tode verurtheilt, und an derſelben Stelle hingerichtet, wo er Genovefen hatte ermorden laſſen wollen.

Ich habe mich recht entſetzt vor dem Gelo, ſagte Mathilde. Man ſollte kaum glauben, daß es ſo böſe Menſchen gäbe. Es iſt nur gut, daß er ſeine Strafe erhalten hat.

Und doch, ſagte die Pfarrin, war er vielleicht von Natur nicht ſo ſchlimm, ſondern nur wild und nicht gewöhnt, ſeine Begierden in Zaum zu halten. Man kann, denke ich, aus der ganzen Geſchichte ſehn, daß der erſte Schritt immer den folgenden nach ſich zog, und daß ihn, nachdem er ſich das Erſte unterfangen, Furcht, Angſt und böſes Gewiſſen zu den entſetzlichſten Miſſethaten forttrieben. Das iſt aber eben der Fluch, der auf der Sünde ruht.

Aber warum, ſagte Aurore, wollte denn der Gelo auch den kleinen Schmerzenreich töden laſſen, der ihm doch Nichts zu Leide gethan hatte?

Ohne Zweifel, antwortete die Mutter, weil er in ihm einen Ankläger fürchtete, wenn er ihn leben ließe. Er glaubte es ſo recht klug gemacht zu haben. Aber Gott wendete Alles anders und machte ſeine Klugheit zu Schanden.

Da fällt mir noch Eines ein, fuhr Marianne fort, was Herr Tiek erzählte, und ebenfalls gar anmuthig iſt. Als Genovefa zum Tode geführt

wurde, kam sie über einen Fluß. Da zog sie, auf der Brücke stehend, ihren Trauring vom Finger, und warf ihn in das Wasser, indem sie sagte: So geb' ich meinem Herrn seine Treu und sein Versprechen zurück. So ist seine Blutschuld geringer. — Und als sie wieder gesunden war, und nach dem Schlosse zurückkehrte, und wieder an dasselbe Wasser kam, da traten zwey Fischer zu dem Pfalzgrafen und verehrten ihm einen großen Fisch, dergleichen Größe noch niemand gesehn hatte. Der Graf nahm den Fisch dankend an, und befahl, ihn zum Mahle zuzurichten. Und da man ihn aufschnitt, fand man den goldenen Trauring darinn, und es war eben, als ob sie nun von neuem vermählt worden wären.

Auch das ist schön, wenn es gleich fabelhaft klingt: Nachdem die Kirche im Walde gebaut war, wurde der Leichnam Genovefens dahin getragen, damit sie künftig an derselben Stelle ruhen möchte, wo sie so lange geschmachtet hatte. Und wie der Sarg durch den Wald getragen wurde, beugten die Bäume ihre Gipfel nach ihm zu, und ließen ihre Blüthen darauf fallen, und die Vögel flogen von allen Seiten zu, und sangen von allen Zweigen herab. Auch andere Thiere kamen, wie sie

früher gethan hatten, und begleiteten den Sarg bis an die Kirche hin.

Ich möchte das Alles in Bildern haben, ſagte Eduard. Ich denke, es müßte ſich ſchön malen laſſen.

Zehnter Abend.

Zwey Nachbarn in der Gemeinde entzweyten ſich über einen Kirchſtand, auf den jeder Anſpruch zu haben glaubte. Die Sache kam vor die Gerichte, und es entſtand ein ſolcher Zwiſt daraus, daß die beyden Männer, die ſonſt Freunde geweſen waren, ſich jetzt bitterlich haßten, und allen den Ihrigen verboten, mit einander Umgang zu pflegen.

Dem Pfarrer war das ſehr anſtößig. Er nahm alſo die beyden Haderer vor, Einen um den Andern, und redete ihnen freundlich zu; und Jeder war für ſich ganz vernünftig, und wenn man ihn allein hörte, ſchien nur der Gegner Unrecht zu haben. Er verlange Nichts, ſagte jeder, als ſein gutes, altes Recht, um das ihn der Andre bringen wolle. Darauf pochten ſie denn auch, und von

einem Vergleiche wollte keiner hören; ja, ſie wurden immer trotziger, weil jeder meinte, der Pfarrer halte es mit ſeinem Gegner.

Da nun die Oſterzeit herannahte, wo Alle zum Abendmahl gehn, beunruhigte es ihn noch mehr, daß die beyden Hausväter und alle die Ihrigen mit Groll im Herzen zum Tiſch des Herrn gehen ſollten, und predigte am Sonntag Lätare mit beſonderer Beziehung auf jenen Zwiſt, von der rechten chriſtlichen Liebe, die das erſte und letzte Gebot, und gleichſam der Schlüſſel des ganzen Chriſtenthums ſey. Er führte da viele ſchöne Stellen der Bibel an, die man nicht wohl hören kann, ohne daß es einem weich um das Herz wird; wie den: „Liebet eure Feinde, ſegnet die euch fluchen, thut wohl denen die euch haſſen, bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen. Auf daß ihr Kinder ſeyd eures Vaters im Himmel.“ Und jenen andern: „Daß iſt mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch liebe. Ihr ſeyd meine Freunde, ſo ihr thut, was ich euch gebiete.“ Dann legte er das Alles aus und zeigte, wie ruchlos und verdammlich es ſey, ſich nach Chriſti Nahmen zu nennen, und auf ſein Verdienſt Anſpruch zu machen, und doch ſeinen Geboten ent-

gegen zu handeln. Es sey ausdrücklich gesagt: wer seinen Nächsten nicht liebe, der kenne Gott nicht. Und an einem andern Ort: Es ist ein Fehl unter euch, daß ihr mit einander rechtet. Warum laßt ihr euch nicht lieber Unrecht thun? — Dann fügte er hinzu, wer es nicht über sich gewinnen könne, um des Friedens willen, von dem, was er für sein Recht halte, und worinn er sich doch irren könne, etwas aufzuopfern, der nenne sich fälschlich ein Glied Christi, und bereite sich ein schweres Gericht am Tage der Rechenschaft.

Da er dieses und anderes mit Nachdruck gesagt hatte schloß er mit einem herzlichen Gebete um Vermehrung der Liebe und des Friedens in der Gemeinde, damit sie Alle und auch er selbst das bevorstehende Osterfest mit rechter Freudigkeit feyern könnten. Das drang durch, und noch an demselben Tage kamen die Frauen der streitenden Hausväter, und erklärten sie hätten Alles mit ihren Männern erwogen, und wären Eins geworden, den Streit aufzugeben. Sie hätten schon längst wahrgenommen, daß ihre Andacht dadurch in der Kirche gestört worden, und wollten sich also nun aussöhnen. So zeigten sie es auch wirklich am folgenden Tage dem Gerichte an, und bezahlten

die aufgelaufenen Kosten gemeinschaftlich. Den Osterſonntag aber gingen ſie zuſammen zum Abendmahl, und es war nun mit den beyden Familien wie zuvor, ja noch beſſer; denn ſie thaten ſich jetzt Alles zu Liebe; um das Herzleid wieder gut zu machen, das ſie ſich einander während des Zwiſtes angethan hatten. Und da in dem Laufe des Sommers ihre Weiber an Einem Tage in das Wochenbett kamen, baten ſie ſich, zum öffentlichen Zeichen der erneuerten Freundſchaft, gegenſeitig zu Gevattern. Das war für den ganzen Ort erbaulich, und Jeder, der wußte, wie groß ihre Feindſchaft geweſen, konnte nicht ohne Rührung ſehn wie ſie ſich jetzt am Taufſtein ſo herzlich die Hände ſchüttelten.

Am Abend des Tages, wo ſich das zugetragen hatte, ſaß die Familie, wie gewöhnlich zuſammen. Sie waren alle in der Kirche geweſen, den Großvater ausgenommen, der ſich nicht ganz wohl fühlte. Da war nun auch von der Taufe, und dem Verhältniße der beyden Väter die Rede, und es gab dieß Gelegenheit manches Erbauliche von der Macht des Chriſtenthums und ſeiner wohlthätigen Wirkung auch auf harte Herzen zu rühmen. „Was würde doch die Erde für ein Paradies ſeyn,

ſagte der Grosvater, wenn der rechte chriſtliche Sinn überall, ſo wie es ſeyn ſollte und könnte, Wurzel ſchlüge, und Sanftmuth, Liebe, Geduld und Demuth, als ſeine rechten Früchte, die Welt erfreuten!"

„Aber leider iſt den Meiſten das Chriſtenthum nur ſo ein äußerliches Ding, und ſie meinen fromm zu ſeyn, wenn ſie eben das äußere Werk treiben, ohne Regung des innern Geiſtes nur von Auſſen bewegt."

„Sie führen Chriſtum im Munde und tragen ihn in der Hand oder auf der Bruſt; aber ihr Herz verleugnet ihn, und ihre Thaten ſtrafen ihre Worte Lügen."

„Sie nehmen die göttliche Lehre des Friedens und der Verſöhnung zum Vorwand des Eigennutzes, des Haſſes und der grauſamſten Verfolgung."

„Und ſo kömmt es denn, daß der heiligſten Religion Feindſchaft bereitet wird eben durch die, die ſie zu ſchützen vorgeben."

„Gott vergebe ihnen, ſie wiſſen nicht, was ſie thun!"

Der Pfarrer und ſeine Frau ſahen ſich an, und waren etwas verwundert, daß der alte Mann mit

ſolchem Feuer und nicht ohne Bitterkeit ſprach. Sie waren das ſo nicht gewohnt. Aber ſie wußten nicht, daß ein Fremder bey ihm geweſen war — eben während die andern in der Kirche die Taufe abwarteten — ein reformirter Geiſtlicher aus dem ſüdlichen Frankreich. Dieſer hatte viel Schreckliches erzählt von der Wuth, mit welcher in ſeinem Vaterlande der catholiſche Pöbel nach der Rückkehr des alten Königſtammes über die Proteſtanten hergefallen, wie ſie, Viele ermordet, die Andern durch Schreckniſſe aller Art geängſtigt hätten; ſo daß auch Einige, um ſich nur aus dieſer Noth zu retten, von dem Glauben ihrer Väter abgefallen wären. Er, der arme Wanderer ſelbſt, hatte, da die Glieder ſeiner Gemeinde theils ermordet, theils zerſtreut und vertrieben geweſen, ſeinem Vaterlande in tiefer Betrübniß den Rücken gewendet, und ſuchte ſeine Verwandten und Glaubensgenoſſen in der Mark Brandenburg auf. Dahin trieb ihn jetzt ſein Verlangen, und die dringende Einladung, doch Einen Tag hier zu weilen, hatte ſeine raſtloſe Ungeduld, einen ſichern Hafen zu finden, nicht aufhalten können.

Der Grosvater theilte nun Einiges mit, was ihm der ehrwürdige Geiſtliche erzählt hatte, und

das, was in öffentlichen Blättern über die unbestraften Greuel jener Gegenden gemeldet worden, vollkommen bestätigte.

Diese empörenden Vorfälle, sagte der Pfarrer, haben mich diese ganze Zeit über beschäftigt, und es thut mir leid, den vertriebenen Amtsbruder nicht gesprochen zu haben. Wohl hätte man glauben sollen, die Welt sey weit genug zum Bessern fortgeschritten, um sich nicht mehr mit solchen Greueln zu beflecken; aber man darf leider nie auf die Macht des Guten rechnen, wenn die Leidenschaften der großen Masse in Bewegung gesetzt sind. Es sind mir bey dieser Gelegenheit eine Menge von Begebenheiten in das Andenken gekommen, die sich während der Religionskriege am Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Frankreich zugetragen haben, und die Bilder der Mordscenen, zu denen die christliche Religion den Vorwand hergeben mußte, haben mich mehrere Tage hindurch verfolgt. Glücklicher Weise fehlt es auch in jener eisernen Zeit nicht an einzelnen Zügen von Menschlichkeit. An diese, und an manche scheinbar zufällige Ereignisse, durch welche Gott die Rettung unschuldiger Menschen bewirkte, hab' ich mich gehalten, und mich desto mehr an diesen

einzelnen milden Sternen erfreut, je wüſter und dunkler die übrige Nacht war. Das Gute, was in dem Menſchen iſt, verleugnet ſich doch nie ganz, und wer nicht an Wunder glauben will, der achte nur auf ſolche Zeiten, wo Alles durch einander ſtürmt, und ohne die Langmuth der ewigen Liebe ganze Völker untergehen würden.

Allerdings, ſagte der Grosvater, allerdings bewährt ſich die göttliche Liebe am Herrlichſten bey dem Haſſe der Menſchen. Sie trägt dieſes Geſchlecht an ihrem Herzen, und erhält es, wenn es ſich ſelbſt zu Grunde richten will.

Mehreres wurde in dieſem Sinne geſprochen. Ich erinnere mich hierbey, fuhr der Grosvater fort, an die Denkwürdigkeiten eines proteſtantiſchen Edelmannes, die ich in meiner Jugend mit vieler Theilnahme geleſen habe, und die mehrere Beyſpiele dieſer Art enthalten. Eduard mag uns Einiges daraus vorleſen. Geh in meine Stube, Eduard, und ſuche da, wo die franzöſiſche Geſchichte ſteht, nach den Denkwürdigkeiten von D'Aubigné.

Eduard ging und kam bald darauf mit dem Buche zurück. Der Grosvater blätterte darinn, ſchlug das zweyte Capitel auf, und Eduard las wie folgt:

„Als wir in Paris angekommen waren, that mich mein Vater in die Koſt zu Herrn Bercald, einem Manne von großem Anſehn. Kurz darauf nahm der Prinz von Condé die Stadt Orleans durch Ueberrumpelung ein; der erſte Religionskrieg begann, und die Verfolgung der Hugenotten *) und das Morden und Mordbrennen nahm in Paris ſo überhand, daß ſich Herr Bercald, nach großen Gefahren, denen er mit Mühe entgangen war, endlich genöthigt ſah, Paris zu verlaſſen und mit allen ſeinen Schülern und ſeiner ganzen Familie zu fliehn. Dieß that mir über die Maaßen leid, weil ich eine artige Bücherſammlung hinter mir laſſen mußte, die auf das Sauberſte eingebunden war, und manche andere Geräthſchaften, die mir mein Vater geſchenkt hatte, um mir das Heimweh zu vertreiben; was ihm auch gelungen war. Ich war auch ſo betrübt darüber, daß, als wir nach Villeneuve St. Georges kamen, das Andenken an meinen Verluſt mir bittere Thränen auspreßte. Da faßte mich Herr Bercald bey der Hand, und ſagte nach ſeiner liebreichen Weiſe: Mein junger Freund, fühlſt Du nicht, welch ein Glück es für Dich iſt, in ſo

*) Benennung der Proteſtanten in Frankreich.

zarten Jahren Etwas für den zu verliehren, der dir Alles gegeben hat?" — —

Und wie alt war er damals? fragte Eduard ſich unterbrechend.

Er ſtand in ſeinem achten Jahre, antwortete der Grosvater, wenn ich mich recht erinnere. Sein Geiſt war den Jahren vorangeeilt. Die Bedrängniſſe der Zeit, wie es zu geſchehn pflegt, hatten auch das Ihrige beygetragen, ihn ſchneller zu entwickeln.

Eduard fuhr fort: „Unſer kleiner Haufe beſtand aus vier Männern, drey Frauen und mehrern Kindern. Wir nahmen von Villeneuve den Weg nach Coudrey und begaben uns zu dem Präſidenten L'Etoile, wo wir einen Wagen bekamen. Mit dieſem gelangten wir nach Coureneés. Hier aber ſtieß uns der Chevalier Dachon auf, der die Feſtung mit hundert Reitern beſetzt hielt. Er nahm uns gefangen und überlieferte uns den Händen eines Inquiſitors, den er bey ſich hatte. So jung ich war, ſo weinte ich doch nicht, da man mich in das Gefängniß führte; aber da man mir einen kleinen verſilberten Degen abnahm, und einen Gürtel mit ſilbernen Neſteln, konnte ich die Thränen nicht zurückhalten." —

Der arme Junge, sagte Mathilde. Erst muß er sein freundliches Stübchen und seine hübschen Bücher im Stiche lassen, und nun wird er auch gar noch geplündert.

Aber es ist doch drollig, setzte Marianne hinzu, ein so kleiner Knabe, der einen Degen trägt! —

Warum aber nur ins Gefängniß, fragte Aurora. Sie werden ihm doch gewiß nichts zu leid thun. —

Du wirst hören, sagte der Pfarrer.

Eduard las weiter: „Der Inquisitor nahm mich bey Seite und fragte mich aus, und meine Antworten erzürnten ihn sehr. Die Offiziere aber waren freundlicher gegen mich. Da ich einen saubern Anzug von weißen Atlas trüg, und mein Betragen Etwas nicht ganz gewöhnliches hatte, wurden sie aufmerksam auf mich, nahmen mich aus dem Gefängnisse und führten mich zu Dachon. Dieser sagte mir, unser ganzer Hause sey zum Feuer verurtheilt, und wenn wir erst auf dem Richtplatz wären, so würde nicht mehr Zeit zum Widerruf seyn."

Zum Feuer, rief Mathilde, und ließ ihr Strickzeug aus den Händen fallen. Und was hatten sie denn verbrechen?

Sie waren andrer Meinung über den Glauben als ihre Feinde, antwortete der Vater.

Wahrſcheinlich weil ſie einen andern Katechismus hatten, ſagte Marianne. Aber was konnte denn der achtjährige Knabe dazu, daß man ihn den evangeliſchen Katechismus hatte lernen laſſen? — —

O ſie werden ihn nur haben bange machen wollen, ſagte Aurore.

Die Mutter winkte und Eduard wiederholte die letzten Worte: „Und wenn wir erſt auf dem Richtplatze wären, ſo würde nicht mehr Zeit zum Widerrufen ſeyn. Ich antwortete: der Abſcheu, den ich gegen die Meſſe fühlte, nähme mir die Furcht vor dem Feuer.“

Die Mädchen ſchlugen in die Hände und ſahen ſich verwundert an. Eduard legte das Buch vor ſich hin auf die Knie, faltete die Hände darüber, und ſah ſinnend darauf. Dann nahm er es wieder und las, wie folgt:

„Da ſich im Zimmer zwey Männer befanden, die auf der Geige ſpielten, und Andere, die nach dieſer Muſik tanzten, befahl mir der Hauptmann, eine Gaillarde zu tanzen — —

Was iſt das? fragte Mathilde.

Eine Art luſtiger Tanz, antwortete der Vater.

Wie? fuhr Marianne auf, nachdem man ihm hat zwingen wollen, sich seines Glaubens abzuthun, nachdem man ihm mit Verbrennen gedroht hat, muthet man ihm zu, einen lustigen Tanz aufzuführen!

Der wird es gewiß nicht gethan haben, sagte Mathilde.

— „befahl mir der Hauptmann eine Gaillarde zu tanzen, und ich führte dieß zum Vergnügen der ganzen Gesellschaft aus. Sie lobten mich, und dankten mir. Dieß hinderte indessen den Inquisitor nicht, mich unter greulichen Drehungen wieder in das Gefängniß zurück zu führen."

„Da ich nun jetzt Herrn Beroald Nachricht brachte, daß unser Urtheil — —

Was ist denn das? sagte der Grosvater sich ein wenig erhebend. Ich höre ja sonderbar schlagen! — Ja wohl, sagte die Pfarrin, es wird Feuer seyn; und in dem Augenblicke riß eine Magd die Thür auf, und meldete mit bebender Stimme, daß es im Dorfe brenne. Alles war aufgefahren. Der Pfarrer nahm seinen Hut. Die Mutter eilte unter das Dach, um sich umzusehn. Das Stürmen dauerte fort. Aengstlich liefen die Kinder hin und her. Nur Lili setzte sich ruhig zu ihren Pup-

pen; legte ſie, eine neben die andere, in die Puppenwiege, wickelte die dazu gehörigen Kleider zuſammen, und ſteckte Alles, die Puppen, die Wiege und die Kleider, in einen kleinen Tragkorb, nahm dieſen auf den Rücken, und war ſo bereit, wenn es Noth thäte, mit ihrer ganzen Habe von dannen zu gehn.

Die Andern machten ebenfalls ihre Anſtalten, Jedes nach ſeiner Weiſe. Auch die Mutter ordnete dieſes und jenes an, und Eduard trug ihr zu, was zuſammengeſtellt werden mußte zur ſchleunigen Rettung.

Glücklicherweiſe kamen ſie mit dem Schrecken davon. Das Feuer war in dem Schornſtein des Wirthshauſes am äußerſten Ende des Dorfes ausgebrochen, und hatte nur einen Theil des Daches verzehrt. Die Hülfe war ſchnell bey der Hand geweſen, und die Unerſchrockenheit Einiger, und der Eifer Aller hatte der drohenden Gefahr frühzeitig Schranken geſetzt.

Der Reſt des Abends ging damit hin, Alles wieder an Ort und Stelle zu bringen. Auch Lili packte ihren Korb wieder aus, erzählte den Puppen Alles, was ſie von dem Vater gehört hatte, und ermahnte ſie, ſich nun nicht weiter zu ängſti-

gen, da ja das Unglück mit Gottes Hülfe vorüber ſey. Und nachdem ſie ihnen wohl zu ſchlafen gewünſcht und Jede geküßt hatte, ging ſie ſelbſt zu Bette, und ſchlief ſorglos, bis der Morgen hell und heiter zum Fenſter herein ſah.

Eilfter Abend.

Als man sich am folgenden Abend wieder versammelt hatte, verlangten Alle die Fortsetzung der unterbrochnen Geschichte. Jedes nahm Antheil an dem wackern kleinen D'Aubigné, und ängstigte sich in seine Seele um den Erfolg seiner bangen Lage.

Eduard hatte das Buch schon bereit, und die Stelle aufgesucht, wo er gestört worden war. Er las jetzt weiter:

„Da ich nun jetzt Herrn Bereald Nachricht brachte, daß unser Urtheil gesprochen wäre, forschte er bey Allen nach ihren innersten Gesinnungen, und es kostete ihm wenige Mühe, sie zu dem Entschlusse zu bewegen, eher zu sterben, als auf ihren Glauben Verzicht zu thun. Als wir gegen Abend zu Essen bekamen, zeigte man uns den Scharf-

richter von Milly, welcher Anſtalten zu unſrer Hinrichtung machte, die am folgenden Morgen vor ſich gehen ſollte. Sobald daher die Thür des Gefängniſſes geſchloſſen wurde, fing jeder an zu beten, und ſich zum Tode vorzubereiten. Aber zwey Stunden nachher kam ein Offizier von Dachens Compagnie, ein geweſener Mönch, dem unſere Bewachung anvertraut war, zu uns herein, küßte mich auf die Wange, und ſagte zu Herrn Bereald, „Wenn es mir auch das Leben koſten ſollte, ſo muß ich euch retten, um dieſes Kindes Willen. Haltet euch zur Flucht bereit, wenn ich es euch ſage; fürs Erſte ſeht zu, ob ihr ihr mir funfzig oder ſechzig Thaler geben könnt, um zwey Leute zu beſtechen, ohne die ich nichts thun kann.“ Man fand nicht für rathſam, mit dieſem Manne zu handeln, ſondern händigte ihm ſechzig Thaler ein, welche Einige von uns in ihren Schuhen verſteckt hatten. Um Mitternacht kam der Offizier mit den beyden Männern zurück, und ſagte zu Bereald: Ihr habt mir geſagt, daß der Vater dieſes Knaben das Commando in Orleans hat; verſprecht mir, daß er mich in ſeine Compagnie nimmt. — Dieſe Forderung wurde ihm zugeſagt, und noch eine gute angemeſſene Belohnung ebendrein; worauf er uns Allen befahl, uns

einander an den Händen feſt zu halten; mich aber nahm er ſelbſt bey der Hand, und ließ uns Alle auf dieſe Weiſe ganz ſtill bey der Hauptwache vorüber gehn, dann durch eine Scheune, wo unſer Wagen ſtand, und von da Querfeldein nach der Straße von Montargis, wo wir endlich, nach vieler Mühe und Anſtrengung, wohlbehalten ankamen."

Gottlob, rief Aurore. Ich bin faſt vor Angſt geſtorben. —

Wie wird ſich aber der abſcheuliche Hauptmann gewundert haben, als er am folgenden Morgen das Gefängniß leer fand, ſagte Mathilde.

Ich kann das Alles gar nicht begreifen, fiel Marianne ein. War denn in Frankreich der Glaube nicht frey, und wurden die Menſchen verbrannt, die nicht in die Meſſe gehen wollten? Wir ſind ja doch gewiß auch recht gute Chriſten, und gehen nicht in die Meſſe; und unter der Räuberbande, die wir vor dem Jahre zum Richtplatze führen ſahen, waren auch einige Catholiſche, die ſicher keine guten Chriſten waren.

Hierüber iſt Vieles zu ſagen, antwortete der Vater; aber für jetzt mag Weniges genug ſeyn. Gott hat den Menſchen die Art und Weiſe frey

geſtellt, wie ſie ihn ehren und lieben wollen, wenn es nur mit reinem Herzen geſchieht. So war ohne allen Zweifel Chriſti Wille, der ja auch keine Form gebeten hat, in der und durch die wir allein ſelig werden ſollten, ſondern vielmehr heftig gegen diejenigen eiferte, die mit Stolz und Dünkel erfüllt, nur ihre Weiſe für die rechte Gott gefällige hielten. Aber ſein Sinn iſt nicht auf alle Chriſten übergegangen. Eben das, wogegen er eiferte, und was er von der Gottesfurcht geſchieden wiſſen wollte, hat ſich leider nur zu bald wieder eingefunden; ſo daß man die Schale für den Kern und das Kleid für den Mann nahm. Und da es leichter iſt, gewiſſe Gebräuche zu beobachten, als ſein Herz vom Böſen zu reinigen oder der Sünde zu entſagen, und ſich durch Tugend Gott zu nähern, ſo hat die Bequemlichkeit der Menſchen es bald für gut gefunden, den äuſſern Zeichen einer chriſtlichen Denkungsart dieſelbe Kraft beyzulegen, welche die Frömmigkeit ſelbſt hat, und endlich nur die für wahre Chriſten zu erklären, welche jene Gebräuche beobachten.

Aber warum, wendete Eduard ein, mußte man diejenigen, welche jene Gebräuche nicht beobachten, oder an andere gewöhnt waren, ſo ent-

ſetzlich verfolgen, und ſie gar ermorden und verbrennen?

Es iſt nichts in der Welt, erwiederte der Vater, was mehr Unheil über die Menſchen gebracht hätte, als die Rechthaberey, die eine Tochter des Hochmuths und alſo von keiner guten Abkunft iſt. Es gibt leider nur allzu viele Menſchen, die auch in den geringfügigſten Dingen keinen Widerſpruch vertragen können, und je wichtiger der Gegenſtand iſt, von dem ſie etwas behaupten, deſto mehr glauben ſie ein Recht zu haben, auf ihrer Meinung zu beſtehn. Bey einem Gegenſtande alſo, wo es die Seligkeit gilt, iſt es, bey dieſer Verkehrtheit der Menſchen, gar wohl begreiflich, daß die Begierde Recht zu behalten, ſich in den bitterſten Haß gegen die Anders Meinenden umwandelt.

Aber Haſſen und Verfolgen und ein Chriſt ſeyn, das ſind ja ganz entgegengeſetzte und widerſprechende Dinge, ſagte Marianne. Wie kann man denn glauben recht zu thun und Gott zu gefallen, wenn man andern Menſchen, geſetzt auch daß ſie irrten, Böſes zufügt?

Allen wahrhaft frommen und chriſtlichgeſinnten Menſchen, erwiederte der Vater, muß das aller-

dings unverträglich ſcheinen. Aber viele, denen ihr Anſehn, oder das Anſehn deſſen, was man die Kirche nennt, und was eigentlich die Prieſterherrſchaft iſt, mehr am Herzen liegt als wahrhafte Gottesfurcht, oder die das eine mit dem andern verwechſeln, und ſtatt Gott zu dienen, menſchlicher Leidenſchaft fröhnen, haben gewähnt, den rechten Glauben — nemlich den ihrigen — durch alle auch die grauſamſten Mittel aufrecht erhalten zu müſſen, und auch unter dem Volke, das ihren Einſichten natürlich das Meiſte zutraut, den ſchrecklichen Wahn verbreitet, als ob die Ausübung ſolcher Gewaltthätigkeiten gegen Andersgeſinnte und Ketzer ein verdienſtliches und Gott wohlgefälliges Werk ſey.

So dachte auch in jener Zeit, und gewiß er nicht allein, Gaspard de Tavanne, ein franzöſiſcher Edelmann. Er war einer von denen, die in der Bartholomäus-Nacht — wo jener Wahnſinn die entſetzlichſten Greuel erzeugte und einer großen Anzahl von Proteſtanten das Leben koſtete — rüſtig mordeten und Andre zum Morden aufmunterten. Viele Jahre nachher, als er auf dem Todenbette lag, und ſeine Sünden einen Prieſter bekannte, ſagte dieſer: Sie ſprechen nicht von der Bartholo-

mäus-Nacht? — O dieſe, antwortete der Sterbende, betrachte ich als ein verdienſtliches Werk, welches meine andern Sünden austilgen ſoll.

Unglaublich, rief die Mutter. Eine ſolche Verwirrung von Recht und Unrecht, ſo ein Vermiſchen der Gottesfurcht mit der Ruchloſigkeit können einen ſelbſt verwirrt machen. Und wie mußte es da um die Religion ſtehn, wo man ein ſolches Trugbild der eigennützigſten und haſſenswürdigſten Leidenſchaften an die Stelle des Chriſtenthums ſetzte!

Ich könnte noch auffallendere Beyſpiele dieſer Art anführen, ſagte der Pfarrer, die leider nicht jene wüſte Zeit allein darbietet; aber, wie geſagt, ich entfliehe der Erinnerung jener Greuel, oder nehme mir das daraus, was das Wirken der ewigen Liebe auch mitten in der Verwirrung des menſchlichen Thuns offenbart. So fällt mir eben die Geſchichte der Rettung eines andern Kindes aus jener Zeit ein, die ſich recht gut an die von unſerm wackern D'Aubigné anſchließt. Dieſe kann uns Marianne morgen vorleſen.

Zwölfter Abend.

Die Unpäßlichkeit des Grosvaters war gehoben, und die Abendverſammlung wurde wieder im Garten, in dem Schatten der alten Nußbäume, gehalten. Marianne, heute zur Vorleſerin beſtimmt, hatte ihren Seſſel an den Stein der Sonnenuhr gelehnt; Eduard zimmerte an einem Käfich für einen Finken, den er zu fangen hoffte; Mathilde nähte Blümchen in ein Neſſeltuch für die Mutter, und Aurore und Lili wuſchen emſig die Kleider der Puppen aus, mit denen ſie auf den nächſten Feſttag geſchmückt werden ſollten.

Nachdem ſich auch der Grosvater auf den Lehnſtuhl niedergelaſſen hatte, und ſeine Tochter und der Pfarrer neben ihm, nahm Marianne das Buch, und las mit ihrer melodiſchen Stimme, wie folgt:

„Der Friede, welchen der Hof mit den Huzenotten geſchloſſen, die feyerlichen Verſicherungen, die er ihnen gegeben hatte, und vorzüglich die Vermählung des jungen Königs von Navarra (der nebſt dem Admiral Coligny das Haupt der proteſtantiſchen Partey war) mit der Schweſter des Königs, Karls des Neunten, hatte den Proteſtanten Vertrauen eingeflößt, und ein großer Theil derſelben und gerade die Vorzüglichſten von ihnen befanden ſich zu Paris und in der Nähe des Hofs. Dennoch brach wenige Tage nach den Vermählungsfeſten der lang bereitete Sturm über die ſichergewordenen aus. Der Admiral Coligni wurde das erſte Opfer dieſer Verſchwörung des Hofs. Noch krank von einer Wunde wurde er in der Nacht von Mördern überfallen, mit vielen Stichen getödet, und ſein Leichnam auf die Straße geworfen.“

„Ein Roßhändler, welcher in der Nähe des Admirals wohnte, und Zeuge dieſes Auftrittes geweſen war, ſchloß aus manchen Zeichen, daß wohl die ganze Partey der Evangeliſchen gefährdet ſeyn möchte, und eilte mit dieſer Beſorgniß nach dem Hauſe des Herrn de la Force, mit dem er kurz vorher einen Handel geſchloſſen hatte, um ihn

zu warnen; und da er auf der Seine kein Fahrzeug zum Ueberſetzen bekommen konnte, ſchwamm er durch den Fluß und brachte die ſchlimme Poſt. Herr de la Force verſammelte ſogleich mehrere Edelleute ſeines Glaubens, und weil ſie meinten, der Hof ſey mit dieſen Unthaten unbekannt beſchloſſen ſie, ſich zu dem Könige zu begeben; aber ſie konnten nicht über den Fluß nach dem Louvre *) kommen, weil der Hof alle Fahrzeuge in Beſchlag genommen hatte, um die Mörder nach demjenigen Theile der Stadt zu führen, wo die meiſten Hugenotten wohnten. Dieſer Umſtand ſetzte ſie in Verlegenheit. Sie kehrten zurück und faßten mancherley Rath. Jetzt brach der Tag an; die ſchlimmen Nachrichten mehrten ſich. Man hatte auf allen Nachen der Seine Soldaten geſehn, und dieſe kamen näher. Herr de la Force ſetzte ſich mit ſeinem Bruder zu Pferde, um zu entfliehn; da er aber bemerkte, daß ihm ſeine Söhne nicht folgten, wie er erwartet hatte, kehrte er in ſein Haus zurück und ließ die Thür ſchließen. Unmittelbar darauf kamen Bewafnete, beſetzten das Thor, und befahlen es unter gräßlichen Drohungen zu öffnen. Da nichts anders zu thun war, gab Herr de la

*) Dem Königlichen Pallaſte.

Force Befehl hierzu, und erwartete nun in seinem Zimmer, was Gott über ihn verhängen würde."

„Augenblicklich füllte sich das ganze Haus mit Soldaten, die von einem Hauptmanne, Martin genannt, angeführt wurden. Alles wurde entwaffnet und in Einen Winkel zusammengedrängt, in dem man ihnen zurief: Betet, wenn ihr wollt, denn ihr müßt in dem Augenblick sterben."

„Herrn de la Force verließ die Gegenwart des Geistes nicht. Er sagte zu den Mördern: Thut was euch beliebt; ich bin ein alter Mann und habe nicht lange mehr zu leben. Aber schont diese Kinder, die Niemanden etwas zu Leid gethan haben. Ihr Tod wird euch keinen Nutzen bringen; aber ich kann euch ein Lösegeld geben, wovon ihr mehr Vortheil haben werdet."

„Diese Worte machten einigen Eindruck; die Mörder zerstreuten sich durch das Haus und fingen an zu plündern; kamen aber nach einiger Zeit, als sie Geld, Silberzeug und andre Dinge von Werth genug geraubt hatten, wieder zurück, und schrien: es müßten Alle sterben. Sie hätten Befehl Alle zu tödten, und Niemanden zu schonen. — Da sprach Herr de la Force wiederum zu ihnen mit noch größerem Nachdrucke, und bot ihnen

zweytausend Thaler Lösegeld; worauf der Hauptmann sagte: Nun, so kommt Alle mit mir. — Als sie nun auf die Hausflur gekommen waren, befahl er ihnen, ihre Schnupftücher zusammen zu legen, und kreuzweis um ihre Hüte und Mützen zu binden, und den Ermel des rechten Arms bis an die Schultern aufzustreifen. Denn das waren die Zeichen, woran sich die Mörder erkannten."

„Wie sie nun auf die Straße kamen, fünf an der Zahl, der Vater mit seinen Kindern und zwey Diener, sahen sie viele Leichname der Ermordeten ihres Glaubens, die man in die Seine warf. Der Hauptmann aber brachte sie in sein Haus, und ließ sich das Ehrenwort geben, daß weder Herr de la Force, noch eines seiner Kinder sich entfernen wollten, bevor das Lösegeld bezahlt wäre. Dann ging er weiter, um anderwärts zu plündern."

„Herr de la Force schickte nun sogleich einen der Diener zu seiner Schwägerin, um ihr zu melden, was ihm begegnet sey, und sie zugleich zu bitten, ihm die Summe Geldes zu schicken, die er für seine Lösung versprochen. Worauf sie ihm sagen ließ, sie hoffe diese Summe bis zum nächsten Tage zusammen zu bringen; aber seine Ge-

fangennehmung ſey ſchon bekannt, und ſie fürchte für ſein Leben, wenn es dem Könige zu Ohren käme. Daſſelbe beſtätigte ihm auch der Diener in ſeinem eigenen Nahmen, und beſchwor ſeinen Herrn, ſich aus dieſem Hauſe zu retten; worauf ſich auch die beyden Soldaten, die der Hauptmann bey ihnen gelaſſen, erboten, ihn mit den Seinigen an einen andern Ort zu bringen, und was ſie nur ſonſt vermöchten für ſeine Rettung zu thun. Auf alle dieſe Vorſtellungen antwortete Herr de la Force: Ich habe mein Wort gegeben; dieſes kann ich nicht brechen, ſondern bin entſchloſſen, zu erwarten, was Gott über mich und über dieſe Kinder verhängt. Dann bat ihn der Diener wieder, er möchte ihm wenigſtens erlauben, da die Sachen ſo ſchlimm ſtänden, die Kinder zu retten. Doch blieb er feſt bey ſeinen Worten, und ſetzte hinzu, es werde geſchehn, was Gott beſchloſſen habe."

Aber das hätte er doch zugeben können, ſagte Mathilde. Hatte er denn ſeine Kinder nicht lieb, daß er ſie ſo der augenſcheinlichſten Todesgefahr ausſetzte.

Es mag ſeinem Herzen genug gekoſtet haben, antwortete der Pfarrer; aber ein Ehrenmann hält

ſein Wort, wie ſchwer es ihm auch immer ankommen mag. Wenn man einmal ſterben ſoll, ſo iſt es ein großer Troſt, nicht in der Lüge zu ſterben.

Aber wie, wenn er ſich mit Gewalt befreyt hätte? ſagte Eduard.

Hätte er ſein Ehrenwort dann weniger gebrochen? antwortete der Vater.

Eduard zuckte die Achſeln mit einem Seufzer, und Marianne las weiter:

„An dem Abend endlich, wo das bedungene Löſegeld ausgezahlt werden ſollte, kam der Graf Coconas mit dreyßig oder vierzig ſchweizeriſchen und franzöſiſchen Soldaten in das Haus, und ſagte zu Herrn de la Force: „der Bruder des Königs hätte vernommen, daß er in dieſem Hauſe gefangen wäre, und wünſchte ihn zu ſprechen.“ Zugleich nahm dieſe Bande den Gefangenen Mäntel und Mützen ab, und ſie ſahen daraus, daß man die Abſicht hätte, ſie zu ermorden; worauf ſich Herr de la Force über Wortbrüchigkeit beklagte, da man ihm Befreyung zugeſagt habe, und er das bedungene Geld erwarte.“

„Während dem ſprach der jüngere Sohn, der in ſeinem dreyzehnten Jahre ſtand, unabläſſig zu dieſer Rotte, ſchalt ſie wegen ihrer Treuloſigkeit

und sprach seinem Vater Muth zu. Dieser Knabe versicherte in der Folge, er habe die feste Ueberzeugung gehabt, nicht umzukommen, ob er gleich gesehn, daß die Absicht wäre, Alle zu ermorden."

„Und so geschah es auch wirklich."

„Nachdem die Mörder sie sämmtlich bis an das Ende der Straße Petits-Champs geführt hatten, nah' am Wall und der Stadtmauer, schrien sie Alle auf einmal: Schlag tod, schlag tod! Der älteste Knabe erhielt die erste Wunde. Er wankte und rief: Ach mein Gott... ich bin tod. Der jüngere, als ob es ihm Gott eingegeben hätte, that das Nämliche, ob er gleich keine Wunde bekommen hatte, und fiel zur Erde, wie sein Bruder. Der Vater und der ältere Sohn bekamen auf der Erde liegend noch einige Stiche; der jüngere aber blieb ohne Wunde; und ob sie gleich ganz ausgekleidet wurden, bemerkte doch Niemand, daß er ohne Wunde war; denn er war mit dem Blute der andern bedeckt."

Mathilde hielt die Hände vor die Augen, wie jemand, der etwas entsetzliches nicht sehn will. Aurore aber sagte leise zu Lili: Ich fürchte mich so, daß ich kaum noch die Hände bewegen kann. Aber sey nur still. Es wird ja wohl noch gut kommen.

Marianne wollte weiter lesen; da hörte man von der Landstraße her ein Geräusch vermischter Stimmen, erst ferner, dann immer näher und näher, und bald erschien ein Getümmel von Menschen; Männer und Weiber, Knaben und Mädchen, meist in ärmlicher Kleidung und baarfuß. In den Händen trugen sie Rosenkränze, die sie immer durch die Finger laufen ließen; und an ihrer Spitze zog ein Priester mit einem Crucifix in der Hand, das er von Zeit zu Zeit in die Höhe hob, wenn er die Gebetsformel anfing, die der ganze Zug schnell und eintönig nachsprach. Es waren Wallfahrer, die zu einem Gnadenbilde nach Franken zogen, und durch dieses müssige Umherziehn Vergebung ihrer Sünden oder ein besonderes Verdienst bey Gott suchten.

Die Kinder sahen den wunderlichen Zuge lange nach, und auch als er ihnen schon aus dem Gesichte war, hallte noch das rasselnde Getös des einförmigen Gebetes nach. Und da der Pfarrer eben auch zu einem Geschäfte abgerufen wurde, und der Grosvater sich nicht länger der Kühle des Abends aussetzen durfte, wurde die Fortsetzung der Geschichte auf den folgenden Tag ausgesetzt.

Dreyzehnter Abend.

Am nächsten Abend las Marianne weiter, wie folgt:

„Als die Mörder fortgegangen waren, kamen Leute aus den benachbarten Häusern, und betrachteten die Leichen aus Neugierde. Da sagte ein armer Mann, indem er den jungen Caumont *) beschaute, den er für tod hielt; lieber Gott, daß ist nur so ein armes kleines Kind! Was kann denn der gethan haben? — Da der Kleine dieses hörte, schöpfte er Muth, richtete sich ein wenig auf, und sagte ganz leise: Ich bin nicht tod. ilm Gottes Willen rettet mich... Der arme mitleidige Mann aber legte ihm die Hand auf den Kopf, drückte ihn nieder und sagte: Still, Kleiner, rühre dich

*) Nahme des jüngern Sohnes von de la Force.

nicht. Sie sind noch in der Nähe. Nach einiger Zeit warf er ihm einen alten schlechten Mantel über; denn er war ganz entkleidet, und führte ihn weg. Und da einige Nachbarn ihn fragten, wen er denn da führe, antwortete er: Es ist mein Neffe. Der Junge hat sich betrunken, und er soll jetzt seinen Lohn dafür haben. So führt' er ihn weiter und bracht' ihn in ein kleines Kämmerchen, das er in einem alten Hause unter dem Dache hatte, und gab ihm die schlechten Kleider seines Neffen. Die ganze Nacht behielt er ihn bey sich, und als der Morgen anbrach, fragte er ihn, wohin er ihn nun bringen sollte. Nach dem Louvre, antwortete der kleine Caument; denn hier hatte er eine Schwester im Dienste der Königin. Aber sein Retter, der ein armer Aufwärter im Ballhause war, stellte ihm vor, daß er auf diesem Wege bey vielen Wachen vorüber müßte, die ihn leicht erkennen, und sie dann beyde umbringen würden."

„Unter diesen Umständen schlug ihm der junge Caumont vor, nach dem Arsenale zu gehn, wo er eine Tante habe. Der Andere erwiederte, der Weg sey lang, doch könnten sie da längs den Mauern hingehn, wo ihnen wenige Menschen be-

gegnen würden. Aber, ſetzte er hinzu, ich bin ſehr arm; und die Sache iſt nicht ohne Gefahr. Verſprechen ſie mir dreyßig Thaler für meine Mühe zu geben.“

Pfui, ſagte Eduard; ich hätte dem Manne etwas Beſſeres zugetraut.

Er war ſehr arm, ſagte Marianne.

Das würden die Verwandten des jungen Caumont auch begriffen haben, erwiederte Eduard. Unter ſolchen Umſtänden um Geld zu handeln! Das nimmt ihn in meinen Augen einen großen Theil ſeines Verdienſtes.

Vielleicht hätte er es auch zu einer andern Zeit nicht gethan, ſagte der Pfarrer. Aber die Zeit war unglaublich verderbt; wie denn ſchlechte Regierungen den Charakter der Menſchen immer herabwürdigen. Jener arme Aufwärter mochte glauben, ſo recht großmüthig zu handeln, da er ja den Knaben hätte erſchlagen und ſich einen Sold vom Hofe dafür hätte zahlen laſſen können.

Marianne las weiter: „Der Handel war bald geſchloſſen, und beyde brachen zuſammen in der Morgendämmerung auf, wobey der junge Menſch in ſchlechte Lumpen gekleidet war, und eine rothe Mütze mit daran gebefteten bleyernem

Kreuze trug. Als sie so an Ort und Stelle gekommen waren, ließ der Knabe seinen Begleiter in einer kleinen Entfernung stehn, und wartete selbst an dem Thore des Arsenals; denn er wagte nicht anzuklopfen, und als endlich Jemand herauskam, schlüpfte er mit hinein, ohne daß man auf ihn achtete. Mit großer Bangigkeit ging er nun durch den ersten großen Hof, und gelangte so in die Wohnung seiner Tante, ohne daß ihm jemand Bekanntes begegnete. Endlich wurde er einen Pagen gewahr, der seinem Vater angehört hatte. Von diesem wurde er unerkannt zu seiner Tante gebracht, die zu Bette lag und das Unglück ihrer Verwandten beweinte. Als sie nun ihren Neffen in seinem Aufzuge erkannte, umarmte sie ihn unter tausend Thränen mit der größten Zärtlichkeit, und lobte Gott, und ließ sich erzählen, durch welch' ein Wunder er gerettet worden. Denn sie hatte nicht anders geglaubt, als er sey mit den übrigen umgekommen. Er aber bat sie, vor allen Dingen seinen Retter die bedungenen dreißig Thaler und die ihm gehörigen Kleidungsstücke einhändigen zu lassen. Welches auch auf der Stelle geschah."

„Der junge Caument wurde jetzt in die Kleider eines Pagen des Marschall Biron gesteckt, der damals Feldzeugmeister war, und, um größerer

Sicherheit willen, in das eigene Cabinet des Marſchalls eingeſchloſſen. Hier blieb er zwey Tage. Aber jetzt erhielt der Marſchall Nachricht, daß der König vernommen, es hätten ſich Hugenotten in das Arſenal geflüchtet, und den Beſchluß gefaßt hätte, überall nachforſchen zu laſſen. Aus Furcht vor dieſer Hausſuchung brachte man den Knaben aus dem Cabinette in die Kammer der Jungfern, ſteckte ihn zwiſchen zwey Betten, und deckte ihn mit allerhand Wäſche und Kleidungsſtücken zu. Hier blieb er drey, oder vier Stunden, bis nach Mitternacht, worauf er wieder in das vorige Cabinet zurückgeführt wurde.“

Das arme Kind, ſagte die Pfarrin. Welche lang dauernde immer erneute Angſt! Und dabey die Schreckensbilder der vorigen Tage, und der Schmerz über den grauſamen Tod ſeines Bruders und Vaters! —

„Da Frau von Briſenburg, die Tante des jungen Menſchen keine Ruhe hatte bis ſie ihn an einen ſichern Ort gerettet wußte, ſo wurde ein Herr von Born, ein Offizier der Artillerie, in das Geheimniß gezogen. Dieſer kam bey Tages Anbruch in das Cabinet, und nahm den Knaben, der noch immer die Livrey eines Pagen vom Hauſe trug, mit ſich zu dem Controlleur der Artillerie, Herrn

Guillon, und ſagte zu dieſem: Sie ſind mein Freund. Erzeigen Sie mir den Gefallen, dieſen jungen Menſchen, einen Sohn des Herrn Beaupuy und meinen Verwandten bey ſich zu behalten. Ich habe ihn hierher kommen laſſen, um ihn als Page anzubringen. Aber ich will warten, bis die Unruhe vorüber iſt."

„Herr Guillon merkte nun zwar, daß die Sache nicht ſo war, wie man ihm ſagte; aber er zeigte ſich dennoch bereit, darauf einzugehn, und behielt ihn bey ſich. Nach ſieben oder acht Tagen aber erfolgten ſo bedenkliche Erkundigungen, daß man wohl ſah, das Geheimniß müßte verrathen ſeyn. Sobald Herr von Born hiervon unterrichtet wurde, ließ er ohne Zeitverluſt Pferde kommen, Eines für ſich, und ein Anderes für den ihm anvertrauten Knaben."

Iſt es nicht erfreulich zu ſehn, ſagte der Pfarrer, wie Gott ſo manchen Menſchen erweckt um mit Gefahr des eigenen Lebens, die Rettung eines Kindes zu fördern? über dieſen edeln Eifer vergißt man die Greuel, die ihn veranlaßten.

Und vielleicht, ſetzte der Grosvater hinzu, waren dieſe Leute in der Religionsſache, um die es ſich damals handelte, ganz verſchiedener Meinung.

Sie ſahen die Noth und Gefahr eines Menſchen, und vergaßen darüber die Partey. Dies mag eſt noch ſchwerer und edler ſeyn, als die Gefahr zu vergeſſen. — Jetzt laß uns weiter hören.

Marianne las: „Beym Reiten durch die Stadt ſtießen ſie mitten in einer Straße auf einen feierlichen Umgang, worüber das Pferd des jungen Caumont ſcheu wurde, und Verwirrung verurſachte; ſo daß ſie darüber in große Beſtürzung geriethen. Denn alle Ereigniſſe der vorhergehenden Tage hatten dem Knaben mit ſolchem Mistrauen erfüllt, daß er meinte, wer ihn anſähe, müßte ihn erkennen.“

„Gott lenkte indeß die Sache ſo, daß ſie glücklich an das Stadtthor kamen und auch hinaus. Vor dem Thore fanden ſie einen Herrn zu Pferde, Nahmens de Fraiſſe. Dieſem übergab Herr von Born den Knaben, und ſagte ihm, daß er Befehl habe, ihn weiter zu bringen; nahm dann Abſchied und kehrte zurück.“

„Als nun jene beyden zwey Tage gereißt waren, kehrten ſie in einem Gaſthofe ein, wo eben ein vornehmer Herr mit ſieben oder acht Pferden angekommen war. Dieſer Herr ſprach mit Wohlgefallen von dem Streiche, den man den Huge-

natten gespielt habe, und konnte nicht satt werden, den Entschluß des Königs zu loben, sich auf diese Weise der Feinde der Kirche und des Throns zu entledigen. Am folgenden Morgen zogen sie alle zusammen desselben Wegs. Wenn jetzt der fremde Herr in ein Wirthshaus kam, legte er einen Schlafrock an, und der junge Caumont erkannte diesen für den Schlafrock seines ermordeten Bruders. Auch sprach dieser Mann öfters mit Aerger davon, daß er Herrn von Caumont *) nicht habe ertappen können; er sey ihm durch eine Hinterthür entschlüpft. Sein Bruder, aber, setzte er hinzu, Herr de la Force, sey mit allen seinen Kindern aus dem Wege geräumt. Mehr als Einmal sagte er in Gegenwart des jungen Menschen, wenn er Herrn von Caumont gefunden hätte, er ihn so gut, wie die Uebrigen, hätte springen lassen. Glücklicher Weise hatte dieser Herr das Wechselfieber und mußte endlich zurückbleiben; so daß Jene von seiner lästigen Gesellschaft befreyt wurden."

Gott sey gedankt, sagte Marianne, und legte das Buch auf den Schooß. Da war ja recht

*) Dem Onkel des jungen Menschen, und Bruder des Herrn de la Force.

das Lamm zum Wolfe gekommen. Wie kann man nur eine ſolche Angſt überleben?

Oder wie kann man, ſetzte Eduard hinzu, ſeinen Zorn ſo mäßigen, daß man einen ſolchen gräßlichen und abſcheulichen Mörder nicht erwürgt? Ob wohl dieſer Böſewicht ungeſtraft davon gekommen iſt? Ich hoffe, er wird irgendwo auf der Landſtraße an ſeinem Wechſelfieber geſtorben ſein.—

„Zwey Tage darauf drohte ihnen eine neue Gefahr. Sie kamen in ein Wirthshaus, wo noch drey oder vier andere Leute waren, und das Geſpräch fiel, wie überall, auf den großen Schlachttag zu Paris. Da entfuhr Caumonts Begleiter, de Fraiſſe, im lebhaften Geſpräche das Wort, es ſey dieß eine böſe That und eine gräßliche Treuloſigkeit. Als aber das Wort heraus war, merkte er bald aus ihren barſchen Antworten, daß er ſich unbeſonnener Weiſe bloß gegeben. Er entfernte ſich alſo, und beſchloß, am folgenden Morgen ſehr früh aufzubrechen. Aber dieß half ihm nichts. Denn ſo früh er auch ausgeritten war, fand er jene Männer doch ſchon in der Vorſtadt, auf gutem Pferden und mit Piſtolen bewaffnet, vor einer Schenke haltend; und kaum war er eine Viertel-

ſtunde geritten, als jene ihnen nachkamen, und wie ſie nicht zweifeln konnten, in böſer Abſicht.“

„Glücklicherweiſe und durch Gottes Fügung fanden ſie auf der Seite des Wegs eine enge Schlucht, in welcher ſie ſich verſtecken konnten: und als ſie ihren Feinden aus den Augen waren, ſetzten ſie ſich in Galop, und gelangten, ehe Jene ſie einholen konnten, zu einem großen Flecken, wo ſie anhielten, um Etwas zu ſich zu nehmen. Nicht lange darauf kamen auch die Andern und machten ſich an ſie; de la Fraiſſe aber ſtellte nun ſeine Reden ſo, daß ſie ihn nicht mehr für einen Hugenotten halten konnten. Nach dieſem Geſpräche trennten ſich Jene, und kehrten wieder auf dem Wege zurück, den ſie gekommen waren.“

„So gelangte endlich der kleine Caument und ſein Begleiter, am achten Tage nach ihrer Abreiſe von Paris, nach dem Schloſſe Castel nau des Mirandes, wohin auch Herr von Caumont geflohen war, der ſeinen für tod gehaltenen Neffen mit unbeſchreiblicher Freude empfing. Und ob er gleich ſelbſt einen einzigen Sohn hatte, bewieß er doch gegen ſeinen Neffen eine ſolche Zärtlichkeit, daß er öfters ſagte, er ſehe größere Hofnung auf ihn, als auf ſeinen eignen Sohn. Oft mußte er ihm auch die Geſchichte ſeiner wunderbaren Rettung

erzählen; und nie unterließ dann dieser würdige Mann die göttliche Vorsehung zu preißen, die auf eine solche Weise so drohende Gefahren von diesem Knaben abgewendet habe. Er trug deshalb auch die größte Sorge für ihn; rief ihn oft zu sich, um ihm gute Lehre zu geben, ihn in der Furcht Gottes zu bekräftigen, und ihn zu ermahnen, in keiner Handlung von dem Wege des Rechts und der Tugend abzuweichen. Doch nicht lange genoß der Knabe diesen Unterricht seines Oheims. Nach Verlauf von vierzehn oder funfzehn Monaten begleitete er ihn zu Grabe; so daß er sich in so frühen Jahren ohne Vater, Mutter und Oheim sah."

Und was wurde nachher aus ihm? fragte Marianne.

Er blieb noch eine Weile auf dem Schlosse, antwortete der Pfarrer, bis sich der König von Navarra an die Spitze der Protestanten gesetzt hatte. Unter diesem tapfern und guten Könige, der auch in gar früher Jugend das Schwerdt hatte umgürten müssen, nahm er Dienste, und half ihm die Siege erfechten, durch die er endlich den Thron von Frankreich erstritt. Fast bis an seinen Tod war seine Laufbahn mit Gefahren und Ruhm be-

deckt, und er war faſt achtzig Jahre alt, als er den Commandoſtab niederlegte und ſich zur Ruhe begab. Er ſtarb in ſeinem drey und neunzigſten Jahr. —

Eduard ſaß ſtill und ſah ſinnend vor ſich hin. Endlich ſagte er: Man muß doch ein ganz andrer Mann werden, wenn Einem ſolche Dinge in der Jugend begegnet ſind.

So ſollte man glauben, ſagte die Mutter. Wer die ſchützende Hand der Vorſehung ſo deutlich über ſeinen Haupte geſehn hat, der muß Gott auf allen ſeinen Wegen finden. An Vertrauen und feſten Glauben kann es einem Solchen nicht fehlen. Und wer das hat, dem geht jede That beſſer von Statten.

Das was die Menſchen gemein und ſchlecht macht, fuhr der Grosvater fort, iſt das blinde irdiſche Treiben der Begierden, wobey Gott ſo fern von ihnen iſt, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Gott begegnet dem Menſchen wohl überall; aber in dem wüſten Treiben der Meiſten iſt es, als ob ihnen ein Schleyer vor den Augen hinge. Da ergibt ſich denn nun bisweilen ſo ein großes und außerordentliches Ereigniß, wo Gottes Hand gar nicht verkannt werden kann, wie wir dergleichen in unſern Tagen mehr als Eines geſehn haben;

und dann iſt es eben, als ob ſich Gott von neuem offenbarte, und manches Herz, das ſich lange von ihm gewendet, kehrt ſich wieder nach ihm um. Wohl dem, der ſolche Eindrücke zu bewahren weiß. Um ein tüchtiger Menſch zu werden, worunter ich den gerechten, den unſchuldigen und tapfern Menſchen verſtehe, der ſich bey keiner Pflicht träge finden läßt, iſt es vielleicht genug, den Gedanken recht feſt zu halten, daß man immer vor Gottes Angeſicht ſtehe. Aus dieſem Gedanken, der das Böſe abwehrt, und das Vertrauen nährt, entſpringt der rechte, freye Muth, der ſich ohne eine freudige Hingebung in den göttlichen Willen gar nicht denken läßt. Gewiß iſt ein frommer Menſch auf eine ganz andre Weiſe tapfer, als der ruchloſe. Denn Verachtung der Gefahr und des Todes macht es allein nicht aus. Darinn wird der Menſch oft von dem reißenden Thier übertroffen, von dem niemand im Ernſt ſagen wird, daß es tapfer ſey. Der Tollkühne fällt, wie im Rauſch, ohne zu wiſſen, was er thut; der Tapfre aber ſtirbt für das Recht, für das Geſetz und für Gott. Das gilt ihm Freudigkeit; ja, es mag wohl die höchſte Freudigkeit ſeyn, in dem reinſten Eifer für das Gute aus dem Leben zu gehn.

Vierzehnter Abend.

Es ist bey dem Pfarrer von Mainau der Gebrauch, daß die Geburtstäge der sämmtlichen Kinder an Einem Tage zusammen gefeyert werden, und zwar so, daß dieser auserwählte Festtag immer der wirkliche Geburtstag von Einem ist — nicht wie in England, wo man den Leuten nur weiß macht, es sey heut des Königs oder der Königin Geburtstag — was doch jedes Kind besser weiß — und nur jedes Jahr ein andrer. Dieß schickt sich auch um desto besser, da diese sämmtlichen Freudentage in die Sommermonate vom Mai bis zum September fallen, so daß es nie an Blumen und selten an gutem Wetter fehlt. Denn diese beyden Dinge sind bey dem Feste die Hauptstücke. Der größte Theil des Tages wird dann im Garten zugebracht, der gewissermaßen eine grünende und

blühende Familiengeſchichte iſt. Jede merkwürdige Begebenheit nehmlich, die ſich in dem Pfarrhauſe zu Mainau zugetragen hat, wird hier durch einen Baum oder Strauch bezeichnet, den man ihn zu Andenken gepflanzt hat — was der Pfarrer immer ſelbſt, meiſt in Gegenwart ſeines ganzen Hofſtaates thut — daher denn auch viele Bäume chriſtliche Nahmen führen, unter denen auch einige ſind, deren ehemalige Inhaber jetzt im Himmel blühn. Natürlich werden dann an einem ſolchen Feſtage, wie der Geſammt-Geburtstag war, feyerliche Umgänge gehalten, und jede dieſer blühenden Denkſäulen begrüßt. Da weiß nun Alt und Jung zu erzählen, und alle alten Geſchichten werden an dieſem Tage neu, und meiſt ſprechen die ſämmtlichen Anweſenden ſo in einander hinein, daß keines recht weiß, was es hörte. Aber das thut nichts. Denn Jedes weiß die Geſchichte doch ſchon, und es iſt ihnen Allen nur um die laute Luſt. Gelacht wird dabey nicht wenig.

In dieſem Jahre traf die Reihe auf den Geburtstag der kleinen Lili. An dieſem hatte der Pfarrer vor vier Jahren einen Pflaumenbaum gepflanzt, der nun eben die erſten Früchte trug — gerade acht — alle groß und rund wie Apricoſen, gold-

gelb wie Wachs, und durchsichtig wie Glas. Das war nun die erste Station. An dem Bäumchen hing ein Kranz von Malven und Astern — die Mutter hatte ihn ganz früh aufgehängt — und ein anderer schlang sich zu den benachbarten Aepfel- und Birnbäumen, die Marianne, Mathilde, Eduard und Aurore hießen. Es nahm sich bey dem schönen Morgen herrlich aus, und machte denen, die daran Theil hatten, mehr Freude, als das große blaue Ordensband auf so manchem anbrüchigen Herzen seinem Inhaber macht. Lili war vor Freuden außer sich. Sie hüpfte an ihrem Bäumchen in die Höhe, um die lang gewünschte Ernte zu halten; aber sie mochte ihre Aermchen ausstrecken, so viel sie wollte, das Bäumchen war viel höher als sie. Da nahm die Mutter sie auf den Arm, und sie langte hinauf, und brach die köstlichen Früchte, eins, zwey, drey, bis acht, und sammelte sie in ihrem Körbchen, und am Mittag prunkte dieser ganze Schatz, von grünen Blättern umgeben, auf dem Tische, und jedes erhielt von der Königin des Festes und aus ihrer eignen Hand seinen Theil, von dem Grosvater an bis auf Aureren, und zuletzt Lili selbst. So machten es auch die andern mit dem, was sie von ihren Bäumen geerntet hatten.

Das Ende des Umgangs war bey einem Kirſchbäumchen, das Sophie hieß, und nun eben zwey Jahre alt war; aber die, deren Nahmen es trug, ſchlummerte ſchon ſeit einem Jahre unter dem grünen Zudeck des Grabes, und freute ſich auf den Auferſtehungsmorgen. Hier hingen nun alle Kinder Ihre Kränze auf, und Lili umfaßte den zarten Stamm des Bäumchens mit dem Arm und ſagte: Du gutes Schweſterchen haſt nun deinen Geburtstag bey den Engeln; die haben dir gewiß ein Kränzchen von Himmelsblumen gebunden. — Die Pfarrin zerdrückte ſich eine Thräne in den Augen, und der Pfarrer küßte ſie auf die Wangen. Beym Weggehn ſagte er leiſe zu ihr: Weißt du noch, Malchen, wie das Kind in der Abenddämmerung entſchlafen war, und Eduard, weil er meinte, es bemerke es niemand, zu dem Bettchen hinſchlich, das tode Kind in die Arme nahm, und ſtill und heimlich darüber weinte? Wohl weiß ich es noch, ſagte die Mutter, und ſo betrübt wir waren, ſo freute es uns doch, weil du immer meinteſt, Eduard ſey ſo ein harter Knabe und habe wenig Gefühl. Ich ſagte dir aber ſchon vorher, er verberge es nur, und die Gewalt, die er ſich anthue, gäbe mir gute Hoffnung von ſeiner Tüchtigkeit. Das hat ſich

auch nachher immer mehr bestätigt. — Ihr Mütter, erwiederte der Pfarrer, kennt eure Kinder immer eher und besser, als wir Männer. Dafür habt ihr sie auch unter eurem Herzen getragen. — Die Pfarrin lächelte ihren Mann an, und drückte ihm die Hand; er aber sah mit größerer Freude auf seine Kinder hin, weil sie eine so liebe Mutter hatten.

Nach der Mahlzeit, wo die Gesundheiten nicht gespart worden waren, auch der Abwesenden wurde gedacht, und der Freunde nah und fern — jagte das junge Volk im Garten umher, und die Alten nahmen auch Theil daran, und die Freude war noch einmal so groß, wenn sich der Vater oder die Mutter greifen ließen. Der Hauptheil der Lust für die Kleinsten aber war das Verstecken. Da hier und da im Garten ein Dickig von Haselbüschen angelegt war — die höchsten waren keine zwey Ellen hoch — so kroch Lili da mit Aureen hinein, und sie mußten sich niederkauern, um nicht mit den Köpfen über den Wald herauszuragen. Auch deckte Aurore der Kleinen noch zum Ueberflusse ein Tuch über das Köpfchen, damit sie ja niemand sähe. Und da war es nun ein Hauptspaß, wenn die Mutter um die

Büsche herumging, und ihre verlohrnen Kinder ſuchte, und ſich gar ängſtlich ſtellte, als ob ſie gar nichts von ihnen merkte. Wenn ſie ſich wegwendete, waren die Schelmen ganz ſtill; aber wenn ſie ſich wieder näherte, konnten ſie ſich vor Luſt gar nicht halten, ſondern zappelten mit Händen und Füßen. Endlich konnte es Lili nicht mehr erwarten, ſondern riß das Tuch von dem Kopfe, ſtellte ſich auf den Zehen in die Höh, und rief: Je Mutterchen, da iſt ja Lili. Und wenn ſich nun die Mutter recht wunderte, ſo war des Jubels kein Ende, und der Spaß mußte ſo lange wiederholt werden, bis es keiner mehr war.

Gegen Abend, als der Großvater ſeinen Platz unter dem Nußbaume eingenommen hatte, verſammelte ſich die lärmige Schaar um ihn, und wurde allmählig ſtiller, nachdem Jedes die Hauptgeſchichten erzählt hatte; vornemlich die vom Verſteckſpiel. So zum Scherz mag es ſchon gehn, ſagte der Pfarrer; aber wenn es Ernſt mit dem Suchen iſt, kenn' ich nicht leicht etwas Angſtvolleres. Als ich mit dem Grafen Palfy in Paris war, las man bisweilen in den öffentlichen Blättern Nachfragen bekümmerter Eltern nach vermißten Kindern, und eine mir bekannte Familie

wurde ſelbſt einige Tage auf dieſe Weiſe geängſtigt. —

O wie war das? ſagte Mathilde. — Wie war das? riefen auch die Andern.

Da erzählte der Pfarrer wie folgt:

„Herr Saladin, ein Kaufmann, hatte unter andern Kindern ein Töchterchen, ſo alt wie Lili, oder noch etwas jünger; ein zartes, ſchönes Kind und das jüngſte von Allen. Eines Tages hat es ſeine Wärterin ſpatzieren geführt, und weil eben ein großer Feſttag war, hatte ſie ihm ſeine beſten Kleider angezogen und auch ein goldenes Kettchen um den Hals gehängt. Beym Nachhauſegehn trift es ſich, daß der Wärterin ein Bekannter in den Weg kömmt, mit dem ſie in ein tiefes Geſpräch geräth, und während dieſer Zeit macht ſich das Kind von ihrer Hand los, um mit Bequemlichkeit das Spielzeug zu beſehn, womit ein Kramladen aufgeputzt war. Es war dieß auf einem Platze, wo mehrere Straßen ausliefen, eng und winklicht, und wieder von Gäßchen durchſchnitten, wie es eben in dem alten Labyrinthe von Paris iſt. Auf einmal entſteht ein Lerm und Geſchrey. Flüchtige Pferde, die ſich von einem Wagen losgeriſſen haben, und einen Theil des Zeuges hinter ſich her-

ſchleppen, was ſie noch wüthender macht, kommen durch eine enge Straße herbeygerennt, und gerade auf die Wärterin zu, die in dem Augenblick nur an ihre Sicherheit denkt, und in die nächſte Straße flieht. Auch das Kind flieht in tödtlicher Angſt, aber in eine andre Straße, und als ſich beyde von dem erſten Schrecken erhohlt hatten, waren ſie weit auseinander. Und nun fängt für beyde eine neue Angſt an. Die Wärterin läuft nach der vorigen Stelle zurück, ruft, fragt; aber in dem Getümmel und Strömen der Menſchen hat Niemand auf das Kind geachtet. Das Kind ſeiner Seits läuft immer gerade aus, und weint vor ſich hin, und wie es ſo eine Weile gelaufen iſt, kömmt ein altes Weib gerade darauf zu, nimmt es auf den Arm und ſagt: „Find' ich dich endlich, Schätzchen; ich habe dich ſchon lang geſucht;" und läuft mit dem weinenden Kinde ſo ſchnell ſie nur kann davon, ſo daß Jedermann meint, die Alte ſey eben des Kindes Wärterin. Die war es aber freylich nicht; ſondern die rechte Wärterin war nach vielem Hin- und Her-Laufen nach Hauſe gegangen, in der Hoffnung, das Kind würde vielleicht auch ſchon da angekommen ſeyn. Da es ſich nun aber nicht ſo fand, ſo könnt ihr euch vorſtellen, wie groß der Schrecken der Eltern war.

Alles machte sich im Hause auf die Beine, und lief und suchte; aber während sie nach der einen Seite liefen, war das Weib mit seiner Beute nach einer andern gelaufen, und da sie eine öde Gegend der Stadt erreicht hatte, fing sie an das Kind auszuziehn; erst das goldne Kettchen, das es am Halse trug; dann das feine Musselinkleid mit neuen seidnen Bändern gebunden; ja, sie war im Begriff ihm auch das Hemd zu nehmen, und es dann seinem Schicksale Preis zu geben, wo es vielleicht in der Kälte der Nacht umgekommen wäre; aber das Kind schrie so jämmerlich, daß die ruchlose Räuberin bemerkt zu werden fürchtete, und mit ihrem Raube entlief. Das unglückliche Kind stand nun allein und unbekleidet auf der öden Stelle, und schon brach die Dämmerung ein, und es wußte nicht; wo es hin sollte, sondern blieb immer auf demselben Platz, und schrie bald nach seiner Wärterin, bald nach Vater und Mutter. Da kam ein lahmer Bettler auf seiner Krücke, und sah das jammernde Kind, und fragte es, warum es denn so weine. Da sagte es, es wolle nach Hause; aber wo das Haus war, wußte es nicht; auch nicht, wie sein Vater hieß. Der Bettler dachte, das Kind kann mir ja betteln helfen; für ein so hübsches

Geſichtchen gibt manches ein Paar Kreuzer mehr. Vielleicht laſſen es auch die, denen es angehört, aufſuchen, und dann ſetzt es wohl für den ehrlichen Finder ein gutes Trinkgeld ab. Er nahm alſo das Kind bey der Hand, das vor Furcht und Kälte zitterte, und ſagte: Sey nur ſtill, Mäuschen, ich will dich nach Hauſe zu deinem Papa bringen. Da wurde dem Kinde wohl und weh: denn es fürchtete ſich vor dem bärtigen Manne. Indeß lief es mit. Da er es aber in ein kleines verfallenes Häuschen brachte, und drey oder vier elende Stiegen hinauf auf den Boden, wollte das Kind nicht fort, ſondern ſchrie immer: Aber da wohnt ja mein Papa nicht. Der Bettler zog es mit Gewalt fort, fuhr es auch mit rauher Stimme an und drohte ihm mit der Krücke, wenn es mukſen würde. Nun kam es, ſtill in ſich hinein weinend, in einem elenden Verſchlag, wo das Fenſter mit Papier zugeklebt war, und ein ſchmutziger Tiſch nebſt einem gebrechenen Schemel ſtand. Auf der Erde lag altes Stroh zum Lager; darauf ließ er das Kind niederlegen; es konnte aber nicht einſchlafen. Und da es ſich hin und her warf, fragte es der arme Mann, ob es vielleicht Hunger hätte, und gab ihm eine harte Bredrinde aus ſeiner Taſche. Da nagte das Kind daran und

schlief ein. Am andern Morgen brachte der Bettler dem Kinde einen häßlichen Kittel, den er irgendwo gebettelt haben mochte, und da er ihm etwas zu lang war, riß er unten einen Fetzen ab, so daß es nun noch lumpiger aussah. Und nun ging er mit dem Kinde nach der neuen Brücke, die über die Seine geht, und wo täglich die halbe Stadt hinüber und herüber zieht. Hier setzte sich der Bettler auf einen Stein und das arme Kind mußte sich neben ihn stellen, und wenn Jemand vorüber ging, der so aussah, als ob er etwas geben könnte, mußte es die Hand hinhalten und sagen: prie, prie, ayez pitié d'un pauvre estropié, d. h. Bitte, bitte, erbarmt Euch eines armen Krüppels. Viele gingen vorbey und achteten es nicht; mancher gab auch wohl einen Sous und mochte sich über das artige Gesichtchen in dem groben Kittel wundern; aber was es damit für eine Bewandniß habe, darnach frug keiner. Denn Jeder hat da mit seinen eignen Geschäften vollauf zu thun, und hat selten viel Zeit sich um Andere zu bekümmern. Es kamen auch einige Ausrufer, die verlohrene Sachen ausriefen; und der Bettler spitzte sein Ohr; aber die suchten goldene Petschafte, Ringe, Shawls und dergleichen; Kinder suchte keine. So verging eine Stunde nach der andern,

und das Kind wurde müde; und wie es ſo auf dem Eckſteine ſaß, lehnte es ſich mit dem Köpfchen an den armen Mann und ſchlief ein.

Herr Saladin hatte nun die ganze Nacht kein Auge zugethan, und ſeine Frau eben ſo wenig, und Niemand im ganzen Hauſe; und ſie warteten nur bis der Tag anbrach, um ihre Nachſuchungen fortzuſetzen. Denn bis nach Mitternacht waren ſie mit Laternen umhergezogen. An allen Schlagbäumen und Hauptwachen forſchten ſie, und den Polizeydienern verſprachen ſie Geld, wenn ſie das Kind aufſpürten. Die aber hatten das geputzte Kind in Gedanken, wie es ihnen beſchrieben wurde, nicht daß in dem zerriſſenen und ſchmutzigen Kittel. Da nun wieder alles Forſchen vergebens war, meinten ſie endlich, das Kind könnte in den Fluß gefallen ſeyn. Ganz traurig und mit beklommenen Herzen ging Herr Saladin an dem Ufer hin, und dachte an dem Jammer ſeiner Frau, und wie die Dämmerung anbrach, kam er an die neue Brücke, wo der Bettler ſaß, und das ſchlafende Kind auf dem Steine neben ihm. Und ſchon hatte er dem armen Manne im Vorübergehn ein drey Sous Stück in den Hut geworfen, da rief das Kind im Schlafe: Ah Maman, ma chère

Maman! und ſchlief immer fort. Die bekannte Stimme fuhr Herrn Saladin durchs Herz; er ſah hin, und erkannte in den ſchmutzigen Lumpen die Geſtalt ſeiner Sophie. Sogleich riß er ſie in die Höh, nahm ſie auf den Arm, und weckte ſie mit ſeinen Küſſen auf. Was das Kind für Augen machte, da es ſeinen Vater wieder ſah, könnt' ihr euch denken. Es ſchlang ſeine beyden Aermchen um ſeinen Hals, drückte und küßte ihn, und wollte ihn gar nicht wieder vom Arm herab. Herr Saladin zögerte auch nicht lange an dieſer Stelle, ſondern nachdem er von dem Bettler erfahren, wie er zu dem Kinde gekommen, — das übrige erzählte die kleine Sophie in der Folge ſelbſt — und ihm ein ſchweres Goldſtück zum Geſchenk gegeben hatte, eilte er mit ſeiner lieben Bürde auf dem Arme nach Hauſe, wo die jammernde Mutter auf dem Sopha lag, und mit immer ſteigender Angſt die Rückkehr ihrer Diener und ihres Mannes erwartete. Dieſer ſprang, ohne daß ihn jemand bemerkte, mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf, öffnete leiſe die Thür und ließ Sophien hinein, während er ſelbſt auf der Schwelle ſtehen blieb. Die Freude der Mutter und den Jubel im ganzen Hauſe will ich nicht beſchreiben. Und auch in dieſer Nacht ſchliefen nicht viele Augen in Herrn

Saladins Hause; aber dießmal aus Freude über die Rückkehr des geliebten Kindes. Daß die unversichtige Wärterin einer besseren und aufmerksameren Platz machen mußte, könnt ihr leicht glauben. Böse zwar hatte sie's nicht gemeint. Aber Unachtsamkeit im Beruf ist auch ein grobes Unrecht." — —

Diese Erzählung gab zu mancherley Betrachtungen Veranlassung. Es wurde viel über das Treiben der Menschen in großen Städten, über die mannichfaltigen Erwerbsmittel ihrer Einwohner, die Verschiedenheit der Lebensart; die Nachbarschaft ausschweifender Verschwendung mit der tiefsten Dürftigkeit des vornehmen Müssigangs mit der angestrengtesten Geschäftigkeit, von dem Durchkreuzen und Durchwühlen der verschiedenartigsten Bestrebungen gesprochen. Es muß ängstlich seyn, sagte Marianne. Aber doch ergötzlich, entgegnete Eduard. Da muß sich Einer selbst helfen lernen. Und ich denke, man muß in einer großen Stadt früher klug werden, als in einer kleinen.

Pfiffiger gewiß, sagte der Pfarrer; daher denn auch Städte, wie Paris und London, die hohe Schulen der Gauner und Taschendiebe sind. Trä-

ges und albernes Herumgaffen iſt da auch zu Hauſe, was denn eben den Gaunern zu ſtatten kömmt. Was mich betrifft, ſo hab' ich die Freuden des ſtillen Lebens nie ſo hoch geſchätzt, als in dem Getümmel von Paris; und ich habe nie mit ſo inniger Sehnſucht an die ruhige Heimath gedacht, als in dem leeren Jubel ihrer Beleuchtungen, ihrer Feuerwerke, ihrer Cocagnen, ihrer Opernbälle, und wo es noch ſonſt glänzte und ſchimmerte und lermte. Ein ſolches Hin- und Her-Fluthen der Menſchen, die einander nicht kennen, ſich nicht um einander bekümmern, ſich gegenſeitig verdrängen und niederrennen, kann Einen ſo traurig machen, wie die tiefſte Einöde. Vielleicht noch trauriger.

Wohl wahr, ſagte der Grosvater, ich habe dieſes Gefühl auch mehr als Einmal gehabt, und es war mir peinlich zu ſehn, wie Menſchen ſich neben einander hinſchieben, wie hölzerne Puppen, die ſich nur berühren, um ſich abzuſtoßen. So ein Getümmel um leerer Schauluſt willen, oder wohl gar, wie es bey fürſtlichen Hochzeiten geſchieht, um ein Stück Eſſen wegzuhaſchen, iſt mir immer ſehr widrig vorgekommen; und es empört mich in meinem Innerſten, wenn ich höre,

daß Prinzen oder reiche Leute Geld und Geldeswerth auswerfen, nur um ein Getümmel des gierigen Haufens, oder eine niedrige Balgerey zu erregen. Aber etwas ganz Anders ist es, wenn irgend ein schönes und erhebendes Gefühl eine große Menge gemeinsam bewegt; wenn Eine Freude in tausend und aber tausend Herzen zugleich wallt; Eine Andacht die Gemüther zu Gott wendet; Eine Liebe ein ganzes versammeltes Volk durchdringt. Da wächst das begeisternde Gefühl auf wunderbare Weise mit der Menge der Theilnehmer; Jeder fühlt sich dadurch mit dem Fremdesten befreundet, denn Jeder findet in dem Andern das wieder; was in diesem Augenblicke sein ganzes Wesen in Anspruch nimmt. Dann wird es Einem erst recht lebendig, daß die Menschen Brüder sind, und daß, wenn im gewöhnlichen Leben der Eigennutz sie trennt, in solchen auserkohrnen Momenten die Liebe jede Kluft ausfüllt und das Getrennte vereint.

Der alte Mann schwieg hier einige Augenblicke, und man konnte sehn, daß irgend eine heitere Erinnerung sein Gemüth lebhaft bewegte. Dann fuhr er fort:

Als ich vor mehreren Jahren in München war, um meinen alten ehrwürdigen Freund Friedrich

Heinrich Jacobi noch Einmal zu sehn — er ist nun auch heim gegangen und reicht mir die Hand von jenseits des Grabes — da traf es sich eben, daß der gute König nach einer längern Abwesenheit — es war Krieg gewesen — wieder in die Hauptstadt zurückkehrte. Sobald es bekannt wurde, gerieth Alles in einen fröhlichen Aufruhr. Einer sagte es dem Andern, und Alles eilte nach dem Thore hin, um den Langvermißten wieder zu sehn, und nur langsam konnte sich der Wagen fortbewegen in dem Gedräng. Unglaublich war der Jubel, das Grüßen und Rufen. Wer beykommen konnte, drängte sich heran; Viele reichten mit der Hand in den Wagen und drückten die Hände des Königs, und die nicht beykommen konnten, streckten doch die Arme aus, warfen und schwenkten die Hüte, und Viele umarmten sich einander, ohne sich zu kennen. Am Abend dieses schönen Tages war es im Theater nicht anders, und aller der Jubel war so die reine herzliche Liebe, daß es unmöglich war nicht davon ergriffen zu werden, oder ihn ohne Thränen zu sehn. Ich dachte in meinem Herzen: Es ist doch schön und herrlich ein guter König zu seyn! — und dachte dabey an d e n, dessen Ebenbild die Könige auf Erden seyn sollen. Die Meisten mögen auch so gedacht

haben. Denn rechte Freude iſt auch immer Andacht, und führt die Gedanken zum Himmel, wo die rechte reine Quelle der Freude iſt. —

Gott erhalte den guten König, ſagte der Pfarrer, und Jeden, der ſo fürſtlich wie er denkt!

Funfzehnter Abend.

Der Abend war ſchwüle und die Familie hatte ihren Sitz in dem Gebüſche genommen, wo ſich ein kleiner Bach aus einem bemoosten Felſen ergießt, und in dem er über die bunten Kieſel rollt, die kleinen Vergißmeinnicht an ſeinem Rande tränkt, und eine angenehme Kühlung verbreitet. Ueber den Felſen und den murmelnden Bach wölben ſich alte Linden, an deren Stämmen üppiger Epheu wuchert, und von den untern Zweigen wie grüne, krauſe Locken herab hängt. Wenn man von dem Grünſtück her da hineintritt, ſo iſt es eben, als ob man in eine Kirche träte; denn die Zweige wölben ſich wie ein Dom, und die ſtarken geſunden Stämme der Bäume ſind wie die Pfeiler, auf denen das Laubgewölbe ruht. Auch ſtill und ſchauerlich iſt es darunter. So

ſchön und heimlich der Ort iſt, ſo dient er doch nur an den heißeſten Tagen zum Verſammlungsplatz; denn der alte Vater zieht das Freye vor, wo ihn Luft und Sonne beſſer durchwärmt.

Heute ſaßen ſie alſo hier, weil es drauſſen gar zu ſchwül war. Jedes hatte ſeinen Platz mit mit ſeinem kleinen Geſchäft eingenommen. Eduard ſtrickte an einem Fiſchnetz; mit dem er im Bach auf der Pfarrwieſe Schmerlen zu fangen gedachte, Marianne und Mathilde nähten an dem Neſſeltuche für die Mutter; Lili und Andere aber knieten am Rande des hüpfenden Waſſers und ſtreuten von zerriſſenen Blumen Blätter hinein. Da war es nun eine Freude zu ſehn, wie ſich die Blättchen bald jagten, bald im Wirbel um einander herum trieben, und jetzt gehemmt, jetzt wieder frey gemacht wurden. Und da jedes der Kinder an ſeinem Blättchen den lebhafteſten Antheil nahm, ſo bewegte ſie der mannichfaltige Glücks wechſel nicht viel weniger, als die Zuſchauer bey einem Pferderennen oder bey einem ähnlichen Schauſpiele. Ach mein armes Schiffchen geht unter, rief die Eine; nein, nein, es arbeitet ſich wieder hinauf; rief die Andre. — Die Wellen treiben es gegen die Klippen. — O weh! —

Sieh da kömmt eine andre Welle und reißt es wieder los. Jetzt iſt es frey und ſchwimmt ſicher hinab. — O nun iſt es gerettet. Glückliche Reiſe — —

Die Mutter kam heut, als die Andern ſchon ſaßen, und da ſie unter dem grünen Dom der Linden trat, hielt ſie einen Brief in der Hand hoch in die Höhe. — Vom wem? ſagte ſie. Wer räth? — Eduard, welcher die beſten Augen hat, blickte in die Höh, und ſagte gleich: Von der Muhme Luiſe. — Richtig gerathen. Aber woher wußteſt du es gleich? — Sah ich nicht auf der Ecke des Umſchlags Neapel gedruckt? Aber, Mutterchen, du gibſt uns doch den Inhalt zum Beſten? Ich bin gar zu neugierig, Etwas von der Reiſe zu hören, und von dem wunderſchönen Lande dort, und von dem feuerſpeyenden Berge, und von den Städten, die dort unter der Erde liegen. —

Städte, die unter der Erde liegen? ſagte Marianne unglaublich lächelnd. — O das werden Bergwerke ſeyn, ſagte Mathilde. — Eduard zuckte die Achſeln und ſtrickte fort. — Oder Ameiſennneſter, ſagte Aurore, die nicht recht gehört hatte, wovon die Rede war.

Der Vater belehrte die Kinder; und der Brief wurde faſt vergeſſen, ſo groß war die Verwunderung über jene Städte der Vorwelt, die ein heftiger Ausbruch des Veſuv vor beynah achtzehnhundert Jahren verſchüttet hat, und in denen man jetzt wieder herumgehn und die Einrichtung der Häuſer, der Märkte, der Schauplätze ſehn kann. Erinnert mich heut Abend wieder daran; da ſoll uns Marianne ein Gedicht von Schiller leſen, worinn die Sache beſchrieben wird. Es iſt da eben, als ob man es vor Augen ſähe. —

Eduard ſah ſeine Schweſtern rund herum mit fabelnmiſchen Augen an. Sie verſtanden ihn, ſchlugen die Augen nieder, und nahmen ſich vor, nicht mehr über Dinge zu ſpötteln, von denen ſie nichts wußten.

Nun wurde der Brief wieder vorgenommen. Luiſe iſt ein treffliches Mädchen, eine geſchickte, kunſtfertige Mahlerin, und wird von ihren Muhmen und Mühmchen herzlich geliebt. Und da ſie noch überdieß das, was ſie ſieht, geiſtreich auffaßt, und mit Lebendigkeit und Anmuth wieder erzählt, ſo iſt immer die Ankunft eines Briefes von ihr aus dem ſchönen Lande der Kunſt ein Feſt. Auch dieſesmal ſtand Vieles erfreuliche darinn, von

der Herrlichkeit des königlichen Neapel, dem prächtigen Meerbusen, den Felseninseln gegenüber, und vor allem von dem majestätischen Vesuv, der, wie eine große Esse der Erde, am Tage Wolken von Rauch auswälzt, in der Nacht glühende Ströme zum Himmel schickt. Schön beschrieben war es da, wie der Glanz der Flamme in tiefer Nacht die Landhäuser umher und die Gipfel der mächtigen Bäume beleuchtet, und das Meer das wundervolle Schauspiel verdoppelt, und der klare Stern-Himmel über dem Nachtstück ausgespannt ist, und während sich hier und da verzehrende Bäche glühenden Feuers über die Aecker und Gärten ergießen, nah' am Rand dieser Gluthen herrliche Bäume blühn, und die Luft umher mit der Fülle ihrer Wohlgerüche würzen.

O wie herrlich muß das seyn, sagte Mathilde, und wie freu' ich mich, daß die Gute das Glück hat, so wunderschöne Dinge zu sehn! Das wird sie erheitern und ihre Gesundheit stärken. Und auch wir haben den Vortheil davon, daß sie uns das Alles beschreibt, und wir es uns in ihre Seele hinein vorstellen können.

Ach, sagte Marianne, wie glücklich müssen die Menschen seyn, die in einem solchen Lande

leben, und ſo wundervolle Erſcheinungen Tag für Tag genießen können! Haben wir doch ſchon eine ſo große Freude, wenn wir Einmal im Sommer auf den Hirſchſprung ſteigen und in das Land hineinſehn können! Und wie viel ſchöner muß es nicht dort ſeyn! Man ſollte glauben, die Menſchen müßten vor lauter Seligkeit vergehn.

Lächelnd ſagte der Pfarrer: Es wird ihm wohl auch ſo gehn, wie den Mönchen in dem Kloſter von Mölk.

Wie ging es denn denen? fragte Marianne.

Das Kloſter liegt in einer der ſchönſten Gegenden der Donau, wie ſich denn Klöſter oft einer anmuthigen Lage erfreuen, damit die armen eingeſperrten Menſchen doch etwas von der Natur mit den Augen wegkriegen, obſchon die Fenſter ihrer kleinen Zellen immer nur in den Kloſterhof gehn. Eines Tags kam die Kaiſerin von Oeſterreich dahin. Die Mönche führten ſie herum, und vor Allem ſtellten ſie ſie an ein Fenſter, wo die Ausſicht am ſchönſten iſt. Die Kaiſerin, die doch viel Schönes in ihrem Leben geſehn hatte, meinte noch nie eine ſo ſchöne und reiche Gegend vor Augen gehabt zu haben, und prieß die guten Mönche einmal über das andere glücklich, daß ſie an einer ſo

herrlichen Stelle der Erde lebten. Die Mönche ſchwiegen und lächelten. Beym weitern Herumgehn aber wußten ſie es ſo einzurichten, daß ſie immer wieder an das nemliche Fenſter kamen. Da das nun zum vierten- und fünften-Mal geſchah, und die Mönche dann immer ſtehen blieben, um ihrer Monarchin den Genuß dieſer Herrlichkeit recht lange zu gönnen, ſagte dieſe endlich: Sie führen mich immer wieder hierher. Es iſt recht ſchön hier. Aber ich hab' es nun ſchon einigemal und zur Genüge geſehn. — Da nahm der Abt mit feinem Lächeln ſein Käppchen ab und ſagte: Ihr Majeſtät, das iſt halt auch unſer Fall.

Aber an dem weiten Meere, ſagte Mathilde, kann man ſich doch unmöglich ſatt ſehn. — Oder an einem feuerſpeyenden Berge ſetzte Eduard hinzu.

Ach wenn doch der Hirſchſprung ein feuerſpeyender Berg wäre! rief Aurore mit einem komiſchen Seufzer. Alle lachten. Nur Lili ſagte ganz ernſthaft: Pfuy, da könnte ja das Feuer in unſern Garten regnen.

Wir wollen uns immer tröſten, ſagte der Grosvater, daß es in unſerm lieben Vaterlande nicht ſolche furchtbare Merkwürdigkeiten gibt. Es iſt darum doch viel Anmuthiges und Erfreuliches

darinn, ohne die entsetzlichen Dinge, die mit jenen Wundern verbunden sind. Und nun erzählte er von dem furchtbaren Erdbeben, das im Jahr 1783 einen Theil Italiens verwüstete, mehrere Städte zerstörte, und einer unsäglichen Menge von Menschen das Leben gekostet hat. Diejenigen, welche das Unglück in den Städten ergriff, kamen unter den Trümmern der Häuser um; auf dem Felde aber riß der Boden an vielen Stellen, und warf Flammen aus, die wie feurige Schlangen umher fuhren; so daß die bestürzten und geängstigten Landbewohner häufig in die Städte flohen, und da noch einen gewissern Untergang fanden. Viele wurden auch von Bäumen erschlagen, die gewaltsam abgebrochen oder mit ihren Wurzeln aus der Erde gerissen wurden. Ganze Familien verschwanden auf diese Weise, und diejenigen wurden für die Glücklichsten gehalten, die einen schnellen Tod gefunden hatten, während viele auf das Allerkläglichste unter den Trümmern verschmachteten. So hatten sich in der Stadt Terra Nova die Mönche eines Augustinerklosters unter das Gewölbe einer Sacristey geflüchtet, das zu ihrem Unglücke der Last widerstand, die beym Einsturze des Klosters darauf gehäuft werden war. Jeder Ausgang war durch die übereinandergestürz-

ten Mauern gehemmt; Rettung von Außen war unmöglich. Nur Einer der Kloſter-Brüder war, ich weiß nicht wie, dem allgemeinen Unglück entflohn. Er wußte das Schickſal ſeiner Brüder; aber zu ihrer Rettung vermocht' er nichts. Vier Tage lang hörte man ihr Wehklagen aus den Ruinen hervor; erſt lauter und anhaltender; dann unterbrochen und ſchwächer, bis es endlich ganz verſtummte. Das war Ein Fall. An unzähligen Orten geſchah Aehnliches. Beym Aufräumen des Schuttes wurden überall Leichen gefunden. Die Männer meiſt in einer widerſtrebenden Stellung, als ob ſie dem Sturze hätten Einhalt thun wollen; die Mütter über ihre Kinder gebeugt. An einem Orte fand man ein junges Ehepaar verſchüttet. Sie ſtanden oder knieten einander gegenüber, ſich umarmt haltend, und ihr Kind hatten ſie zwiſchen ſich geſtellt. Eine junge Frau von neunzehn Jahren, die ihrer Entbindung nah war, lag länger als dreyßig Stunden unter den Trümmern ihres Hauſes. Nach unſäglichen Anſtrengungen gelang es ihrem Manne ſie hervorzuziehn, und ſie gebahr wenige Stunden nachher ein geſundes Kind. Als man ſie fragte, was ſie in ihrer ſchrecklichen Lage gedacht hätte, antwortete ſie: Ich hoffte und lauſchte.

Die Kinder äußerten ihre Theilnahme auf mannichfaltige Weise. Lili drückte sich fest an die Mutter, als ob sie sich fürchtete. Aurora saß Mariannen im Schooß und wurde von ihr umfaßt. — Es mag schrecklich seyn, sagte Eduard, so lebendig begraben, wie in einem unterirdischen Kerker zu liegen, und doch gar nichts zur eignen Rettung thun zu können!

Ich erinnere mich, sagte der Pfarrer, damals eine Geschichte gehört zu haben, die sich in Messina zugetragen hat. Diese Stadt, am Ufer der Meerenge, welche Sicilien von Italien trennt, hatte früher schon durch Erderschütterungen gelitten, und es hatte den wenig begüterten Einwohnern an Mitteln gefehlt, den Schaden gehörig auszubessern. Desto größer war nun das Unglück bey dieser neuen Erschütterung, die an Heftigkeit alle vorhergehenden übertraf. Bey den ersten Stößen, welche ganze Straßen niederwarfen, floh der Marchese Spadera aus seinem Hause. Seine junge und schöne Gemahlin, die erst wenige Tage zuvor ihr Wochenbett verlassen hatte, war vor Schrecken betäubt in Ohnmacht gefallen. Ihr Mann nahm sie auf den Arm und trug sie mit Lebensgefahr durch die wankenden Straßen, während

hinter und neben ihm Häuser zusammen brachen, und eilte mit ihr nach dem Ufer des Meeres, wo er ein Fahrzeug hatte, mit dem er sich auf die hohe See zu retten gedachte. Hier kam die Ohnmächtige wieder zur Besinnung, und ihre Frage war, wo ihr Kind sey. Mit trauriger Miene antwortet ihr Gemahl, er habe eben nur Zeit gehabt, sie zu retten. Er hoffte, die Diener sollten sich auch des Kindes bemächtigt haben. Sie solle sich nur beruhigen und Gott für ihre eigne Rettung danken. — Diese Reden, und was man etwa in solchen Fällen sagt, konnten dem Herzen der Mutter nicht genügen. Sie wollte zurück. Ihr Mann bittet, fleht, beschwört sie; er stellt ihr die Unmöglichkeit der Rückkehr vor, da Alles bis zu ihrem Hause hin in Trümmern liege. Es ist Alles fruchtlos. Sie muß mit Gewalt zurückgehalten werden.

Die Erde war unterdessen in einem beständigen Krampfe begriffen; ihr Zittern ließ kaum Augenblicke nach, gleichsam um Kräfte zu heftigern Stößen zu sammeln. Der Marchese verfolgt indeß seinen ersten Plan, und indem er Schiffer zusammentrieb, ließ er seine Gemahlin unter der Aufsicht eines Dieners zurück. Sie zwingt sich

ruhig und ergeben zu ſcheinen; während ſich aber ihr Wächter einen Augenblick entfernt, ergreift ſie die Flucht und eilt nach der Stadt zurück. Die Verwüſtung, die ſie umgiebt, die Trümmern, über die ſie ſteigen, durch die ſie ſich hindurcharbeiten muß, die Feuer und Rauchſäulen, die ſich überall erheben, nichts hält ſie auf, nichts erſchreckt ſie. Sie hat nur ihr Kind vor Augen und deſſen mögliche Rettung, und ſo dringt ſie, von Schreckniſſen umringt, bis zu ihrem Hauſe vor. Noch ſteht der vordere Theil deſſelben unverſehrt; aber im Innern waren mehrere Wände zuſammengeſtürzt, und der Schutt hemmte den Zugang zu dem Hinterhauſe. Bebend von Angſt und Hofnung überſteigt ſie auch dieſen, obgleich ſie ſich öfters an Händen und Füßen verwundet, ſtürzt die wankenden Stiegen hinauf, und findet ihren Säugling, mitten in der Empörung der Natur, in ſeiner Wiege ſchlummernd.“

„So nah ihrem einzigen Wunſche war ihr doch die Erfüllung nicht gegönnt. Sie reißt das Kind aus dem Bette, und eilt nach der Treppe zurück. Aber dieſe ſinkt vor ihr ein. Wiederholte Stöße erſchüttern Wände und Decken. Sie flieht nach einem Fenſter, vor dem ein Austritt

nach der Straße iſt, zeigt ihr Kind den Vorbeyeilenden und ruft um Hülfe. Niemand achtet ihr Geſchrey, indem Jeder nur auf die eigene Rettung denkt, und der Einſturz rund umher, und die Flammen, die ſich von allen Seiten erheben, den Beyſtand verbieten. Nach wenigen Augenblicken ſinkt auch der Balcon, auf dem ſie ſteht. Ihr Gemahl, als er ihre Flucht bemerkt hatte, war ihr nachgeeilt. Er ſieht von Fern, wie ſie ihr Kind verzweifelnd zum Himmel erhebt — dann verſinkt — und Flammen über der Stelle ihres Verſinkens zuſammenſchlagen.“ — —

Die Pfarrin bedeckte bey dieſem Worten ihr Geſicht mit den Händen. Alle waren über den ſchrecklichen Ausgang der Geſchichte beſtürzt; Niemand ſprach. Da nahm der Pfarrer das Wort von neuem und ſagte: Nirgends erſcheinen die Wege und Abſichten der göttlichen Verſehung ſo dunkel und unerforſchlich, als bey ſolchen Begebenheiten. Wer da fragen will, warum wurde dieſer gerettet, und jener nicht? oder warum brachen die Gerichte Gottes über dieſes Land aus, und nicht auch über andere? der wird bald ſehn, daß es keine Antwort auf ſeine Fragen gibt, und daß ihm nichts übrig bleibt, als in dem Gefühle

ſeiner Beſchränkung vor der unendlichen Weisheit und ihrem Rath zu verſtummen.

Auch das iſt ein geringer Gewinn, ſetzte der Grosvater hinzu, den ein Menſch aus ſolchen Begebenheiten ziehn kann. Je mehr er ſeine Beſchränktheit fühlt, deſto feſter wird er an Gott halten, und das, was er mit aller ſeiner eingebildeten Klugheit nicht ergründen kann, der unendlichen Weisheit anheim geben. Nie zeigt ſich auch wohl der Unterſchied eines wahrhaft frommen und eines nur äußerlich geregelten Sinnes, als bey ſolchen furchtbaren Begebenheiten. Die letztern halten eine ſolche augenblickliche Auflöſung der beſtehenden Ordnung nur gar zu leicht für eine Aufforderung, jede Art von Genuß in den letzten Ueberreſt ihres Lebens zuſammen zu drängen, und tragen kein Bedenken, ſich die Mittel dazu auf jede Weiſe zuſammen zu rauben. Nie ſind wohl in kürzerer Zeit zahlreichere und ſchrecklichere Greuel begangen worden, als unter den Trümmern von Liſſabon, als im Jahr 1755 ein furchtbares Erdbeben, einen großen Theil dieſer herrlichen Stadt zerſtörte, und mehr als zwanzigtauſend Menſchen unter ihren Ruinen begrub. Es iſt aber zu hoffen, daß Andre, die vorher gedan-

kenlos und wüſt gelebt hatten, in ſich gegangen, und nachdem ſie den Tod und alle Schreckniſſe des Lebens ſo nah vor Augen geſehn, ein frömmeres Leben angefangen haben werden.

Nach einigem Beſinnen fuhr er fort: Da denke ich eben an eine Geſchichte, die ich vor Jahren in mein Tagebuch eingetragen habe, und die ſehr gut zu unſerm Geſpräche paßt. — Und nun bezeichnete er den Band des Tagebuchs, in welchen ſie ſtehen müſſe, und die Pfarrin holte ihn herbey. Nach einigem Blättern wurde die Geſchichte gefunden, und Eduard, der dem Großvater eben zunächſt war, las wie folgt:

„Es war im Jahr 1688, ſchreibt Ciaborris, am 5ten Juni, den heiligen Abend vor dem Pfingſtfeſt, um halb fünf Uhr Nachmittags, als ich zu Ceretto mit verſchiedenen Schulknaben auf der Straße war, nicht weit von meinem väterlichen Hauſe, daß wir plötzlich durch ein fürchterliches Getös und eine Erſchütterung der Erde erſchreckt wurden. Wir ſtehen; aber indem wir uns retten wollten, wankten auf beyden Seiten die Häuſer und ſtürzten zuſammen. Da wollte nun Gottes Gnade, daß ich nicht nur am Leben erhalten wurde, ſondern beſchirmte mich auch auf eine ſo

wunderbare Weise, daß ich unbeschädigt blieb, während die Andern um mich her erschlagen wurden; Einen ausgenommen, der dicht neben mir war. Dieser lebte noch einige Zeit — vielleicht zwey Tage — und wir trösteten einander gegenseitig und brachten die Zeit mit Beten zu. Endlich starb er; ich aber mußte mich seitdem immer auf seinen Kopf stützen und litt sehr von dem Geruche des Leichnams. — Ich verlohr mein Bewußtseyn nie, und flehte ohn' Unterlaß Gottes Barmherzigkeit an, indem ich mich von ganzem Herzen in seinen Willen ergab. Meine Stellung war nicht durchaus unbequem. Denn ob ich gleich sehr eingezwängt war, und mich auf meinen unglücklichen Cameraden stützen mußte, so konnte ich meinen Leib doch ein wenig bewegen. Was mich am meisten quälte war der Durst, den ich nur dadurch einigermaßen stillte, daß ich mit meiner trocknen Zunge an einem Steine leckte, der neben mir lag. Das gab ihr einige Kühlung."

„Ob ich nun gleich unverletzt war, sah ich doch in dieser jammervollen Lage einem unvermeidlichen Tode entgegen. Man kann sich also vorstellen, wie groß meine Qual gewesen seyn würde, hätte mir nicht der allmächtige Gott, den ich noch

unter den Lebenden preißen sollte, gegen die Schrecknisse, die mich umgaben, Hülfe verliehn. Denn er schickte mir einen tiefen Schlaf, so daß mir die dreyzehn Tage meiner harten Gefangenschaft doch nur kurz schienen. Am dreyzehnten Tage endlich, als die Angst meines Herzens auf das höchste gestiegen war, bot ich alle mir noch übrige Kraft auf, den Beystand meines Schöpfers mit lauter Stimme anzurufen. Auch die süßen Nahmen meines Vaters und meiner Mutter nannte ich, ob ich mir gleich denken konnte, daß ich sie vergebens um Hülfe flehte. Auch einmal vernahm ich ein Geräusch und eine seltsame Bewegung über mir. Ich weiß nicht, ob mir ein Strahl von Hoffnung dämmerte, aber ich schrie. Meine Stimme schien sich zu verstärken und man hörte mich. Zehn Personen arbeiteten ohn' Unterlaß, um mein Grab zu öffnen; und in Zeit von zwey Stunden hatten sie sich durch die mich umgebenden Trümmern einen Weg gemacht. Nachdem sie mich ausgegraben, trugen sie mich lebendig und meiner vollkommen bewußt in die Arme meiner Eltern, die eben auf die Nachricht, daß man meine Stimme gehört, herbey eilten."

„In den drey ersten Tagen wurde ich mit der größten Vorsicht behandelt. Ich bekam Nichts

als einige dünne Fleiſchbrühe; dann auch allmählig andere magre Koſt; und in kurzem war ich vollkommen hergeſtellt."

„Heute, da ich dieſes ſchreibe, um die von Gott empfangnen Wohlthaten kund zu thun, ſind es vier Jahre und ſechsthalb Monate ſeit meiner Befreyung, die ich eine Auferſtehung nennen kann. Ich befinde mich jetzt durch Gottes Gnade ſo geſund, als ob ich jenes jammervolle Schickſal gar nicht erfahren hätte. Ewigen Dank aber weihe ich dem Gotte der Liebe, daß er mich aus den Stricken des Todes gerettet, meine ſündigen Neigungen gereinigt und mich auf den Weg des Heils geführt hat. Ihm ergebe ich mich, und flehe zu ihm aus dem Innerſten meiner Seele, ſeine Segnungen immer mehr auf mich zu ergießen, damit ich nicht aufhören möge, ihn zu preißen und zu verherrlichen, bis er ſelbſt nach ſeiner unendlichen Liebe, auch mich in ſeinem Paradieſe verherrlichen wird."

* * *

Dieſe Geſchichten ſind ſo fürchterlich, ſagte Mathilde, man könnte ſich darüber zu Tode ängſtigen.

Nimm dich in Acht, ſagte Eduard, es gibt Beyſpiele.

Nun, es iſt eine Redensart, erwiederte Mathilde. Im Ernſte wird es wohl nicht geſchehen.

Es iſt aber mehr als Einmal geſchehn, verſetzte Eduard. Da war zum Beyſpiel ein Jude, in Frankreich, denk' ich, war's, dem begegnete dieß. Er war über Feld geweſen und kehrte in der finſtern Nacht auf ſeinem Eſel ſitzend, nach Hauſe zurück. Unterwegs überfällt ihn der Schlaf. Der Eſel aber, dem der Weg bekannt iſt, geht, nach ſeiner Weiſe, langſam fort, und kömmt an einen ſchmalen, ſchmalen Steg, der über einen tiefen Abgrund geht, und wo auch die verwegenſten Reiter wegen der großen Gefahr abzuſteigen pflegten. Der Eſel, der Nichts von Gefahr und Nichts von Schwindel weiß, kömmt wohlbehalten hinüber, und bringt ſeinen Herrn an die Thür ſeines Hauſes. Da ſteht er ſtill; und der Jude wacht auf, und wundert ſich nicht wenig, ſchon zu Haus zu ſeyn. Nun hätte man denken ſollen, er wäre vergnügt geweſen und hätte Gott gedankt. Nichts weniger. Sein einziger Gedanke iſt die Gefahr, in der er auf dem Stege geweſen, und dieſer Gedanke ängſtigt ihn ſo, daß er binnen wenigen Tagen ſtirbt.

Stirbt? rief Mathilde. Nun das iſt ja noch ärger als was man von Einem ſagt, er ſey aus

Furcht zu sterben gestorben. Das hat doch noch einen Sinn. Aber zu sterben, weil man hätte umkommen können und nicht umgekommen ist! Das glaub' ich nicht.

Nun, wie es dir beliebt, sagte Eduard.

Sechzehnter Abend.

Die sämmtlichen Insassen der Pfarre hatten sich noch nicht lange auf dem großen Rundstücke versammelt, von wo man die Aussicht auf das Feld und auf die Landstraße hat, als die Wallfahrer wieder vorbeyzogen, die vor einigen Wochen den Kindern ein Schauspiel gewesen waren.

Unter denen, die zuletzt gingen, befand sich ein bejahrter Mann mit krankhaft blassem Gesichte, der von zwey andern Männern mehr fortgezogen als geführt wurde. Als sie in die Nähe des Gartens kamen, setzte sich der Kranke auf einen Stein, stützte den Kopf auf beyde Hände, und gebehrdete sich, indem er oft und tief seufzte, wie Einer, der ein großes Unglück betrauert.

Ob der alte Mann vielleicht krank ist, sagte die Pfarrin. Der Pfarrer ging hinaus; Eduard

begleitete ihn; die Kinder mit der Mutter blieben in der Thür ſtehn, wo ſie Alles hören konnten. Fehlt dem armen Manne etwas? fragte der Pfarrer die Begleitenden. Können wir ihm helfen?

Es fehlt ihm ſo weit nichts, antwortete einer der Männer; aber er hat ſein Gelübde gebrochen, und weil es nun mit der ganzen Wallfahrt nichts iſt, ſo nimmt er ſich das ſo zu Herzen, daß wir ihn kaum von der Stelle bringen können.

Bey dieſen Worten ſeines Nachbars ſah der alte Mann ſcheu in die Höh, und indem ſeine Blicke den Augen des Pfarrers begegneten, ſagte er mit heiſerer Stimme: Ja, Herr, ſo iſt's. Ich bin ein elender und geſchlagner Mann!

Und dabey fielen ihm große Tropfen aus den Augen in den grauen Bart.

Verwundert ſahen ſich die Kinder unter einander und die Mutter an. Sie hätten gern die Sache gewußt; aber keines getraute ſich zu fragen. Da fragte zu ihrer großen Freude der Vater: Nun, wie war denn das eigentlich?

Der alte Mann ſah auf denjenigen ſeiner Begleiter, welcher zuerſt geſprochen hatte, und nickte ihm zu, daß er es erzählen ſollte. Dann ſank er

in ſeine vorige Stellung zurück, ſtarr vor ſich hinſehend, während der Andere etwa auf folgende Weiſe erzählte:

In dem Orte, wo wir her ſind, wohnt ein reicher Meyer, der Aecker und Wieſen voll auf hat, ſo daß es eine Luſt iſt, das Gut zu ſehn; aber die Art, wie er dazu gekommen, iſt nicht ſo luſtig. Wenigſtens ſagen die Leute, daß wenn er es mit einem Eide genau nähme, er auch nur ſo ein armer Mann ſeyn würde, wie wir hier meiſt alle ſind. Da nun die Wallfahrt ſollte gehalten werden, wollte der Meyer erſt auch mit ziehn; aber nachher gereute es ihm wieder, und er meinte, er könnte nicht abkommen, und es wäre auch wohl auf andre Weiſe abzuthun. Da hat er nun dieſen Mann hier gedungen, ſie für ihn zu machen; und zwar ſo. Der Mann iſt ſeit vielen, vielen Jahren gewohnt, täglich einen Schluck Brantwein zu ſich zu nehmen; nicht mehr; denn er iſt ein nüchterner und arbeitſamer Mann, dem Niemand in der Nachbarſchaft etwas nachſagen kann — —

Laßt das, ſagte der Alte; ich bin wohl ſo ein großer Sünder, als irgend einer, und darum mag es auch wohl geſchehn ſeyn — —

Laßt mich nur reden, unterbrach ihn der Andre. Es hat keiner nöthig, ſich vor Menſchen ſchlechter zu machen, als er iſt; und was ich ſage, iſt die reine Wahrheit. Sie können mir glauben, Herr, und ein jeder wird es bezeugen, daß der alte Martin der ehrlichſte Mann im ganzen Dorfe iſt, und der gottesfürchtigſte. Bey ſeiner ſchweren Arbeit, und da er ſonſt nur wenig für den Leib hat, ſo erhält ihn das Bischen Brantewein bey Kräften. Der Meyer weiß das, und da er ihn für die Wallfahrt gedungen, hat er, um ſeiner Buße rechte Kraft zu geben, die Bedingung geſtellt, daß der Alte geloben ſollte, auf der ganzen Wallfahrt hin und her, nichts von Getränk als reines Waſſer über die Zunge zu bringen. Auf dieſe Bedingung hat er ihm, wenn er zurückkäme, dreyßig Gulden zum Lohn verſprechen. —

Hätt' ich mich doch nimmermehr darauf eingelaſſen, ſeufzte der alte Mann. Aber Ihr wißt, warum es geſchah. —

Sehn Sie, fuhr der Andre fort, es war die große Liebe, die er zu ſeiner Tochter hat, die ihn dazu bewog. Er hat nur das Eine Kind, und es iſt eine runde und brave Dirne, die aber nun eben auch nichts hat, als ihre beyden geſunden

Arme. Dieſes Mädchen nun hat ein junger Burſche lieb gewonnen, und will nicht von ihr laſſen; aber ſein Vater, der ihm eine reichere Braut zufreyen möchte, will es nicht zugeben. Da hat nun der Vater einmal zum Sohne geſagt; wenn dir die Dirne dreyßig Gulden zubrächte, ſo möchteſt du ſie immerhin nehmen. Denn er meynte, ſo viel brächte ſie nimmermehr auf. Wie nun der Meyer dem Alten den Handel wegen der Wallfahrt anbietet, und gerade dreyßig Gulden zu geben verſpricht, wenn er ſie nach ſeinem Sinn und Willen ausführte, kam ihm das recht wie eine Schickung Gottes vor, und er nahm es an in der Hoffnung, Gott würde ihm die Kraft zur Ausführung geben. Auch ging es viel beſſer, als wir Alle gemeint hatten, und es war zum Verwundern, wie er den ſauern Weg bey der elenden Koſt aushielt — —

Ach ſagte der alte Mann, wenn mich die Kraft verlaſſen wollte, dachte ich an die Freude, die meine Thereſe haben würde, wenn ich ihr die dreyßig blanken Gulden hinzählen könnte. Immerhin hätte ich dann ſterben mögen; ſie wäre doch verſorgt geweſen. Und nun! lieber Gott — —

Bey dieſen Worten weinte der alte Mann bitterlich.

Nun ſehn Sie, fuhr der Andre fort, es iſt auch nicht ſeine Schuld, daß er nun um das Geld kömmt. Aber es gibt ſo gottloſe Menſchen, die ſich aus nichts ein Gewiſſen machen, und niemanden eine Freude gönnen. Da der Vater des jungen Burſchen, der um die Thereſe freyt, von dem Handel hörte, war es ihm ungelegen; denn er meinte, nun würde er ſeinem Sohne ſein Wort halten müſſen. Da hat er nun, wie ſich gezeigt hat, einen ſchlechten Mann angeſtellt, der auch bey der Wallfahrt ſeyn wollte, daß er ſich an den alten Martin machen mußte, um ihn zu verführen, ſein Gelübde zu brechen. Denn damit wäre der ganze Handel null und nichtig geweſen. Jener that denn auch ſo. Immer hielt er ſich an den Martin. Bey jedem Wirthshaus, das an der Straße lag, hielt er an, und forderte Branteswein, und bot dann immer dem Martin davon an, und lachte ihn aus, wenn er es abſchlug. —

Ach, ſagte der Alte, Ihr hättet nur hören ſollen, wie er mich zu locken ſuchte! Mehr als Einmal zog er mich in eine Ecke nach ſich, und wollte mir das Glas aufdringen. Und dann ſagte er, es ſähe es ja niemand; er würde mich nicht verrathen. — Ich hielt ihn für ehrlich, und glaubte, er meinte es ſo gut mit mir. Einmal, we-

mich gar ſehr durſtete, griff ich auch ſchen zu, und die Freude lachte ihm aus den Augen. — Da fuhr ich zurück und bedachte mein Gewiſſen — — Es war wohl eine harte Prüfung!

So ging ein Tag nach dem andern hin, fuhr der Erzählende fort, und Jener kam nicht zu ſeinem Zweck. Vorgeſtern aber, da die Hitze ſo unmäßig war, ſo daß wir alle meinten zu verſchmachten, und wir uns bey einer Schenke unter die Linde gelagert hatten, wurde der Martin mit einemmal ganz blaß und ſchwach, ſo daß er ſich nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Wie nun das Jener gewahr wurde, der immer neben ihm her war, meinte er, jetzt wäre der rechte Augenblick gekommen, und hielt das volle Glas, das er eben in der Hand hatte, dem Martin an den zitternden Mund, der dann, ohne zu wiſſen, was er that, das Getränk über die Zunge laufen ließ. So wie das geſchehn war, ſprang der ruchloſe Kerl auf, faßte den Martin bey den Schultern und ſagte: Nun, Alter, wie ſteht's? Klingen Dir die blanken dreyßig Gulden ſchon im Sack? — Und dann wendete er ſich zu uns andern, und ſagte: Ihr habt's Alle geſehn, daß der Martin den Brantewein getrunken hat. Die Meiſten fuhren nun freilich auf ihn ein, und nahmen die

Partie des Alten und ſchalten ihn einen Ketzer und Satan. Jener aber ſchrie: Satan bin, Satan her. Ich kann einen heiligen Eid ſchwören, daß der Martin getrunken hat, und der Martin kann's nicht. Und damit iſt's alle. — Da aber viele Miene machten ihn zu ſchlagen, und andre Steine aufhoben, machte er ſich auf und davon; und nun wird er zu Hauſe Alles zuerſt melden. Der Martin iſt aber ſeitdem ganz hinfällig, und wir wiſſen nicht, wie wir ihn nach Hauſe bringen wollen.

Bey dem Schluſſe dieſer Erzählung wurde der Jammer des alten Mannes noch viel größer. Weinend und ſchluchzend ſagte er: Laßt mich nur hier liegen. Es iſt doch aus mit mir. Nimmer kann ich meiner Tochter wieder in die Augen ſehn. —

Der Pfarrer gab ſich Mühe den Jammernden zu tröſten. Es ſey ja wohl nicht ſo ſchlimm als er denke; denn da er ſein Gelübde nicht freiwillig gebrochen habe, ſo könne es ihm ja nicht zugerechnet werden. — Ach, antwortete der Alte, Sie ſagen das aus Gutmeinen. Aber was hilft das? Der Meyer iſt ein harter und abergläubiſcher Mann. Wenn ich auch Zwang vorſchützen könnte, wie ich nicht kann, ſo wird er mir doch nicht

einen Kreuzer zahlen, wenn nicht das Gelübde bis auf den kleinſten Tüttel erfüllt iſt. —

Und nun ſah er wieder ſtarr vor ſich hin, und ſein grauer Kopf wankte von einer Seite zur andern.

Während der Erzählung hatten ſich die Kinder alle um den alten Mann verſammelt, und betrachteten ihn mit Theilnahme und Mitleiden. Denn ob ſie gleich den Zuſammenhang der Sache nicht begriffen, ſo ſahen ſie doch, daß er unglücklich war, und daß es vorzüglich die Liebe zu ſeiner Tochter war, die ihn unglücklich machte. Dieß ging Mariannen zu Herzen. Sinnend kehrte ſie zu ihrer Mutter zurück, drückte ſich ſchüchtern an ihre Seite und ſagte mit niedergeſchlagenen Augen: Der arme Mann! Mit dreyßig Gulden wäre er glücklich zu machen! — Dann ſetzte ſie leiſe hinzu: Ich habe die beyden Goldſtücke, die mir die Tante geſchenkt hat; die machen faſt zwanzig Gulden. Darf ich? — Die andern Kinder drängten ſich auch zu. Jedes bot das Seinige an. Der Schlüſſel wurde ohne Bedenken verabfolgt, und in einem Nu kamen die Kinder mit ihren kleinen Erſparniſſen zurück. Die dreyßig Gulden wurden abgezählt, und dem Vater verſchämt in die Hand geſteckt.

Wie dieſem die freudige Rührung das Herz bewegt und in den Augen geglänzt, wer könnt' es beſchreiben? oder wer verſtänd' es, wenn er es nicht ſchon ſelbſt weiß? — Ohne ein Wort zu ſagen, kehrte er um, wendete ſich noch einmal an die zurückgebliebenen Wallfahrer, und ſagte zu dem alten Manne: Ihr übernahmt die Buße für den Meyer im Vertrauen auf Gott, daß er Euch aus Eurer Noth retten würde, weil Ihr es gut mit Eurer Tochter meint? War es nicht ſo? — Ja wohl war es ſo, antwortete der Alte; aber mein Vertrauen iſt zu Schanden werden.

Aber Ihr könntet Euch doch geirrt haben, fuhr der Pfarrer fort, wenn Ihr glaubtet, daß Gott Eure gutgemeinte Handlung wie eine Schuld bezahlen müßte.

So war es auch nicht gemeint von mir, antwortete der Betrübte ohne aufzuſehn; aber da mir der Handel ſo ganz ohne mein Zuthun angeboten wurde, ſo glaubt' ich, es wäre Gottes Finger, und Gottes Barmherzigkeit hätte ſich auch auf mich armen ſündhaften Mann erſtreckt, um mich in meinen alten Tagen noch, nach ſo mancher Noth, in meiner Thereſe zu erfreuen.

Das war nicht unrecht gedacht, ſagte der Pfarrer. Wenn Euch aber auch jetzt für den Augen-

blick Eure Hofnung getäuscht haben sollte, so werft doch Euer Vertrauen darum nicht weg. Die Hülfe kann Euch ja auf einem andern Wege kommen, wo Ihr es vielleicht am wenigsten erwartet.

Der Mann bewegte den Kopf hin und her, als ob er sagen wollte: Das ist leidiger Trost. — Dann sagte er seufzend: Ich mag es wohl nicht verdient haben.

Und nun lud ihn der Pfarrer mit seinen beyden Begleitern in das Haus, um sich zu erquicken und auszuruhn. Anfänglich wollte er nicht. Da aber der Pfarrer nicht nachließ und die Pfarrin mit ihrer freundlichen Stimme auch mit half, widersprach er endlich nicht mehr. Die beyden Begleiter griffen ihm unter die Arme. Mühsam erhob er sich, und kaum schien seine Kraft hinzureichen, um ihn bis zu der großen Laube zu führen, wo der Grosvater Platz genommen hatte, und die Ankommenden freundlich begrüßte.

Nun war es eine Freude zu sehn, wie die Geschäftigkeit der Kinder das Nöthige herbeyzutragen, und ihre anmuthige Nöthigung die Schüchternheit der drey Männer allmählig verbannte und sie immer zutraulicher machte. Und da der Grosvater mit ihnen über ihre Heimath sprach, und ihre Landesart und die Feldwirthschaft und andere

Dinge, von denen ſie zu ſprechen wußten, gab auch der alte Martin hin und wieder ſein Wort dazu. Nachdem ſie ſich nun ein Wenig erquickt hatten, rückte der Pfarrer mit ſeinem Anliegen immer näher, und ſprach ſchon recht zuverſichtlich von der Hofnung, die er hätte, daß die Wallfahrt nicht vergebens geweſen ſey. Es muß ja nicht eben der Meyer ſeyn, ſagte er, der Euch aus der Noth hilft; ja, ich meine faſt, des Mannes Sündengeld würde Euch keinen großen Segen gebracht haben. — Ich habe das wohl auch manchmal gedacht, ſagte der Alte; aber ich meinte, wenn es nur von meiner Seite redlich verdient wäre, ſo möchte der Meyer nachher ſeine Rechnung mit Gott halten. — Und glaubt Ihr wirklich, verſetzte der Pfarrer, daß Gott ihm ſeine Sünden erlaſſen werde, weil er eine Kleinigkeit von ſeinem Ueberfluſſe opfert, und Euch, als einen armen Mann, die Buße thun läßt, die ihm zu thun obläge? — Die reichen Leute meinen es doch ſo, erwiederte der Alte, und in der Stadt lebt manches arme Weib davon. Aber es mag auch wohl ſchon Manchem ſo ergangen ſeyn, wie mir jetzt. Da lebt noch in unſrer Nachbarſchaft eine reiche Edelfrau, die eine ſchwere Sünde begangen haben mag — die Leute ſagen dieß und jenes, aber ich weiß

es nicht — die dang eine arme Wittbe mit drey unerzognen Kindern, daß ſie vier Wochen nach einander täglich die hundert Stufen auf den Calvari-Berg für ſie einmal hinauf und einmal hinab knien, und auf jeder Stufe einen Roſenkranz beten ſollte. Dafür bekam ſie täglich fünfunddreyßig Kreuzer. Für eine arme Frau, die wenig erwerben konnte, war das in der harten Zeit freylich ein ſchöner Verdienſt; aber ſie brauchte auch faſt den ganzen Tag dazu. Vierzehn Tage lang hielt ſie's aus. Aber ſie mochte ſich in der Hitze zu ſtark angegriffen haben; am funfzehnten ward ſie krank, und nach neun Tagen war ſie tod. Ihre drey Kinder waren nun Waiſen, und hätte ſich der Hirt im Dorfe der armen Würmer nicht angenommen, ſie wären Hungers geſtorben; denn die reiche Edelfrau wollte nichts für ſie thun. Sie hätte ja, ſagte ſie, bey ihrer Mutter das viele Geld ſo ſchon zum Fenſter hinausgeworfen. —

Den Kindern, die von dem Allen kein Wort auf die Erde fallen ließen, waren das lauter unbegreifliche Dinge. Begangene Sünden bey Gott gut machen durch körperliche Peinigungen wollte ihnen ſchon nicht in den Sinn; aber nun gar die Buße andern aufbürden, die Sünde abkaufen mit

hinidem Gelde, und alſo Sünde und Strafe auf einer irdiſchen Wagſchale hinüber und herüber wägen — das kam ihnen wie Wahnſinn vor, und nicht viel anders als eine Läſterung Gottes. Doch iſt dieſes niedrige Rechnen mit Gott nichts ſeltenes, eben weil es etwas gar bequemes und leichtes iſt. So iſt manche Kirche gebaut worden, um das Urtheil der göttlichen Gerechtigkeit zu beſtechen, und Mancher meint wohl mit Almeſen den Raub gut zu machen, den er an Wittben und Waiſen verübt. Wäre das chriſtlich, warum hätte denn Chriſtus die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel getrieben? Aber der Hochmuth des Reichthums will ſich immer in die Kirche eindrängen, und ſich eine höhere Stufe in der göttlichen Gnade erkaufen; und leider bieten die Diener der Kirche nur zu oft die Hand zu ſolchem Heidenthume. Wie der Meyer mit dem alten Martin, ſo hat es auch eine Königin von Frankreich gemacht, die wenig Glauben, aber viel Aberglauben hatte, jene berüchtigte Catharina von Mediciß, die man hinlänglich brandmarkt, wenn man ihr Werk, die ſchändliche Barthelemäus-Nacht, nennt. Dieſer fiel auch einmal ein, zur Abbüßung ihrer Sünden eine Wallfahrt nach Jeruſalem zu dem heiligen Grabe thun zu laſſen: aber der, welcher

ſie unternähme, ſollte ſich verpflichten, auf dem ganzen langen Wege nach drey Schritten, die er vorwärts gethan, Einen rückwärts zu thun. Es war nicht leicht einen Mann zu finden, der die Geduld und Kraft zu einem ſolchen Unternehmen hatte. Endlich fand ſich doch Einer für vieles Geld; und dieſer kam und ging, und vollbrachte die Wallfahrt auf die vorgeſchriebene Weiſe, und empfing, außer der bedungenen Summe, auch noch ein Adelspatent. Ob das wohl auch im Himmel geachtet werden iſt?

Dieſes und Aehnliches ſagte der Vater ſeinen Kindern erſt ſpäter am Abend, und es freute ihn, daß ihr geſunder Sinn ein ſolches Feilſchen mit Gott und ſeiner Gnade unwillig verwarf, und keine Buße als wahrhaft chriſtlich anerkennen wollte, als die in tiefer Reue und ernſtlicher Beſſerung beſtände. Vorher aber hatte er ſein Geſchäft mit dem alten bekümmerten Martin zu Ende gebracht. Er hatte ihm geſagt — und dieſe Unwahrheit erlaubte er ſich aus guten Gründen — daß ein wohlhabender Mann ihm etwas Geld anvertraut habe, um Hülfsbedürftige damit zu unterſtützen, und da er an ihm einen frommen Mann

und guten Vater gefunden habe, so glaubte er das Geld würde bey ihm gut angewendet seyn. Dabey griff er in die Tasche. Nun mochte der Alte glauben, es sey die Rede von einem Scherfenning; da aber der Pfarrer anfing zu zählen, erst die zwey Goldstücke hinlegte, und dann noch eine ganze Reihe Vierundzwanziger daran, bis die dreyßig Gulden voll waren, da wußte er nicht, wie ihm geschah, und auch seine zwey Begleiter machten große Augen. Mehr als Einmal öffnete er den Mund, um zu sprechen; aber es kamen keine Worte heraus. Die Mütze hatte er vom Anfange an in die Hand genommen, und jede seiner Gebehrden drückte sein Erstaunen aus. Endlich da der Pfarrer ihm zuredete das Geld einzustreichen, und ihm Gottes Segen dazu wünschte, brachen dem alten Manne die Thränen aus den Augen; er stand auf, beugte die Knie und wollte seinem Wohlthäter die Hand küssen. Der aber litt es nicht, sondern faßte die Hand des Alten, drückte sie, und bestellte einen Gruß an seine Tochter. Bey Erwähnung der Tochter sah der Alte mit Einemmal wie verklärt aus. Er hob die beyden Hände, in denen er die Mütze hielt, hoch zum Himmel, und man konnte sehn, wie innig er

Gott im Herzen dankte, ob er gleich kein Wort ſagen konnte.

Die Kinder ſahen alles von Fern, und ihre Mutter auch. Ueber die ſtumme Freude des alten Mannes waren ſie wie verzückt, und kein Auge blieb trocken.

Nun ſtrich endlich der Alte das Geld ein, und ſchob es allmählig in ſein Taſchentuch; aber immer hielt er inne dabey und ſagte: Wer hätte mir das ſagen ſollen? — oder: Wie ſich meine Thereſe freuen wird! Wenn ich nur ſchon zu Hauſe wäre, ehe ihr der Ignaz das Herz mit ſeiner Unglückspoſt ſchwer macht! — Und dann: Ich will Zeitlebens für Sie beten, mein guter gnädiger Herr, und auch für die unbekannten Wohlthäter. Gott vergelt es Ihnen tauſendfach an Ihnen und Ihren Kindern! — Und ſo ſagte er Vieles, und da das Geld endlich eingeſtrichen war, war er vor freudigem Zittern nicht im Stande das Tuch zuzuknüpfen, ſondern die Andern mußten ihm helfen. Ruhe hatte er nun nicht mehr. Und nachdem er noch tauſendmal gedankt hatte, ging er recht wacker davon. Zu führen brauchte

ihm niemand mehr; ja, die Andern hatten faſt Noth, ihm nachzukommen.

Im Pfarrhauſe war an dem Abende Alles ſeelenvergnügt, aber geſprochen wurde nicht viel mehr.

Ende des erſten Theils.

Druckfehler.

S. 4. Z. 8. lies leben ſtatt lebter.
— 19. — 12. iſt als auszuſtreichen.
— 39. — 1. lies kam ſt. kamen.
S. 59. — 5. von unten l. die fremden ſt. die Fremden.
— 65. — 4. v. u. l. wahrhaftig ſt. wahrhaft.
— 84. — 1. l. hoffte ſt. hoffe.
— 85. — 16. l. das weiß ich! ſt. das weiß!
— 88. — 2. l. in Franken ſt. im.
— 147. — 4. l. meinem ſt. meinen.
— 148. — 5. l. einem ſt. einen.
— 148. letzte Z. l. denen ſt. den.
— 150. Z. 14. l. ihrem ſt. ihren.
— 150. — 16. l. und ſie ſt. und.
— 152. — 8. l. ſieh ſt. ſich.
— 215. — 5. l. ihm zum Andenken ſt. ihn zu.
— 215. — 17. l. hört ſt. hor:c.
— 215. — 3. v. u. l. fünf ſt. vier.
— 223. — 21. l. zerbrochenen ſt. gebrochenen.
— 225. — 14. l. das ſt. daß.
— 225. — 19. l. an den ſt. an dem.
— 227. — 14. nach Dürftigkeit ſetze ein Comma.
— 242. — 5. l. ihre erſte Frau.
— 245. — 3. l. kein geringer ſt. ein.

Die

Feyerabende in Mainau.

Von

Friedrich Jacobs.

Zweyter Theil.

Leipzig,
in der Dyk'ſchen Buchhandlung.
1821.

Sächsische
Landesbibliothek
-4. NOV. 1963
Dresden

Siebzehnter Abend.

Die letzten Tage des Sommers waren überaus heiter und anmuthig. Es war eben, als ob er vor seinem Scheiden noch alle seine Herrlichkeit ausschütten wollte, um sich selbst daran zu erfreuen, und er besah sich mit seinem blauen Himmelskleide und den goldverbrämten Wölkchen daran in jedem Teich und See mit unbeschreiblichem Wohlgefallen. Die Erde hatte er diesesmal ebenfalls gar reichlich beschenkt, und überall streckten die Bäume dankbare Arme empor, und schienen erfreut, dem Himmel zeigen zu können, wie sich ihre gelben, blauen und rothbäckigen Früchte täglich von den Strahlen der Sonne schöner mahlen ließen. An einem dieser sonnigen Tage hielt die Mainauer Familie Mittag im Garten, und unter dem großen Plantuche, das sie zwischen vier

ſchlanken Kaſtanienbäumen ausgeſpannt haben, und ihr Zelt nennen, ſaß ein halbes Dutzend vergnügter Geſichter mit hellen Augen, in denen ſich mehr als Ein Himmel ſpiegelte. Hier brachten ſie auch den Reſt des Tages zu. Der Grosvater war nach einem kleinen Spaziergange, den er an dem Arme ſeiner Tochter gemacht hatte, zu ſeinem Lehnſtuhle zurückgekehrt; Lili ſaß zu ſeinen Füßen und ſtrickte; Marianne und Aurore nähten; Matthilde und Eduard laſen abwechſelnd aus Herrmann und Dorothee vor. Es war ſo ſtill, daß man das Summen jeder Biene hörte, die ſich aus einem Blumenkelche berauſchte, und das Schwirren der Libellen, dieſer geflügelten Blumen, die mit ihren blauen Flügelnetzen von einem Blatte zum andern wippten. Als nun Eduard eben geleſen hatte,

Man hörte der ſtampfenden Pferde
Fernes Getöſe ſich nahn, man hörte den rollenden Wagen.

da kam wirklich ein ſchwer bepackter Reiſewagen, von vier raſchen Pferden gezogen, die Landſtraße her, von dem aufgeregten Staube wie von einer Wolke eingehüllt. Mit einemmal krack, krack! da brach etwas, der Wagen ſenkte ſich auf die Seite, der auf dem Bocke ſitzende Diener glitt an

dem Rade hin zur Erde herab; Weiberſtimmen ließen ſich hören — und in Einem Augenblicke waren der Pfarrer und Eduard bey der Hand, um wo es nöthig wäre zu helfen, und Leute vom Felde herbey zu treiben. In dem Wagen ſaß eine blaſſe Dame mit ihrem Kammermädchen. Sie hatten von dem Unfalle nichts gelitten als den Schrecken, und ſuchten nun aus dem Kaſten heraus zu kommen. Da ſich der Schlag nicht öffnen ließ, die Pferde nicht ganz ruhig ſtanden, und die beyden Frauen nichts weniger als beherzt waren, ſo war das Unternehmen nicht leicht. Endlich gelang es doch. Der Pfarrer führte nun die Damen in den Garten, und das Mädchen blieb bey dem Wagen.

Die Pfarrin ſtand an der Thür und begrüßte die Kommende mit der guten freundlichen Art, die ich an wenigen Frauen anmuthiger geſehen habe. Nach den erſten Begrüßungen und Reden ſagte die Fremde, indem ſie die Pfarrin ſchärfer in die Augen faßte: Ich glaube ſehr unerwartet meine Jugendfreundin Amalie zu ſehn. Die Pfarrin ſah ſie jetzt auch beſſer an, und erkannte ihre Geſpielin Aline — aber Himmel wie verändert, wie blaß und gealtert vor der Zeit! Dieſes unerwartete Zuſammentreffen nach ziemlich

vielen Jahren, wo ſie nichts von einander gehört hatten, machte ſie etwas verlegen, obgleich ſonſt nicht leicht Jemand weniger verlegen iſt als die Pfarrin. Aber die Sache war ſo.

Während ſich Malchen in der Stadt bey ihrer Tante aufhielt, hatte ſich Aline, die Tochter eines angeſehenen Beamten, ſehr an ſie angeſchloſſen. Die Kinder waren täglich beyſammen. Sie hatten, mit noch einer andern kleinen Freundin, dieſelben Lehrer und dieſelben Vergnügungen, und da ſie faſt von gleichem Alter, gleichem Wuchſe und gleicher Anmuth waren, nannte man ſie in der Stadt vorzugsweiſe die drey Wahl-Schweſtern, auch die Drillingskinder, manchmal auch wohl die drey Grazien. Die Eltern und Verwandten der Kinder freuten ſich der ſchönen Eintracht, und die Kinder glaubten in ihrer Unſchuld, daß dieſes angenehme Verhältniß unauflöslich und unveränderlich ſey. Es war aber nicht ſo. Als Aline mehr heran wuchs, wurde ſie durch die Verhältniſſe ihres Vaters, der ſeitdem zu höhern Würden erhoben worden war, in neue Verbindungen gezogen, die alten Banden löſten ſich ganz leiſe auf, und als Malchen vollends ein Jahr abweſend geweſen war, und wieder zurück kam, war Alles anders. An die Stelle der alten

Kinder-Freundſchaft war die Höflichkeit getreten; man ſah ſich ſeltner und immer ſeltner; die Unterhaltung wurde allgemeiner und froſtiger. Das vorige frohe Leben war dahin. Malchen ſchmerzte das tief, aber ſich zu täuſchen und noch fort an das Daſeyn eines Verhältniſſes zu glauben, das offenbar verſchwunden war — das war ihr unmöglich. Sie zog ſich alſo zurück und wurde nicht vermißt. Endlich kam es ſo weit, daß, wenn die ehemaligen Herzensfreundinnen zufällig am dritten Orte zuſammentrafen, Aline verlegen zwiſchen Du und Sie ſchwankte, und zuletzt das vornehmere Sie wirklich die Oberhand behielt.

Nun hatten ſie ſich, wie geſagt, in einer Reihe von Jahren nicht geſehn, ja nicht einmal von einander gehört. Die Pfarrin hatte ſich wenig geändert; nur etwas ſtärker iſt ſie geworden; ihre gute Geſundheit und ihr heitrer Sinn erhalten ſie jung; Aline hingegen, die an einen reichen Edelmann verheirathet war, war kaum noch kenntlich. Nur der zarte Wuchs war ihr geblieben; aber dieſer war jetzt die Folge ihrer krankhaften Magerkeit. Auf ihrem blaſſen Geſichte hatte der Gram Furchen gezogen, und ſelbſt das Lächeln ſchien ihr Schmerzen zu machen. So war es denn kein Wunder,

daß die Pfarrin ſie nicht gleich kannte; auch nicht, daß ſie in den erſten Augenblicken etwas verlegen mit ihr war. Indeß wird eine ſolche Sache durch Gutmüthigkeit bald wieder in Ordnung geſetzt. So geſchah es auch hier. Die Fremde wurde unter das Zelt geführt, und nachdem ſie ſich etwas von ihrem Schrecken erholt hatte, wurde ſie unter den guten Menſchen auch zutraulich, und fing an ſich zu beklagen, daß ihre Jugendfreundin ſich durch ihr Sie und ihr gnädige Frau ſo ferne von ihr ſtellte, indem ſie nach der Sitte der Vornehmen ihr eignes Unrecht der Freundin zuſchob. Vielleicht war das im Anfang auch nur eine Maske, die die Höflichkeit vornahm. Wie ein Menſch aber nicht lange ein zorniges oder höhniſches Geſicht machen kann, ohne daß etwas von Zorn oder Hohn im Herzen aufſchießt, ſo ſetzen auch gutmüthige Mienen und Worte Etwas von wirklicher Gutmüthigkeit im Innern ab. Aline war aber in der That ein gutgeartetes Weſen, und an ihrer vormaligen Verſchuldung hatte ihr Kopf mehr Theil als ihr Herz. Ach es gibt wenige Köpfe, die dem Gift-Nebel der Eitelkeit zu widerſtehn vermögen, und der Schwindel, der dort anfängt, zieht das widerſtrebende Herz in ſeinen Wirbeln fort. Freude iſt dabey wenig; aber

nach dem Taumel Reue und Misbehagen die Fülle.

Die Kinder hatten ſich bey der Ankunft der fremden Dame entfernt, die in der Erwartung einer Nachricht von ihrem Wagen, Amalien von ihrer Kränklichkeit, ihrem Aufenthalte in Pyrmont und den Unbequemlichkeiten der Reiſe unterhielt. Plötzlich erhob ſich auf der andern Seite des Gartens ein fröhlicher Aufruhr. Man ſah die kleine Schaar beſchäftigt, etwas zu fangen. Tücher wehten in der Höhe; alle Hände waren in der Luft, dann wieder auf der Erde: endlich lauter Jubel von Allen, und Mathilde, leicht wie ein Reh, fliegt vor allen her, um der Mutter einen Canarienvogel zu zeigen, der ſich in den Garten verirrt hatte, und jetzt mit klopfendem Herzen in Mathildens hohlen Händen ruhte. Sie erzählten — und Alle auf Einmal — wie er über den Zaun herüber geſchwirrt ſey, ſich vor ihnen hingeſetzt, und ſie ordentlich aufgefordert habe ihn zu fangen. Gewiß ſingt er auch recht ſchön, ſagte Aurore. — Eduard kann ihn etwas lehren, ſagte Marianne. — Jetzt aber, ſagte Mathilde, wollen wir ihn in einen Käfich thun, damit er uns nicht wieder entwiſcht. Ach wie leicht könnte er einer Katze in die Klauen fallen, das kleine niedliche

Thier! — Und alle waren um ihn her, und liebkoßten und küßten ihn. — Jetzt brachte Eduard einen Käfich herbey; das Thürchen wurde geöffnet; Mathilde lüftete die Hände; aber der Vogel, der ſchon ganz zahm ſchien, rauſchte, ſtatt in den Käfich zu ſchlüpfen, neben der Thür in die Luft, ſetzte ſich auf den nächſten Zweig, und ſah piepend und ſpottend auf das Gefängniß herab, das ihn hatte aufnehmen ſollen. — Was für ein Leidweſen das nun war, und was für zärtliche Worte verſchwendet wurden, um ihn wieder zurück zu locken! Umſonſt. Er ſprang keck hin und her, als ob er die wiedererlangte Freyheit verſuchen wollte. Erſt als Eduard den Baum erſtieg und die Hand nach ihm ausſtreckte, ſchwirrte das muntre Thier auf einen zweyten Baum; dann auf einen dritten, und bald war er wieder über den Garten hinaus und wurde nicht mehr geſehn.

Nachdem ſich nun die kleine Schaar wieder verlaufen hatte, ſagte Aline: „Was für ſchöne und liebenswürdige Kinder! Wie wohl dir unter dieſen blühenden, offnen Geſtalten ſeyn muß! Ach du biſt eine glückliche Mutter!“ — Bey dieſen Worten traten ihr Thränen in die Augen. Sie kämpfte gegen ihren Schmerz, und verbarg die Thränen; aber ihr Weinen wurde ſo heftig, daß ſie

aufſtand und ſich entfernte. Die Pfarrin wollte ihr folgen: aber ſie winkte ihr ab, und ſuchte Zuflucht in der Einſamkeit des Gebüſches, wo ihre Thränen ſich ungeſehn mit dem Bache miſchten, der dort über die glatten Kieſel rinnt. Nach einer Viertelſtunde kehrte ſie mit rothgeweinten Augen zurück. Die Urſache ihres Schmerzes erwähnte ſie nicht; aber ſie war weicher als vorher, zärtlicher, zutraulicher. Der Strom der alten Liebe, die Liebe der Kinderjahre, ſchien ſich von neuem in ihre Bruſt ergoſſen zu haben; die Jahre waren untergegangen, die dazwiſchen lagen, und über ihnen ſchwebte die wehmüthige Sehnſucht nach der glücklichern Zeit. Nicht umſonſt ſchlugen die alten bekannten Töne an Amaliens Herz, das jede Liebe bewahrt, kein Vergeſſen kennt, und auch des eiteln Wankelmuthes ihrer Aline immer mit Trauer, nie mit Bitterkeit gedacht hatte. Jeder Reſt von Zwang war jetzt verſchwunden, und da Alinens Diener die Nachricht brachte, daß die Achſe des Wagens gebrochen ſey, und ihre Wiederherſtellung vor dem folgenden Morgen nicht bewirkt werden könnte, nahm ſie freudig die Bitte der Pfarrin an, dieſe Nacht in ihrem Hauſe zuzubringen. Jetzt gingen die beyden Freundinnen Arm in Arm im Garten auf und ab, und die

arme Aline enthüllte der Freundin ihr wundes Herz und alle Dornen, die es zerriſſen. Amalie weinte mit ihr — zu tröſten vermochte ſie nicht — und die Thränen, die auf die heißen Wunden fielen, thaten der Armen wohl. Die traurige Geſchichte aber, die auch wohl ein fremdes und untheilnehmendes Herz ergriffen hätte, hier aber das weichſte und liebevollſte umklammerte, war, wie wir ſie nachher aus Amaliens Munde gehört haben, folgende:

Aline war, wie geſagt, an einen reichen Edelmann verheirathet, der ſie aufrichtig liebte. Die erſte Zeit ihres Eheſtandes war glücklich zu nennen; denn ob ſie gleich ihr erſtes Kind kurz nach der Geburt wieder verloren hatte, ſo wurde ihr doch dieſer Verluſt bald durch ein Zwillingspaar ſchöner und kräftiger Knaben erſetzt. Dieſe Kinder, Guſtav und Adolph getauft, aber, bey ihrem Heranwachſen, von allen Bekannten Kaſtor und Pollux genannt, waren ſich an Geſtalt nicht weniger als in ihren Neigungen gleich. Es war etwas ganz gewöhnliches, daß auch die Eltern ſie mit einander verwechſelten; und nur willkührliche Zeichen, die man aber oft vernachläßigte oder vergaß, konnten dem Irrthume abhelfen. Selten trennten ſie ſich; eben ſo ſelten entzweyten ſie ſich,

und ihr Zorn erloſch faſt immer in dem Augenblicke, wo er aufgelodert war. So lag eines Tags Adolph an einer leichten Krankheit zu Bette; ſein Bruder ſpielte mit ihm; ſie wurden uneinig. Da ging Guſtav fort und ſagte im Gehn: So bin ich dir auch böſe und ſpiele nicht mehr. Ach Guſtav, rief der Kranke aus ſeinem Bette, ich weiß doch, daß du mir wieder gut wirſt. Und jener antwortete: Ich bin es ja ſchon! kehrte in der Thür um und ſetzte das Spiel nach dem Willen ſeines Bruders fort. — Ein andermal als Guſtav krank war, doch ohne bettlägrig zu ſeyn, und ihm die vorgeſchriebene Arzney ſehr zuwider war, ſagte Adolph zu ihm: Sey nur ruhig, ich nehme ſie für dich; es wird dir doch auch ſo helfen. Und als die Mutter nach dem Kranken rief, um ihm einzugeben, ſtellte ſich Adolph vor ſie — ſie hielt ihn aber für den Andern — und nahm die Arzney herzhaft ein. — Auch war es wirklich ſo, das die Mittel, die der Eine nahm, auch bey dem Andern wirkten. —

In dieſer Sympathie wuchſen ſie heran, und man konnte die ſchönen, blühenden, krausköpfigen Knaben, die ſich in Allem ſo gleich waren, nicht ohne freudige Rührung ſehn, zumal wenn man auch die Gleichheit ihrer Stimme hörte, und

Zeuge ihrer einträchtigen Gesinnung war. So hatten sie ihr achtes Jahr zurückgelegt, als ihre Eltern eines Tages im Sommer — den sie immer auf dem Lande zubrachten — durch ein Hoffest veranlaßt wurden, nach der Residenz zu fahren. Die Knaben blieben auf dem Gute zurück. Gegen Abend, nach Beendigung ihrer Lehrstunden, spielten sie im Garten umher, und indem sie jeden Winkel durchkrochen, kamen sie auch in die Hütte, in welcher der Jäger eben an diesem Tage einen Falken belauerte, der schon einigemal auf die Bewohner des Gartens, die Nachtigallen und Grasmücken, Jagd gemacht hatte. Da diese Hütte sonst gar nicht besucht wurde, hatte er beym Weggehn die Flinte im Winkel stehen gelassen. Adolph erblickte das blanke Gewehr, nahm es in die Höh, präsentirte damit und schlug es scherzend auf seinen Bruder an, indem er rief: Jetzt du blutdürstiger Falk mußt du sterben! — Da schlug Gustav die Hand vor die Augen, und sagte: Was machst du, Adolph? Laß das! — Aber in diesem Augenblicke blitzte es: die Flinte war beym Zurückziehen hängen geblieben; ach und Gustav fiel entseelt zu Boden. Der Schuß war ihm mitten durch die Brust gegangen, und als sich Adolph auf ihn warf, öffnete er den Mund, aber sprechen

konnte er nicht mehr. Nur die Hände ſtreckte er nach dem verzweifelnden Bruder aus, und ſtarb in dieſer Stellung faſt in dem Augenblicke, wo er zu Boden gefallen war.

Ein Mädchen, das in der Nähe der Hütte arbeitete, und Alles geſehn hatte, aber es nicht hatte abwehren können — ſo ſchnell ging es vorüber — eilte herbey; auch Andre, durch den Schuß herbey gerufen, kamen, und Alle ſahen mit Entſetzen das ſchreckliche Ereigniß. Der alte Jäger lief davon, und hielt ſich lang verborgen, weil er ſich und ſeiner Unvorſichtigkeit das Unglück der Kinder Schuld gab, die ſeine Luſt und Freude waren; die Andern liefen nach einem Wundarzt, und verſuchten Rettung. Es war Alles umſonſt. Adolph wich nicht von der Seite ſeines Bruders. Mit ſtarren Blicken hing er an der bloſſen blutigen Geſtalt; aber kein Laut ging über ſeine Lippen, keine Thräne entfiel ſeinen Augen. Blaß und ſtarr ſtand er neben der Leiche des geliebten Bruders, ſelbſt einer Leiche gleich, und vernichtet in ſtummer Verzweiflung.

So verging die Nacht und ein Theil des folgenden Tages. Den zurückkehrenden Eltern war ein Diener entgegen gegangen, um ſie auf das, was ſie erwartete, vorzubereiten. Aber als er ſich

dem Wagen näherte, und die Mutter ihm aus der Ferne ſchon mit der Frage nach ihren Kindern zuvorkam, ſtürzten Thränen aus ſeinen Augen, und ſein Verſtummen kündigte ein großes Misgeſchick an. Ohnmächtig ſtürzte die Mutter ihrem Gemahl in die Arme, dem nur allmählig die abgeriſſenen, durch Schluchzen und Jammer unterbrochenen Worte des Dieners das Schickſal ſeines Kindes errathen ließen. Als der Wagen vor dem Hauſe anfuhr, und Adolph, der durch keine Bitte von der Leiche ſeines Bruders hatte entfernt werden können, den Fußtritt ſeines Vaters auf der Treppe hörte, erblaßte er noch mehr als zuvor, und ſtürzte ohne Bewußtſeyn zur Erde nieder. So ſahen die unglücklichen Eltern beym Eintreten in das Zimmer ihre beyden Kinder, die Freude ihres Lebens, tod oder doch ähnlich den Todten; und in ſchmerzlicher Umarmung rieſen ſie über den Leichen ihrer Lieblinge den Tod auch für ſich herbey. Adolph wurde wieder in das Leben zurückgebracht, wenn der Zuſtand, in welchem er ſeit dieſem Tage blieb, Leben zu heißen verdient. Nie wich von ſeinen Wangen, die ſonſt ſo blühend waren, die bleiche Farbe des Todes, die ſie bey dem Anblicke ſeiner That überzogen hatte. Sein Auge ſah ſtarr vor ſich hin; kein Laut ging über

die erſtorbenen Lippen; wie ein abgeſchiedener Geiſt wandelt' er umher, ohne Theilnahme an irgend Etwas, und ohne Beſchäftigung. Er ſchien Niemanden zu kennen. Nur wenn ſeine Mutter recht freundlich mit ihm ſprach, ihn mit ihren Armen umſchloß, die Wangen ihm ſtreichelte, da ſchienen dunkle Erinnerungen in ihm zu erwachen; er ſah ſie dann aufmerkſam an, ſeufzte auch wohl, drückte beyde Hände feſt gegen ſeine Bruſt, oder legte die Hand der Mutter auf ſein Herz. Den Augenblick darauf aber ſank er in den vorigen Zuſtand zurück; und jeden Abend fiel er um die Zeit, wo das Unglück geſchehen war, in eine Erſtarrung, die bald kürzer, bald länger, meiſt aber eine Stunde dauerte. So verging ein ganzes Jahr. Nahrung nahm er nur wenig zu ſich, und immer mit Widerwillen. Sein Schlaf war kurz, unruhig und oft unterbrochen; ja bisweilen ſtand er auf und ſchien Etwas zu ſuchen, und wenn er alle Winkel durchforſcht hatte, warf er ſich tief ſeufzend auf ſein Bett. Seine Kräfte ſchwanden ſichtbar dahin. Bald konnte er ſich nicht mehr aufrecht halten; aber auch auf ſeinem Krankenlager blieb er ſtumm. Wie nun der Tag kam, wo ſein Unglück angefangen hatte, und die Sonne ſich gegen Abend neigte, und die

Mutter an dem Bette des armen Kranken ſaß, und in Thränen zerfloß, richtete er mit Einemmale ſeine Blicke auf ſie, wie Einer, der aus tiefer Ohnmacht zum Bewußtſeyn erwacht, und da er ſeine Mutter weinen ſah, quellen ihm auch die Augen von Thränen über. Dann faßte er die Hand der Verarmten und zog ſie an ſich; und da ſie ſich über ihn beugte, und ihn mit Küſſen bedeckte, und immer rief: Mein Adolph, mein guter Adolph, kennſt du mich wieder? da ſchlang er ſeine beyden abgezehrten Arme um ihren Hals, und ſagte ganz leiſe: Ach Mutter, ich habe meinen Bruder Guſtav geſehn; er hat mich geruſen. — Dann legte er ſich wieder auf den Rücken, ließ aber die Hand ſeiner Mutter nicht los, und ſah ſie immer mit freudigen und verklärten Blicken an. Ein leiſes Roth flog über die blaſſen, eingefallenen Wangen; auch die Lippen rötheten ſich, ſein Athem ging ſchnell. Oft ſagte er: Ach du gute Mutter! wie bin ich ſo glücklich! Mein Guſtav iſt wieder bey mir; er hat mich auch wieder recht lieb. — Dieſes dauerte etwa eine Viertelſtunde, und der armen Mutter war wohl und weh; denn die Hoffnung lebte in ihr auf, ihr geliebtes Kind wieder zu bekommen. Ach dieſe Hoffnung ſollte nicht in Erfüllung

gehn! Mitten in ſeiner Seligkeit, mitten in dem leiſen Entzücken des Wiederſehns und der Verſöhnung drückte den Knaben der Engel des Todes ſanft an ſeine Bruſt. Noch einmal lallte er den Nahmen ſeines Bruders, zog die Hand der Mutter an ſein Herz — zuckte noch Einmal — und das Leben war von ihm gewichen. — Die Mutter war troſtlos.

Seit jenen unglücklichen und ſchmerzlichen Tagen war Alinens Leben in Trauer verſenkt. Auf das Land, früher dem Wohnſitze ihrer Freuden, kehrte ſie nicht mehr zurück, und ihr Gemahl, weniger ergeben als ſie, trieb ſich, um den ſchmerzlichen Erinnerungen zu entgehn, die in der Heimath überall auf ihn eindrangen, in fremden Ländern auf Reiſen umher. So ward das arme Weib dem Grame und der Schwermuth hingegeben. Wie ſie auch kämpfen mochte, immer erhob ſich der unterdrückte Schmerz von neuem aus der Tiefe ihres Herzens, und an den Wurzeln ihres Lebens nagte der Gram. Jetzt hatte ſie an den Heilquellen von Pyrmont Kraft und Erheitrung geſucht. Wohl bereitet die Natur in dem geheimen Schooße der Erde ein erquickendes Naß, das die welkende Blüthe des Lebens aufrichtet, das ſchleichende Blut beflügelt, und

die erſchlaffte Sehne ſpannt; aber ach! kein Nepenthe ſchäumt aus ihr auf, das den nagenden Krebs des Kummers heile, das ſchleichende Gift herber Erinnerung verſüße, oder ein mütterliches Herz erquicke, das verwaißt und verarmt, nachdem ihm jede Freude genommen iſt, nur noch an ſeinem Jammer und ſeinen innern Thränen zehrt und ſich durch ſie verzehrt.

Achtzehnter Abend.

In einem Dorfe, das ich nicht nennen will, um es nicht in übeln Ruf zu bringen, iſt die Gemeinde meiſt das Gegentheil von der Mainauer. Die Männer ſind dem Trunke und dem Spiel ergeben, die Frauen legen die Hände in den Schoos, oder vertreiben ſich die Zeit in ſogenannten Spinnſtuben, wo aber mehr getrunken und geläſtert, als geſponnen wird. Die Kinder folgen dem Beyſpiele der Eltern. Zank und Händel hören nicht auf, wobey ſich denn die Gerichte nicht ſchlecht ſtehn, und der Gerichtsdiener am beſten; denn das Gefängniß wird nicht viel leer. Die Urſach iſt, daß ſie zwey Pfarrer nach einander gehabt haben, die ſchlechte Hirten waren. Der erſte kümmerte ſich um nichts, und wenn er Sonntags ſeine Gemeinde durch eine lang-

weilige Predigt ohne Salbung und Glauben eingeſchläfert hatte, pflegte er in der übrigen Woche ſeinen Leib, und fragte nicht nach ſeiner Pflicht und Verantwortung. Der andere ſetzt ſich gar in die Schenke, ſpielt mit den Bauern und berauſcht ſich. Da kann man nun denken, in welcher Achtung er ſteht, und wie ſeine Ermahnungen aufgenommen werden, wenn er ja einmal zum Guten ermahnt. Wie man nun leicht einer Heerde anſehn kann, was an ihrem Hirten iſt, ſo ſieht man auch beym erſten Eintritt in das Dorf, wie es im Innern bey ſeinen Einwohnern ſteht. Wen ſein Weg in die Gegend führt, geht gern um den Ort herum; denn wer fährt, läuft bey den Steinblöcken, die überall in der Straße liegen, Lebensgefahr; und wer geht, der mag ſehn, wie er ohne Stelzen, ſelbſt mitten im Sommer, durch den hohen Schmutz watet; weshalb auch die Einwohner von Strümpfen und Schuhen wenigen Gebrauch machen. Die meiſten Häuſer ſind durchlöchert, als ob ſie eine Belagerung ausgehalten hätten, und die Löcher ſind mit Streh oder Heu zugeſtopft; auf den Dächern liegen mehr Steine, um die Berken feſt zu halten, als auf dem Wege; die Thüren hängen ſchief in den Pfoſten, und an den Fen-

ſtern iſt mehr vergeklebtes Papier als Scheiben zu ſehn. Wie die Häuſer, ſo ſehen auch die Menſchen aus. Ihre Haut iſt gelb und ſchmutzig, wie bey Leuten, die reine Luft und reines Waſſer ſo ſparſam gebrauchen, als ob es hoch vermauthet wäre; die Kleider lumpig und voll Löcher, oder mit häßlichen Flicken bedeckt; ihr Gang träge, und ihre Rede ſchleppend und roh. Feine Leute gehen ihnen gern aus dem Wege, und ihre Ungeſchliffenheit iſt zum Sprichwort geworden. Daher es in der ganzen Gegend heißt: So grob wie — — Doch ich will ſie nicht nennen, und habe vielleicht ſchon jetzt zu viel geſagt. Wer ſie Einmal geſehn hat, kennt ſie gewiß.

In dieſem Dorfe war der Bader geſtorben, ein Mann von einigem Vermögen — er hatte es im Lotto gewonnen — übrigens aber nicht beſſer als ſeine Nachbarn, nur geiziger. Den Herrn im Hauſe ſpielte die Frau, die ein Satan war. Auch quälte ſie ihren Mann auf alle erdenkliche Weiſe, und wenn ſie mit ihm zankte, wie faſt täglich geſchah, halfen ihr die beyden ältern Kinder über, während die Jüngern es mit dem Vater hielten. Es war eine Hölle. Gar oft kam es von Worten zu Schlägen, wo denn Eines gegen das Andere wüthete, und — was ſchreck-

lich zu ſagen iſt — nicht einmal die Eltern geſchont wurden. Nun ſtarb der Vater. Betrübt war eigentlich Niemand über ſeinen Tod, denn Jedes dachte an ſein Erbtheil, und der Streit darüber ging an, wie der Alte die Augen kaum geſchloſſen hatte. Die jüngern Kinder beſchuldigten die Mutter der Begünſtigung gegen ihre ältern Geſchwiſter, und dieſe warfen ihr vor, nur auf ihren eignen Vortheil zu denken, und ſich ſchon bey des Vaters Leben gar Manches unrechtmäßig angeeignet zu haben. Der Sarg mit dem Leichnam ſtand auf der Bahre, und um ihn her wurde der Streit geführt, bey dem es, wie gewöhnlich, zu Thätlichkeiten kam. In dem Getümmel ſtürzte der Sarg um, warf die Mutter zu Boden, und den Leichnam des Mannes auf ſie. Auf ihr Geſchrey drangen die Nachbarn in das Haus, und zogen ſie mit Mühe unter dem Sarge und Leichnam hervor. Sie hatte ſich aber ſo entſetzt, daß ſie krank wurde, und noch in der nemlichen Woche ſtarb.

Dieſe häßliche Geſchichte war auch in das Pfarrhaus nach Mainau gekommen. Den Kindern ſchien ſo etwas unbegreiflich; Eduard hatte Luſt es zu leugnen. Leider, ſagte der Großvater, iſt die Sache nur allzuwahr; aber ich wünſche,

daß Euch Dinge dieſer Art immer ſo befremden mögen, daß Ihr geneigt ſeyd zu ſagen: Ich hab' es mit Augen geſehn, aber ich glaube es nicht.

Als Solon von einem Fremden gefragt wurde, warum er kein Geſetz gegen den Vatermord gegeben habe, antwortete er ohne Verlegenheit: er glaube nicht, daß ein ſolches Verbrechen jemals könne begangen werden. So ſind alle gutgearteten Menſchen geſinnt. Aber es gibt nichts ſo entſetzliches, wozu nicht ein Menſch gelangen könnte, der ſich Einmal unordentlichen Begierden, dem Müſſiggange, dem Trunke oder dem Spiele hingibt. Wer ſich auf einen ſteilen, ſchlüpfrigen Abhang ſtellt, den reißt der Weg ſelbſt in den Abgrund hinab, in den er erſt nur mit Schauder ſah. Nur von dem erſten Schritte weiß der Menſch; die folgenden ſind nicht in ſeiner Gewalt.

Es muß doch entſetzlich geweſen ſeyn, ſagte Marianne, ſo unter dem Sarge zu ſtecken, wie die böſe Frau, und der Todte auf ihr! Ich wäre auf der Stelle geſtorben.

Waren denn aber die Leute gar nicht betrübt? fragte Lili. Warum zankten ſie ſich denn? — Weil Jedes das Meiſte haben wollte,

antwortete die Mutter, wie ungezogene Kinder, das größte Stück Kuchen, die beſten Kleider, die ſchönſten Puppen. — Auch Puppen? fragte das Kind verwundert. — Ja wohl, und das meiſte Geld, wofür man Puppen kaufen kann. Aber ich dächte, fuhr die Mutter fort, Eduard läſe uns etwas vor, oder erzählte uns etwas, damit uns die häßliche Todtengeſchichte wieder aus dem Sinne käme.

Das waren nun Alle zufrieden. Ich habe eben in dieſen Tagen etwas geleſen, ſagte Eduard, das ein wenig hierher gehört. Ich denke, Mutter, es ſoll dir gefallen; wenn es nur der Grosvater nicht ſchon weiß. — Nun erzähle nur, ſagte der Grosvater: ich höre etwas Gutes auch zum zweyten- und drittenmal gern.

In dem glücklichen Arabien, hub Eduard an, lebte ein reicher Mann, Almoraddin genannt. Seine Aecker waren wohl angebaut und trugen hundertfältige Frucht; ſein Haus war mit Allem wohl verſehn, und recht in der Mitte ſeiner Beſitzungen gelegen. Wenn er nun auf ſeinem Söller ſaß, und nach Oſten und Weſten, nach Norden und Süden ſeine ſchönen Aecker ſah, und die langen Strecken, die wie grüne

oder goldene Wellen, ſchwer mit Frucht belaſtet, wogten, dachte er bey ſich: Welch' ein Jammer wär' es doch, dieſes ſchöne Land zu zertheilen. Es iſt eben nur für Einen eingerichtet, und ich habe zwey Söhne, die ſo verſchiedener Gemüthsart ſind, daß ſie ſich weder in Einem Hauſe vertragen, noch als Nachbarn.

Mit dieſen Gedanken wurde er krank, machte ſein Teſtament und ſtarb. In dem Teſtamente hieß es: Seine Güter ſollten auf keine Weiſe getheilt, ſondern dem ſeiner Söhne zugeſprochen werden, der ſich als den ächteſten beweiſen würde. Die Entſcheidung ſolle dem Kadi, das heißt, dem Richter, überlaſſen werden, und gegen ſeinen Ausſpruch ſollte keine Einwendung Statt finden.

Da nun die Brüder das Teſtament geleſen hatten, gingen ſie hin zum Kadi, und der Aeltere trug das Bildniß des Verſtorbenen, ſtellte es vor dem Richter auf und ſagte: Dieß iſt das Ebenbild Almoraddins, unſers Vaters. Entſcheide, welcher von uns ihm am ähnlichſten iſt.

Da war nun kein Unterſchied. Beyde Söhne glichen ihrem Vater, und wenn auch an dem Einen dieſer oder jener Zug ähnlicher ſchien, ſo war ihm dagegen der Andre in andern Zügen ähnlicher.

Wie nun nach dem Bilde nichts entſchieden werden konnte, fragte der Kadi: Welche Kunſt hat Euer Vater am Beſten geübt? Und beyde antworteten, wie aus Einem Munde, die Kunſt des Bogenſchützen. Die Spitze ſeines Pfeils, ſetzte der Aeltere hinzu, traf in finſtrer Nacht ein ſchwarzes Mal auf der Wange des Negers. — Er durchbohrte, ſagte der Jüngere, den Stern, der durch die Sonne ging, in der Mitte ihres Glanzes. — Wohlan denn, ſagte der Kadi, ſo mag dieſes entſcheiden; und ließ das Bildniß des reichen Almoraddins in eine weite Ferne ſtellen, und befahl den Söhnen nach den Sternen ſeiner Augen zu zielen.

Nun waren beyde als die beſten Bogenſchützen in ganz Arabien bekannt. Der Aeltere legte den Pfeil auf die Sehne, zielte und traf in den Stern. Auch der Jüngere ergriff den Bogen, und zog den Pfeil aus dem Köcher; aber da er ihn auf den Bogen legen wollte, bedachte er ſich, warf ſich vor dem Kadi nieder und ſagte: Verzeih, Herr, wenn ich Dein Gebot nicht erfülle. Aber ich denke an die Güte meines Vaters, und wie oft ich an ſeinen Augen gehangen, und wie freundlich mir dieſe Augen zugewinkt haben. Kann ich nur ſo, wie Du geboten haſt, zu

ſeinem Erbe kommen, ſo will ich lieber für immer Verzicht darauf thun.

Jetzt glaubte der ältere Bruder des Sieges gewiß zu ſeyn.

Aber der Kadi hob mit der Hand den Jüngern von der Erde auf, berührte ihm die Stirn und ſagte: Du haſt dich als Almoraddins ächten Sohn bewährt. Denn der iſt ein wahrer und ächter Sohn, der das Andenken ſeines Vaters in Ehren hält, und mehr ihn als ſeine Schätze liebt. Darum geh hin und nimm was Dir gebührt.

Und jener ging und ward ein großer Emir. So wie er ſich aber bey dem Proceſſe als einen guten Sohn bewieſen, ſo war er auch kein ſchlechterer Bruder. Denn in ſeinem Glücke theilte er ſeinem ältern Bruder reichlich mit, was er bedurfte, und machte auch ihn reich, ohne ſein Erbe zu ſchmälern, oder dem Willen ſeines Vaters entgegen zu handeln.

So war es recht, ſagte der Grosvater, und Alles in Ordnung; denn das Teſtament des reichen Almoraddin, das ſeine Söhne zu Feinden machte, kann ich nicht loben.

Es war doch aber ſehr häßlich, ſagte Marianne, nach dem Bilde des Vaters zu ſchießen!

Ich möchte keinen Nadelſtich in das Bild der Mutter thun; ich dächte es thäte ihr weh.

Bey dem ältern Bruder, ſagte der Grosvater, war es vielleicht nicht ſo ſchlimm gemeint. Er mochte denken, was der Kadi befiehlt, kann doch nicht eben Unrecht ſeyn. Dann wollte er ſich auch als einen guten Schützen zeigen. Und nun noch der Eigennutz obendrein!

Der Grosvater ſprach auch beynah wie der Kadi, nicht nach ſeines Herzens Meinung, ſondern um die Kinder auf die Probe zu ſtellen, und es war ihm ſchon recht, daß Mathilde ſagte: Das käme ihr eben abſcheulich vor, daß Jemand aus Eitelkeit und Eigennutz ſo alle Liebe und Ehrfurcht aus den Augen ſetzen könne. Hoffentlich werde ſich aber der ältere Bruder auch geſchämt haben, nachdem ihm der jüngere ein ſo gutes Beyſpiel gegeben. Das war denn auch des Grosvaters Meinung, und er ſetzte hinzu: Sie werden fortan gewiß recht brüderlich mit einander gelebt haben.

Da fällt mir auch eine Geſchichte ein, ſagte Marianne, von zwey Brüdern, die für einander ſterben wollten, auch in Aſien, oder in China, oder wo es ſonſt war. — Nun wie war die? ſagte der Pfarrer.

Höre nur. Es iſt recht ſchön. Zwey Brüder gingen mit einander über Feld. Der Eine war ſchon erwachſen, und ſorgte für ſeine übrigen Geſchwiſter, die alle Waiſen waren; der Andere aber war noch klein. Wie ſie nun ſo zuſammen gingen, wurde es Nacht, und nicht weit von der Stadt, wo ſie zu Hauſe waren, in einem Walde fielen Räuber über ſie her, und wollten ſie ums Leben bringen. Da ſie ſich nun nicht vertheidigen konnten, denn ſie hatten keine Waffen, und waren nicht ſehr ſtark — bat der Aelteſte für ſeinen kleinen Bruder, der ja ein unſchuldiges Kind ſey, und ihnen keinen Schaden thun könne. Der Kleine aber warf ſich vor ihnen auf die Knie, und beſchwor ſie das Leben ſeines Bruders zu ſchonen, der für ſo viele andre Geſchwiſter ſorgen müſſe. Wenn es nicht anders wäre, ſo wolle er gern ſterben, da ſein Leben niemanden etwas nützen könne. So hartherzig nun die Räuber waren; ſo hatten ſie doch Mitleiden mit dem kleinen Knaben, und ſchenkten beyden das Leben; aber die Kleider nahmen ſie ihnen ab, und was ſie ſonſt bey ſich hatten. Und ſo mochten ſie nun ihres Weges gehn.

Nun kömmt noch Etwas in der Geſchichte, das auch gut iſt. Die beyden Brüder waren

nun zwar geplündert; aber sie waren doch froh mit dem Leben davon gekommen zu seyn, und der Aelteste küßte und streichelte seinen kleinen Bruder und sagte: Ich hätte mich nie zufrieden gegeben, wenn sie dich erschlagen hätten. Und nun hab' ich dich noch Einmal so lieb als vorher. — Und der Kleine sagte: was hätten wir Geschwister anfangen sollen ohne dich? Du bist ja jetzt unser Vater. Aber da die Männer so gut gewesen sind, uns das Leben zu lassen, so wollen wir auch nicht sagen, was uns widerfahren ist, damit sie nicht verfolgt werden. — Wie sie nun in die Stadt kamen, sahen die Leute wohl, daß sie fast nackt waren, und fragten, wie das zugehe? Sie aber sagten es nicht. Das kam nun den Räubern, die in derselben Stadt zu Hause waren, wieder zu Ohren, und es gereuete ihnen, so guten Kindern etwas zu Leide gethan zu haben; und eines Tages fanden die Brüder einen Bündel hinter ihrer Hausthür, und in dem Bündel steckten ihre Kleider und ihr Geld, und was ihnen sonst die Räuber abgenommen hatten, und — was das Allerbeste war — ein Brief dazu, in welchem die Räuber erklärten, daß sie sich vorgenommen hätten nicht mehr zu rauben, sondern als ehrliche Leute zu leben. —

Vortreflich, ſagte der Pfarrer: denn das iſt doch die ſchönſte Frucht einer guten Handlung, wenn ſie auch Andre gut macht. Da wir aber einmal in Aſien ſind, fuhr er fort, und die brüderliche Liebe feyern, ſo will ich auch meinen Beytrag geben.

Ein König hatte drey Söhne, alle tapfer, rechtſchaffen und edel; aber für den Jüngſten hatte ſein Vater eine beſondere Vorliebe, und erklärte ihn auf dem Todtenbette zu ſeinem Nachfolger. Da dieſes nun dem alten Gebrauche des Landes zuwider war, und der älteſte Prinz die Gunſt des Volkes hatte, beſchloß das Volk, ſich nicht an den Ausſpruch des verſtorbenen Königs zu kehren, ſondern den rechtmäßigen Thronfolger zum Könige auszurufen. Das geſchah denn auch. Aber der Prinz hielt den Willen ſeines Vaters höher als eine Krone, trat mit ſeinem jüngſten Bruder an der Hand vor das verſammelte Volk, und indem er die Tugenden ſeines Bruders rühmte, ermahnte er es, dem Willen des verſtorbenen Königs nicht entgegen zu handeln. Wer iſt unter Euch, ſagte er am Schluſſe ſeiner Rede, der wünſchen möchte, daß ſeine letzten Worte von ſeinen Kindern verachtet und übertreten würden? — Auf dieſe Frage wußten

ſie nun keine Antwort, und die Meiſten waren der Meinung, das väterliche Anſehn müſſe allerdings über Alles gehn, und nichts müſſe heiliger gehalten werden, als der letzte Wille eines Sterbenden.

Jetzt hätte nun der jüngere Bruder die Krone behalten können, da der ältere ſie ihm überließ, und das Volk in den Tauſch willigte. Aber er nahm ſie mit Beſcheidenheit von ſeinem Haupte, auf das der älteſte Bruder ſie ihm geſetzt hatte, legte ſie ſeinem Bruder zu Füßen und ſagte: Nie möge es geſchehn, daß ein Sohn die Gunſt ſeines Vaters misbrauche, der durch ſeine Zärtlichkeit verführt, in einem Augenblicke der Schwäche, die Geſetze des Landes vergeſſen konnte. Nie bin ich dem Meinigen ungehorſam geweſen, und ich weiß, daß mir ſein Schatten dieſe erſte Abweichung von ſeinem Willen verzeiht, da ſie die Wirkung der Achtung iſt, die ich für ſeine Einſicht und Gerechtigkeit hege.

Durch dieſe Erklärung war der Wettſtreit der Brüder noch nicht geendigt. Der Aeltere weigerte ſich dem Willen des Vaters, der Jüngere, dem alten Geſetze zuwider zu handeln, und da keiner den andern überzeugen und zur Nachgibigkeit bewegen konnte, entſagten beyde dem

Thron, und riefen ihren mittlern Bruder zum Könige aus. Das Volk, welches Zeuge ihres edeln Streites gewesen war, ergab sich in ihren Willen, überzeugt, daß die Entscheidung solcher Männer dem Lande Heil und Segen bringen müßte. . Sie hatten sich nicht geirrt. Der mittlere Bruder regierte mit Weisheit und Milde; die beyden andern aber zogen aus der Stadt, widmeten sich dem Landleben, und lebten lange Jahre in ungestörter Einigkeit, ohne sich je ihren Entschluß gereuen zu lassen.

Das war vortreflich, sagte die Pfarrin, und sehr zur Nachahmung zu empfehlen, auch da wo der Streit nicht eben Krone und Zepter gilt. Man hat wohl Beispiele, daß ein Strumpfband — —

Mathilde und Marianne errötheten; sie hatten eben am Morgen einen Streit gehabt. O, liebste Mutter, sagte Mathilde, wir sind längst wieder ausgesöhnt, und haben den Gegenstand des Streites, mit nicht weniger Grosmuth, als die beyden asiatischen Prinzen, an Lili überlassen, die ihrer großen Puppe eine prächtige Scherpe daraus gemacht hat. —

Ich freue mich immer, sagte der Grosvater, recht sehr an den Geschichten, die uns aus dem

Morgenlande kommen. Sie ſind meiſt wie die Phyſiognomien der orientaliſchen Völker ſelbſt, characteriſtiſch und geiſtreich. Eine geſunde Schätzung der menſchlichen Verhältniſſe leuchtet faſt immer daraus hervor, ſo wie auch die patriarchaliſche Grundlage der bürgerlichen Geſellſchaft. Die väterliche Gewalt über Alles; Religion und Rechtspflege kräftig und einfach. Was kann, zum Beyſpiel ſprechender ſeyn, als jene Geſchichte, die uns wieder auf den Anfang unſers Geſprächs zurückführt, ich meine die von der chineſiſchen Hausfrau, die von ihrer bejahrten Mutter, einer jähzornigen Frau, geſchlagen worden war. Sie weinte bitterlich und lang. Nachdem nun die alte Mutter wieder zu Athem gekommen war, ſagte ſie: Was haſt du nur, daß du dich ſo anſtellſt? Hab' ich dich nicht oft viel ärger geſchlagen, und du haſt nicht ſo geweint? — Ach, Mutter, antwortete die Geſchlagene, darum iſt es auch nicht. Aber ich fühle an Euern Schlägen, daß Eure Kraft abnimmt, und eben das iſt es, was mich ſo tief in der Seele betrübt. —

Die Pfarrin lächelte. Wie gefällt dir das, Mathilde? fragte ſie. — Ich hoffe nicht, antwortete dieſe, daß, wenn ich Mann und Kinder habe, du Urſache haben wirſt, mich zu züchtigen.

Aber wenn es wäre — nun ſo ſchlage nur immer recht ſtark, damit ich fühle, daß Du noch gut bey Kräften biſt. — Und dabey fiel ſie der Mutter um den Hals und bedeckte ſie mit Küſſen, und die andern Mädchen thaten desgleichen, ſo daß die gute Mutter Mühe hatte, ſich ihrer ungeſtümen Zärtlichkeit zu erwehren.

Neunzehnter Abend.

Was macht denn unſer armer Ludwig? fragte der Grosvater den Pfarrer, als er am Abend unter ſeinen Kindern Platz genommen hatte. Ich fürchte, wir werden nicht lange mehr für ihn zu ſorgen haben. — Leider, antwortete der Pfarrer. Es ſcheint nicht, daß er die Nacht überleben kann. Er hat auch ſchon mit der Welt abgerechnet, und ſieht nun ſeinem Tode mit einer recht erbaulichen Heiterkeit entgegen. Ich werde die Nacht bey ihm zubringen. Meines Zuſpruchs und meiner Tröſtungen bedarf er zwar nicht; aber er hat eine große Freundſchaft zu mir gefaßt, und es ſcheint ihm wohl zu thun, daß ich ihn auch liebe und achte.

Dieſer Ludwig war der jüngſte Sohn eines ehrſamen Tiſchlers in einem niederſächſiſchen Land-

ſtädtchen. Er war viel umher gewandert, und hatte ſein Handwerk in fremden Ländern getrieben, weil er zu Hauſe nichts hatte, und auch nicht hoffen konnte, in der kleinen Stadt neben ſeinen ältern Brüdern hinlängliche Arbeit zu finden. Wie er nun zuletzt in Frankreich ſtand, und der Kaiſer Soldaten brauchte, wurde er auch weggenommen und unter das Heer geſteckt, und er mußte nun wider ſeinen Willen das blutige Handwerk treiben. In der Schlacht bey Belle Alliance wurde er ſchwer verwundet, und kam ins Hoſpital. Hier lag er lange krank, und als er wieder hergeſtellt war, wurde er entlaſſen, und bekam auch vom Könige nichts, weil er dem Kaiſer gedient hatte und ein Rebell ſey. Das hätte ihm nun ſo viel nicht ausgemacht, wenn er nur noch ſo gut bey Kräften geweſen wäre, als ſonſt. Aber kein Meiſter wollte den blaſſen, abgemagerten Invaliden, der auch den linken Arm nicht recht mehr brauchen konnte, zum Geſellen nehmen; und was ihm nie vorher begegnet war, er mußte müſſig gehn. Da überfiel ihn nun mit Einemmal eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach der Heimath, wie er nie in ſeinem Leben gefühlt hatte, und es war ihm, als ob er nur dort wieder recht zu Kräften kommen könnte. Das Uebri-

ge wird Gott geben! dachte er, und aufgeheitert durch den Gedanken, machte er ſich eines Morgens mit ſeinem Krückenſtock auf den Weg, und ſchlich langſam der Heimath zu. Als er aber nach Mainau kam, konnte er nicht weiter. Ein heimliches Fieber, eine Folge der großen Anſtrengung, hatte ihn unterwegs überfallen, und es half ihm nichts, daß er die Krankheit nicht achten wollte. Sie behauptete ihr Recht; kein Mittel ſchlug an, und es kam bald ſo weit, daß er ſich überzeugte, er werde in die himmliche Heimath einziehn, ſtatt in die irdiſche.

Sobald der Pfarrer Nachricht von der Hülfloſigkeit des fremden kranken Mannes bekam, zögerte er nicht ihn zu beſuchen, und beſſere Einrichtungen zu ſeiner Verpflegung zu machen; und es verging ſelten ein Tag, wo er ihn nicht beſuchte, und von geiſtlichen Dingen mit ihm ſprach. Eines Tages fand er ihn in tiefem Nachdenken. Ich habe einen Traum gehabt, ſagte er, der mir ſehr zu Herzen gegangen iſt. Ich habe meine alte Mutter geſehn. Sie ſtreckte ihre Arme nach mir aus, und konnte mich nicht erreichen, und ich konnte auch nicht zu ihr, und darüber weinten wir beyde bitterlich. Ich glaube jetzt ganz gewiß, daß ſie noch lebt, und es iſt mir, als ob ich

nicht ſterben könnte, wenn ich ihr nicht noch Einmal geſchrieben habe. Nun hab' ich es dieſen Morgen verſucht, ſetzte er hinzu, aber meine kranke Hand verſagt mir den Dienſt, und das macht mich ſehr betrübt. — Da erbot ſich der Pfarrer ihm ſeine Hand zu leihen, und er ſagte ihm folgenden Brief in die Feder:

Herzliebſte Mutter.

Wenn Ihr noch lebt, wie ich hoffe, ſo wird es Euch Freude machen, nach langer Zeit von Euerm Ludwig zu hören, den Ihr ſonſt immer Euern Benjamin nanntet. Und wenn auch dieſe Zeilen die letzten ſind, die Ihr von mir empfangt, ſo betrübt Euch nicht allzu ſehr darum; denn in kurzer Friſt kommen wir doch wieder zuſammen, um uns, wie ich hoffe und glaube, in dem himmliſchen Reiche unſers ewigen Vaters ohne Aufhören zu freun. Der alte Vater wird wohl ſchon bey Gott ſeyn und auf uns warten; wenn er aber noch leben ſollte, ſo ſagt ihm, daß ich ihn immer in meinem Herzen geehrt, und nie die Worte vergeſſen habe, mit denen er mich beym Antritt meiner Wanderſchaft entließ: Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willi-

geſt, noch thuſt wider Gottes Gebot. Mir iſt es wohl und übel gegangen: doch wenn es mir am ſchlimmſten ging, und ich von aller Hülfe verlaſſen ſchien, hat Gott doch gute Menſchen erweckt, die ſich meiner Noth erbarmten, und mir Liebe erwieſen um Gottes willen. Darum iſt auch mein Vertrauen nie geſunken, und ich habe mich immer feſt an den Glauben gehalten, den Ihr mir, meine liebe Mutter, in meiner Kindheit eingeprägt habt. Als ich auf dem Schlachtfelde in meinem Blute lag, und nachher im Lazareth ſo große Schmerzen erduldete, wie ich Niemanden beſchreiben kann, dachte ich immer an Euch und an Eure große Liebe zu mir, und betete im Stillen die ſchönen Sprüche, die ich von Euch gelernt habe, und das war mir eine größere Stärkung, als alle Arzneien mir geben konnten. Nun mag es wohl ſeyn, daß ich ſo viel an Euch gedacht hatte, daß ich die Sehnſucht nach meiner lieben Vaterſtadt nicht länger überwinden konnte. Da nahm ich meine geringe Habe zuſammen, die ich bey meinem letzten Meiſter in Valenciennes hinter gelegt hatte — Gott möge ihm ſeine Treue vergelten! — und machte mich in meiner Schwachheit auf den Weg, und rechnete immer, wie lang ich wohl noch hätte bis

zu Euch. Aber der Weg war mir doch zu lang, und ich liege nun hier, und erwarte mein Ende. Nehmt Euch das nicht zu ſehr zu Herzen, denn außer daß ich zum Tode krank bin, geht es mir wohl, ſo daß es mir bey meiner lieben Mutter nicht beſſer ergehen könnte. Nun, lebt wohl und grüßt wer von meinen lieben Geſchwiſtern noch lebt, und von der übrigen Freundſchaft. Kann ich ihnen ſchon die Hand nicht geben, ſo denke ich doch mit redlichem Herzen an Alle, und danke Jedem für die mir bewieſene Liebe, vor Allen aber Euch, meine liebe Mutter, für alle Mühe, die Ihr mit mir gehabt, und daß Ihr mich ſo treu und unverdroſſen zum rechten chriſtlichen Glauben und einem rechtſchaffnen Wandel angehalten habt. Gott wird es Euch reichlich vergelten, da ich es nicht kann, wenn auch nicht hier, doch in jener Welt. Es wäre mir ein Troſt geweſen, wenn Ihr mir die Augen hättet zudrücken können, oder ich Euch. Aber Gott hat es nicht gewollt. Sein heiliger Wille ſey geprieſen, was er uns auch ſenden mag. — Ich denke an Euch in meiner letzten Stunde, und wie mein Erlöſer lebt, ſo lebt auch meine Liebe zu Euch.

Der gute Ludwig lebte noch ſo lange, um die Antwort auf ſeinen Brief zu bekommen. Es

war ſeine letzte Freude. Der Pfarrer las ihm die mütterlichen Zeilen vor; dann legte er ſie auf ſein Herz, faltete die Hände darüber, und ſah ganz verklärt aus. Eine Stunde darauf war er tod.

Den Brief der Mutter wird wohl mancher auch gern leſen wollen. Hier iſt er.

Mein lieber Ludwig, mein theurer Sohn.

Ich ſage dieſen Brief Deiner Schweſter Sabine vor, die von Deinen Geſchwiſtern allein noch lebt. Auch iſt ihr Mann geſtorben, und ſie wohnt nun wieder bey mir mit ihren beyden Kindern, und pflegt mein Alter. Mir hat Gott große und ſchwere Leiden auferlegt, und von vielem Weinen ſind meine Augen dunkel geworden. Da ich aber weiß, daß alle irdiſche Noth zu unſerm ewigen Frieden dient, und daß dieſer Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth iſt, die an uns offenbart werden ſoll, ſo halt' ich meinem himmliſchen Vater ſtill, und bitte ihn um Geduld und eine chriſtliche Faſſung in meiner letzten Stunde. Deinen Vater habe ich vor zwey Jahren begraben, und er ruht neben ſeinen Söhnen, die vor ihm voraus gegangen ſind. Ich hatte keinen heißern weltlichen Wunſch mehr, als Dich,

meinen Benjamin, noch Einmal an mein mütterliches Herz zu drücken, und Deine Stimme zu hören, wenn ich Dich ſelbſt auch nur dunkel hätte ſehen können. Aber auch das hat nicht ſeyn ſollen. Gott ſey Lob und Dank, daß Du nicht in dem wilden Soldatenleben aus der Art geſchlagen, und auch daß du jetzt unter chriſtlichen und guten Menſchen biſt. Ach könnt' ich Dir doch die Tage ſchenken, die mir etwa noch beſchieden ſeyn können; aber was wär' es? In kurzer Friſt legten ſie Dich doch in den Sarg, und Du wäreſt vielleicht dann nicht ſo gut und chriſtlich gefaßt, wie jetzo. Du haſt mich nie betrübt, mein guter Ludwig, und ich habe nie anders als aus Liebe um Dich geweint, ſo wie ich jetzt thue. Möge Dich Gott dafür in Deiner letzten Stunde ſegnen, und Dir einen leichten Tod und eine frohe Auferſtehung geben. Lebe wohl. Deine Schweſter grüßt Dich mit treuer Liebe.

* * *

Das geſchah nun während der Krankheit des wackern Tiſchlers. An dem Abend aber, wo der Grosvater nach ihm fragte, und der Pfarrer ſeinen bevorſtehenden Tod ankündigte, der auch am nächſten Abend erfolgte, ſagte die Pfarrin: Mer-

gen kömmt auch meine gute Regine auf die Bahre. Ich komme eben von ihrem Sterbebette zurück. Sie hatte mich zu ſich entbieten laſſen, um Abſchied zu nehmen; und kaum hatte ſie mir die Hand noch Einmal gedrückt, und auf meine Frage, wie es ihr gehe, mich recht freundlich angeſehn, da fielen ihr die Augen zu, als vor großer Müdigkeit, und ſie ſank ſo ruhig in den ewigen Schlaf, wie ſonſt in den kürzern. Es war das beſte Herz von der Welt, und ſie verdiente einen ſo ſanften Tod.

So ein Tod, ſagte der Grosvater, iſt doch die größte Wohlthat, die ſich ein Menſch von Gott erbitten kann. So lieb einem auch das Leben ſeyn mag, und ſo gut es einem darinn ergeht, ſo kömmt doch einmal die Zeit, wo der Wunſch nach dem Tode alle andern Wünſche verſchlingt.

Eduard wollte das nicht recht glauben. Warum ſollte man nur wünſchen zu ſterben, wenn es einem wohl geht? Es iſt doch ſo traurig, Alles verlaſſen zu müſſen. Ob es nur gar keinen Menſchen gegeben hat, der nie geſtorben iſt?

O ja, ſagte die Pfarrin, es ſoll ein ſo glückliches Geſchöpf geben, das ſeit achtzehnhundert Jahren mit ſeinem böſen Gewiſſen auf der Erde

umher zieht, und nicht ſterben kann. Du haſt doch vom ewigen Juden gehört?

Ja, mit einem böſen Gewiſſen, antwortete Eduard: das ändert die Sache. Aber wenn man ein gutes Gewiſſen hat, und die Menſchen einen lieb haben, und man, nach Belieben, zu Hauſe bleiben oder herumreiſen kann, wie man eben Luſt hat, nicht aber reiſen und laufen muß; wie der unglückliche Jude, den ich wohl einmal ſehen möchte, warum ſoll man ſich da den Tod wünſchen?

Das mag dir der weiſe Salomo beantworten, ſagte der Grosvater. Die Geſchichte ſteht zwar nicht in der Bibel, aber ſie iſt doch lehrreich, und vorzüglich recht anwendbar auf den gegenwärtigen Fall.

Ihr wißt, daß Salomo ein herrlicher und großer Fürſt war, wie kein anderer ſeiner Zeit. Wenn er nun auf ſeinem Throne ſaß, und ſeine Diener vor ihm ſtanden, und die Geſanden aller Völker ſich vor ihm bückten; oder wenn er von dem Söller ſeines Hauſes auf die Stadt hinabſchaute, die er herrlich geſchmückt hatte, und hinaus in das reiche Land, über das ſein Zepter gebot, da überfiel ihn oft der Gedanke an den Tod, und es ſchmerzte ihn, Alles verlaſſen zu

müſſen, was er mit Fleiß und Mühe geſchaffen hatte, und er jammerte über das Loos des armen Menſchen, der ſo ſchnell dahin welkt. Dann rief er aus in der Bitterkeit ſeines Herzens: Ja, es iſt Alles eitel, Alles iſt ganz eitel. Das Thun des Menſchen iſt voll Mühe, aber er hat von ſeiner Mühe nichts, und der Gerechte ſtirbt, wie der Thor.

Als er nun auch eines Tages ſolche Klagen ausgeſchüttet hatte, und ihm das Herz noch ganz ſchwer war, und ſeine trüben Blicke an der Erde hingen, traf ſeine Augen ein ungewöhnlicher Glanz. Ein Engel ſchwebte zu dem Palmbaum herab, unter dem er ſaß. Das Gewand des Engels war wie das Kleid des Himmels; ſeine Schwingen wie Purpur und Gold, und ein demantnes Gefäß ſtrahlte in ſeiner Hand. So ſtand er vor dem trauernden König und ſprach: Ich komme von dem Throne des Ewigen. Gott hat deine Klagen vernommen, und mich mit dem Waſſer des Lebens zu dir geſchickt. Wer davon trinkt, der wird nimmer ſterben. Die Wahl iſt dein. Leben und Tod liegt in deiner Hand. Thue nach der Weisheit, die dir verliehen iſt.

Nachdem der Engel dieſe Worte geſagt hatte,

ſetzte er das glänzende Gefäß an den Fuß des Palmbaums und kehrte zum Himmel zurück.

Was hätteſt du gethan, Eduard?

O ich hätte getrunken, antwortete dieſer. Ich hätte doch ſehn müſſen, wie es iſt, wenn man nicht ſtirbt. Wer wollte ſich da lange bedenken.

Und doch war es bedenklich genug. Denn wer Einmal getrunken hatte, der mußte leben, wenn es ihm auch tauſendmal gereut hätte. Das bedachte Saleme, als er die Hand eben ausgeſtreckt hatte, um nach dem demantem Gefäße mit dem köſtlichen Inhalt zu greifen. Er hätte freylich auch gern gewußt, wie es iſt, wenn man nicht ſtirbt; aber da ihm einfiel, daß, wenn es ihm einſt gereute, er kein Mittel hätte, dem Elend des Lebens zu entgehn, zog er die Hand wieder zurück, und ſah nur mit halben Blicken und unruhigem Herzen nach dem Gefäß.

Da er nun zu keinem Entſchluſſe kommen konnte, und die Luſt zum Leben und die Furcht leben zu müſſen einander die Wage hielten, ließ er ſeine Räthe berufen, und erzählte ihnen, was ſich zugetragen hatte, und fragte ſie um ihre Meinung. Was ihm die gerathen haben werden, könnt ihr leicht denken. Wer möchte nicht

einem guten und weiſen Könige das längſte Leben wünſchen. Sie baten ihn alſo Alle, von dem Waſſer der Unſterblichkeit zu trinken, und ſich dadurch der Freuden des Lebens auf ewige Zeit zu verſichern. — —

Eduard rieb ſich die Hände. Es freute ihn, daß der Diwan des Königs mit ihm einerley Sinnes war.

Nur einer der Räthe fehlte, fuhr der Grosvater lächelnd fort. Der weiſeſte von Allen, und der erfahrenſte, wie er von Allen der bejahrteſte war, ein Feind der Schmeicheley, und auch im Angeſichte ſeines Königs aufrichtig und wahr. Wie nun Salomo der Rath der Andern vernommen hatte, ſagte er: Wo iſt Butimar, Aſſans Sohn, die Leuchte meines Rathes, und der Leitſtern der Erkenntniß. — Da antworteten die Räthe, Butimar liege krank auf ſeinem Lager, und könne ſich nicht erheben. Der König aber ſchickte Bothen zu ihm, die ſein Bett auf die Schultern nahmen, und in den Diwan trugen. Als er nun angekommen war, ſagte ihm der König was geſchehen war, und begehrte ſeinen Rath. Da antwortete Butimar von ſeinem Lager her: Größter der Könige, iſt auch Andern vergönnt, von dieſem Waſſer zu trinken? — Nur

mir, antwortete der König, hat es Gott geſand. — So werden alſo, fuhr der weiſe Butimar fort, wenn Du davon trinkſt, und ſich Dir Jahre an Jahre endlos reihen, Deine Freunde und Diener dahin ſterben, Du wirſt Deine Kinder und Deine Gattin zu Grabe tragen, und Dich umſonſt nach ihnen ſehnen; denn ſo wie ſie nicht auf die Erde zurückkehren können, ſo kannſt Du auch die Schranken nicht durchbrechen, welche die Erde von dem Wohnplatz der Verſtorbnen trennt. Jetzt ſtehſt Du wie die Ceder des Waldes in Deiner Herrlichkeit, und breiteſt zahlreiche Zweige zum Himmel aus, und Dein Volk wandelt fröhlich in ihrem Schatten. Mit jedem Jahre aber werden Deiner Zweige weniger werden, und es wird öde um Dich ſeyn, wie um den dürren Stamm, der trauernd in der Wüſte ſteht. Denn das Leben des Einſamen iſt eitel Traurigkeit und Jammer.

Nachdem nun Butimar geendigt hatte, neigte Salomo ſein Zepter gegen ihn und ſagte: Du haſt recht geſprochen. Die Erde iſt der Vergänglichkeit Wohnſitz. Die Sonne geht auf und unter. So auch des Menſchen Sohn. Und wie die Sonne, nachdem ſie ſich in die Nacht getaucht, mit noch größerer Herrlichkeit auferſteht, ſo geht auch der Menſch aus der Nacht des Grabes hervor,

und beginnt einen neuen und ſchönern Lauf in Gottes ewigem Reich.

Und als der König auf dieſe Weiſe geſprochen hatte, begab er ſich wieder zu dem Palmbaum; und ſieh das Waſſer war in dem Gefäße vertrocknet. Da kniete er nieder und ſagte betend: O Herr, vergib mir meine Thorheit und meine Klagen! Wie du die Welt und das Leben der Sterblichen geordnet haſt, ſo iſt es recht. Denn nur bey dir iſt Fülle der Weisheit. Darum geziemt es dem Menſchen, ſich deinem Gebot in Demuth zu fügen, dein Geſchenk zu genießen, ſo lange Du es ihm verſtatteſt, und, wenn Du es zurückverlangſt, es ohne Murren in deine Hände niederzulegen. —

Indem der Grosvater dieſe letzten Worte ſprach, faltete er die Hände, ſeine Blicke richteten ſich zum Himmel, und man ſah, daß er ſeine eignen Geſinnungen ausſprach. In demſelben Sinne lebt auch der wackre Greis. Er ſieht jeden Tag als ein Geſchenk des Himmels an, und genüßt ihn mit dankbarer Freudigkeit. Die Hinfälligkeit des Alters trägt er mit Geduld. Nie hört man eine Klage aus ſeinem Munde, nie ein Schelten auf die verſchlimmerte Zeit. Den Tod fürchtet er nicht, und wünſcht ihn nicht. Er

pflegt zu ſagen: Was uns kömmt, das kömmt von Gott. Kann der fromm heißen, der über irgend etwas, das er uns ſchickt, oder das er uns nimmt, mit ihm hadert.

Zwanzigſter Abend.

Am folgenden Tag nahm die Pfarrin alle ihre Kinder mit in das Haus der Verſtorbenen. Sie wollten ſie alle noch Einmal ſehn; denn es war keines unter ihnen, daß die alte Regine nicht auf ihren Armen getragen, und erziehen geholfen hatte. In ihren jüngern Jahren hatte ſie in dem Pfarrhauſe gedient, und Malchen — die Pfarrin — groß gezogen. Dieſe liebten ſie denn auch wie ihr eignes Kind, und ſie ließ es ſich nicht nehmen, ihre Pflegetochter in allen ihren Wochenbetten wie eine Mutter zu warten. So wurde ſie auch von den Kindern angeſehn, und es war immer ein Feſt, wenn Mutter Regine in die Pfarre kam.

Jetzt brachte ihr nun Jedes den letzten Zoll der Dankbarkeit, nemlich einen Blumenſtrauß. Daran hatte ſie immer die meiſte Freude gehabt.

Was nur noch von Herbſtblumen im Garten blühte, wurde abgeſchnitten, und in den Sarg geſtreut; es ſah einer blühenden Wieſe gleich, die eben gemäht werden. Die Todte ſchien zu lächeln, und ſich des neuen Lebens zu freun, in das ſie nun eingetreten war. Ihre Töchter waren um ſie verſammelt; die Schwiegerſöhne gingen ab und zu; und es war rührend zu ſehn, wie ſtill und leiſe Alles war. Sie hatten offenbar die Liebe der guten Mutter geerbt, und ſchon ſo unter ſich vertheilt, daß ſie Jedem ganz zugefallen war. Was ſie an irdiſchen und theilbaren Gütern hinterließ, war ſehr wenig.

Die Kinder kamen ganz ſtill und weich in die Pfarre zurück. Lili lief gleich zum Großvater und ſagte: Nun kömmt die gute Regine nicht mehr zu mir. Sie wird in die Erde geſcharrt. Das iſt ein garſtiges Bett — in der Erde!

Und doch liegt es ſich in keinem ſo ſanft und ruhig, antwortete der Großvater. Wie Viele ſuchen umſonſt den Schlaf auf ſeidenen Flaumenbetten, und quälen ſich lange Jahre, Tag und Nacht, ohne daß ein Arzt ihnen helfen kann. Da kömmt denn der Tod, und bringt ihnen woran ſie ſo lange ſeufzten, und legt ſie ganz ſanft in das letzte kühle Bett. —

O, ſagte Aurora, nach dem Schlafe ſeufze ich nie; der kömmt immer gleich, wenn mich die Mutter zugedeckt hat.

Gibt es denn Leute, Mutterchen, ſagte Lili, die im Bette nicht ſchlafen können?

Die Pfarrin lächelte: Iſt dir das nie begegnet? — Nie, erwiederte die Kleine; ich ſchlafe ja faſt immer ſchon, eh' ich in's Bett komme.

Der verſtorbene Mann unſrer guten Regine, fuhr der Großvater fort, hatte das Unglück, in ſeiner letzten harten Krankheit nicht ſchlafen zu können. Aber wie der ſein Leiden ertrug! — Wie er ſein ganzes Leben hindurch ein rechter Ehrenmann geweſen war, ſo war auch ſeine letzte Krankheit für Alle erbaulich, die ihn darinne ſahn. Ich denke immer mit Freude daran, und bitte Gott, mir auch eine ſolche Faſſung zu geben, wenn die entſcheidende Stunde ſchlägt.

Freudig ſtimmte der Pfarrer und ſeine Frau in das Lob des wackern Ulrich ein, und jedes ihrer Worte war ein Bruchſtück eines Leichenſermons, um den ihn ein König hätte beneiden können. Mathilde erinnerte ſich ſeiner noch, wie er ſie oft auf den Knien geſchaukelt, und wie ſie mit ſeinen weißen Haaren geſpielt, und ſich vor ſeinem großen Barte gefürchtet habe. — Nie-

mand, fuhr der Grosvater fort, trug ſein graues Haar mit mehr Ehre als er. Als er auf die Welt kam, war ſein Vater ein reicher Mann; aber einige Unfälle im Handel, noch mehr aber ſein Hang zur Prahlerey brachte ihn ſo herab, daß, als er aus Gram geſtorben war, kaum ſeine Gläubiger befriedigt werden konnten. Nun lebte die Wittbe mit ihren drey Kindern, von denen Ulrich das jüngſte war, in drückender Armuth, und fand jetzt deſto weniger Hülfe, je mehr ſie vorher ihres Reichthums wegen beneidet worden war. Aber ſtatt, wie wohl andre gethan hätten, ihre Tage zu verjammern und in müſſigem Gram zu verzehren, ſuchte ſie Hülfe bey Gott und ſich, griff rüſtig zur Arbeit, hielt auch ihre Kinder dazu an, und indem ſie ſich Tag und Nacht mit Muth und Klugheit regte, überwand ſie die Noth, in der ſie ihr Mann hinterlaſſen hatte. Alle ihre Kinder erbten den frommen Sinn und die verſtändige Kraft der Mutter, am meiſten das jüngſte. Denn was in reichern Häuſern ſo oft die Kinder verdirbt, die mütterliche Zärtlichkeit, das machte aus dem Ulrich einen tüchtigen Mann. Arm war er freilich ſein Lebelang; auch war ſein Sinn nie auf Reichthum geſtellt, und er hatte oft den Spruch im Munde, daß die, welche reich werden

wollen, in Verſuchung fallen. Darum nahm er auch die Regine zur Frau, die eben ſo arm war als er, ob er gleich gar wohl eine begüterte Frau hätte bekommen können. Wie es ihm immer gehen mochte — und er hat in ſchweren Zeiten gelebt — immer war er frohen Muths, richtete die Niedergedrückten auf und — half ihnen. Geben konnte er freylich nichts, aber mit ſeinen Armen war er immer bereit. Nach dem großen Brande, da es überall an Händen fehlte, und der Winter vor der Thür war, ſah man den alten Ulrich überall, und, weil er Alles mit Verſtand angriff, und den Andern um ſich her auch ſeinen heitern Sinn mitzutheilen wußte, ſo hieß es, in Ulrichs Hand ſey ein rechter Segen, und wo er zugriffe, da thäte Einer ſo viel als Drey. Es war gar ein friſches und frohes Leben in ihm. Nie klagte er um ſich, nie murrte er. Wenn nur die Seinigen das Nothdürftige hatten; er ſelbſt konnte entbehren, ohne daß er von den Opfern, die er brachte, ein Weſen machte. Ich habe nicht leicht einen Mann gekannt, zu dem die Leute ein ſolches Vertrauen hatten, und der ſo wie er Rath zu ſchaffen wußte, wo es Noth that. Wußte ſich Einer in ſeinem Hausweſen nicht zu helfen, ſo eröffnete er dem alten Ulrich ſein Herz; der

legte die Sachen zu recht, zeigte wo es fehlte, und erhielt ſo Manchem Haus und Hof. Wo Unfriede war, trat er ein, und es gelang ihm meiſt, uneinige Geſchwiſter oder Eheleute auszuſöhnen. Zu der Frau ſagte er: Wenn Euer Mann einmal über den Durſt getrunken hat, und er nach Hauſe kömmt, ſo fallt Ihr mit Schelten über ihn her, und macht ihn aus einem Unvernünftigen zu einem Tollen. Wartet bis er den Rauſch ausgeſchlafen hat; dann iſt es Zeit, ihm freundlich zuzureden, und ihn an das zu erinnern, was er Euch und ſeinen Kindern ſchuldig iſt. — Zu dem Manne aber ſagte er: Du trägſt dein Geld in das Wirthshaus, ſtatt es in die Wirthſchaft zu wenden, und während die Frau arbeiten muß, verthuſt du den Erwerb einer Woche in wenigen Stunden, trinkſt dich um deine Vernunft, und zürnſt noch mit deiner Frau, wenn ſie kein freundlich Geſicht dazu macht. Wie? wenn deine Kinder an dir ein Beyſpiel nähmen, und es einſt auch ſo machten? So ſprach er auf beyden Seiten mit Vernunft, und er hat viele Händel geſchlichtet, und mehr als einen Proceß gehindert. Auch war im ganzen Orte niemand ſo hoch geachtet, als der alte

Ulrich, und Ihr wißt noch, wie viele Thränen bey ſeinem Grabe gefloſſen ſind.

Das Leben dieſes Mannes, ſagte der Pfarrer, war recht eine Lobrede auf die Armuth, und zeigte, wie vieles Gute ein Menſch thun kann ohne Geld und Gut. Das was die Reichen thun, meiſt nur um mit der wenigſten Mühe eine vermeintliche Schuld abzukaufen, iſt gar zu oft nur eben eine Hülfe für den Augenblick, und wirkt nicht mehr als ein Regenſchauer, der einem magern, ausgetrockneten Boden oberflächlich benetzt. Das was der Arme eben ſo ſehr als das Geld bedarf, und ohne das ihm das Geld meiſt wenig nützt, iſt eine verſtändige Leitung in der Anwendung und Belebung ſeines geſunknen Muths. Und beydes fand er bey dem alten Manne im reichen Maaß. Er ſelbſt hatte ſich gewöhnt die Armuth als eine Wohlthat des Himmels anzuſehn. Da er in ſeiner Jugend bey reichen Leuten gedient hatte, ſo wußte er nur allzuwohl, wie viele Sorge dieſe um das Zeitliche haben, und wie ſelten ſie dazu kommen, ſich ihrer Güter zu freun. Er hatte geſehen, daß der Reichthum den Geiz gebiert, der die Wurzel alles Uebels iſt, und daß er das Herz verhärtet und verſchließt, ſo daß keine Liebe mehr Eingang darein finden kann.

Manche, die weder von Kindern noch Verwanden etwas wiſſen wollen, und ſich mit der ganzen Welt über das Mein und Dein verfeindet haben, hängen ſich dann oft an ein unvernünftiges Vieh, dem ſie alle Neigung zuwenden. Er erzählte dann von einer reichen Frau, die für die Armen kaum ein Gotthelf Euch hatte, ſondern nur Scheltworte, täglich aber für ihre zwey Katzen Brey und Suppe kochen ließ. In der theuern Zeit, wo ſo viele vor Hunger ſtarben, kam einſt ein armes Weib aus dem Gebirge zu ihr, wo die Noth immer am größten war, blaß wie der Tod, und abgezehrt wie der Hunger ſelbſt. Wie die nun in der Wohnſtube der reichen Frau ſaß, und die Beendigung des Geſchäftes erwartete, um deſſentwillen ſie gekommen war, wurde eben den Katzen ihre warme Mahlzeit aufgetragen; und da die reiche Frau aus der Stube ging, fiel das arme ausgehungerte Weib gierig über die Schüſſel her und aß mit den Katzen. Wie nun die reiche Frau zurückkam und das ſah, da hätte man denken ſollen, das Herz ſey ihr vor Jammer geſprungen, und ſie hätte dem armen Weibe etwas zu Gute gethan. Aber — man wird es kaum glauben, und doch iſt es ſo — ſie fiel mit den niedrigſten Schimpfworten über die Halbverhun-

gerte her, die ſeit langer Zeit kaum täglich eine trockne Rinde magres Haberbrod gehabt hatte, und hielt es ihr als eine Sünde vor, daß ſie dem armen Vieh ſeine Nahrung ſtehle. — Dergleichen Unthaten, pflegte der Alte zu ſagen, ſeyen ihm mehrere vorgekommen, und da Niemand recht wiſſen könne, ob er ſich nicht unter veränderten Umſtänden auch verändern werde, ſo ſey keinem Menſchen zu rathen, daß er ſich Reichthum wünſche. An dem Nothdürftigen fehle es Einem ſelten, und auch bey dem Nothdürftigen ſey bisweilen noch Etwas Ueberflüſſiges, was man ſich, wenn es ſeyn müſſe, abſchneiden könne. Mit einem zufriednen Herzen habe man immer genug. In dieſem Sinne lebte er denn. Wenn er etwas Gutes hatte — es war niemals viel — ſo ermunterte er die Seinigen es mit frohem Herzen zu genießen: Das gibt Euch Gott heute, ſagte er dann; genießt es und ſorgt nicht für den morgenden Tag. Dann ſind wir bey dem Wenigen, das uns ſelten zu Theil wird, vergnügter als die Reichen bey dem Vielen, das ſie täglich haben. — Und ſo lernten ſeine Kinder auch die kleinen Genüſſe ſchätzen; und ſie ehrten ihre Armuth wie ein Erbtheil, das ſie von ihrem Vater empfangen hätten. —

Nach dieſen Geſprächen war nun Niemand unter den Anweſenden, der nicht jene armen und frommen Leute glücklich geprieſen hätte. Chriſtus war auch arm, ſagte Mathilde leiſe zu ihrer Mutter; und auch die Apoſtel waren arm; und es heißt ja in der Bibel: Es iſt leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in den Himmel komme. Es muß alſo ſehr ſchwer ſeyn, Reichthum und Frömmigkeit zu vereinigen. Soll man aber darum Armuth wünſchen. Die Armuth verführt doch auch zu vielem Böſen. —

Allerdings, erwiederte die Mutter; auch arm und fromm zu ſeyn iſt ſchwer. Ueberhaupt iſt es wohl nicht dieſes oder jenes Verhältniß, was die Menſchen gut oder böſe macht, ſondern das Gemüth, das ſie dazu bringen. Ohne Glauben, ohne Güte, ohne Liebe iſt der Arme wie der Reiche höchſt elend. Der Reichere iſt wohl der elendere, weil ihn eine größere Verantwortung drückt; der Arme aber ſcheint es zu ſeyn.

Ein und zwanzigſter Abend.

Unſre Familie war an dem ſchönen Herbſttage größtentheils bey dem fröhlichen Geſchäfte der Obſternte. Nur der Grosvater ſaß mit einem Buche in der Hand auf ſeinem Lehnſtuhle unter den großen Nußbäumen; den Rücken der milde Sonne zugekehrt, und Aurora auf ihrem niedrigen Schemel, ſtrickend zu ſeinen Füſſen. Es war ihr Tag den guten Grosvater zu bedienen, und obgleich ihre Augen mit einiger Sehnſucht an den im Garten beſchäftigten Geſchwiſtern hafteten, blieb ſie doch ſtill und aufmerkſam bey ihrem Geſchäft. Eduard hatte dieſesmal den höchſten Platz; denn er ſaß auf einem Apfelbaume, und holte mit dem Obſtbrecher die rothbäckigen Aepfel aus dem höchſten Gipfel herab, und wenn das Tuch, das ihm am Halſe hing, angefüllt

war, leerte er es in den Korb aus, den ihm die untenſtehende Mutter entgegen hielt. Einen andern Baum, der die ſchwerbelaſteten Zweige bis auf die Erde herabhängen ließ, leerte der Pfarrer ab, und die beyden älteſten Mädchen waren mit Lili bey dem Franzobſt beſchäftigt. Jede Gattung wurde beſonders aufgehoben, und da war denn Jedes unermüdlich ſein Körbchen anzufüllen, und es hin und her laufend in die größern Wannen auszuleeren.

Schon war mit dieſer Emſigkeit des wetteifernden jungen Volks ein Theil der reichen Ernte in das Magazin gebracht, als ein vierſpänniger Wagen um die Ecke raſſelte und an der Gartenthür hielt. Eduard kündigte zuerſt, wie ein Thurm Wärtel, von ſeinem hohen Sitze den Pachter von Ried an; er kenne ihn an ſeinen Belle; es wären auch Frauen dabey. Die Pfarrin eilte an die Thür, die willkommenen Gäſte zu begrüßen, und fand den wackern Pachter ſchon beſchäftigt, ſeiner Frau von dem Leiterwagen zu helfen, auf dem er bequeme Sitze angebracht hatte, und dann ſeine beyden Schwägerinnen. Jede hatte Einen der Drillinge auf dem Arm, von denen wir früher gehört haben, und die Alle recht fröhlich gediehen. Schnell war die Nachricht

von dieſem Beſuche in alle Winkel des Gartens gedrungen; und Alles gerieth in einen fröhlichen Aufruhr. Die Arbeit wurde nun bey Seite geſetzt. Der Pfarrer ſtieg von ſeiner Leiter; Eduard ſchwang ſich von Zweig zu Zweig, bis er an dem niedrigſten mit beyden Arm hing, und dann leicht hinab glitt. Und kaum waren die erſten Begrüßungen vorbey, ſo hatte auch ſchon Jedes der Mädchen ein Kind auf dem Arm, und ſprang damit im Garten herum. Eduard hielt ſich zu den Pferden und half ſie in den Stall ziehn; dann jagte er ſich mit dem klugen Bello, der, bey ſeinem ernſthaften Ausſehn, doch an Kinderlerm und Kinderpoſſen einen ſehr fröhlichen Antheil nahm, im Garten herum.

Der Pachter hatte in der benachbarten Waldung ein Geſchäfte gehabt, um ſich Bauholz zu einem neuen Wirthſchaftsgebäude anweiſen zu laſſen; und benutzte dieſe Gelegenheit, den Freunden in Mainau ſeine kleine Familie zu zeigen. Die Pachterin — die älteſte der drey Schweſtern — war recht ſelig in ihrem Kinderſchatz, und konnte nicht müde werden von den drey Schelmen zu erzählen, die mit ihren großen blauen Augen ſchon recht klug in die Welt ſchauten; und der Pfarrin war das auch gar nicht langweilig. Denn

woran könnte ſich ein mütterliches Herz wohl mehr erfreuen, als an den Ergießungen der unſchuldigen Freude eines Andern? Auſſer den Kindern hatte die Pachterin aber auch ein Körbchen voll herrlicher Muskateller Trauben mitgebracht, die ſie ſelbſt mit großer Sorgfalt am Spalier gezogen und gebrochen hatte: und ſie fühlte ſich ſehr geehrt, da der Grosvater — der ein Kenner iſt — davon genoß und ſie ſehr wohlſchmeckend fand. Auch die Pfarrin trug von ihrem beſten Obſte auf. Die vorzüglichſten Gattungen wurden durchgemuſtert, ihre Herkunft erzählt, ihre Behandlung beſchrieben. Das Geſpräch war, wie es unter Landwirthen zu ſeyn pflegt, zugleich ergötzlich und belehrend.

Während des Redens griff der Pachter in die Taſche, und vermißte ſeine Schreibtafel. Die hab' ich auf dem Holzſchlage gelaſſen, ſagte er. Da gibt es Etwas für meinen Belle. Und nun rief er den Hund, der das Spiel mit den Kindern unverzüglich verließ, und dem Befehle ſeines Herrn ſpringend entgegen kam. Dieſer führte ihn auf den Weg zurück, den ſie gekommen waren, und nachdem er ihm ſeinen Verluſt geſagt hatte, ließ er ihn los. Sogleich ſchoß der Hund, mit der Naſe auf dem Boden, fort, und war

den Nachſchauenden in kurzer Friſt aus den Augen.

Der kleine Vorfall gab dem Geſpräche eine andre Richtung. Die Tugenden des Hundes kamen auf die Bahn, und da die ermüdeten Drillinge jetzt wieder auf den Arm ihrer Wärterinnen zurückgekehrt waren, und ſchlummerten, ſo kann man leicht glauben, daß ſämmtliche Kinder nicht verſäumten, ſich bey der Geſellſchaft einzufinden, und ihren Antheil an dem Geſpräch und an den Trauben zu nehmen. Da erzählte denn der Pachter, wie nützlich ihm der Hund ſey, wie klug und aufmerkſam auf Alles, ſo daß ihm faſt nichts als die Sprache zu fehlen ſchien. Ich könnte, ſagte er, einen Tag lang davon erzählen; aber es kann an Einem Beyſpiel genug ſeyn. Ich hatte einmal einen Freund in Haſtfeld beſucht, zwey Stunden von Ried, und hatte in einer Laube ſitzend, beym Ausziehn der Handſchuh meinen Trauring unvermerkt mit abgezogen. Erſt bey der Rückkehr nach Hauſe bemerkte ich meinen Verluſt, und ſchickte auf der Stelle meinen Bello ab, den verlohrnen Ring wiederzuholen. Es war gegen Abend, und er hätte vor Einbruch der Nacht wieder zurück ſeyn können; aber er blieb die ganze Nacht aus. Ich war in Sorgen um

ihn. Den nächſten Morgen aber kam er mit aufgereektem Kopfe angetrabt mit einem Kinderröckchen in der Schnauze, das ihm, da es bis auf die Erde herabhing, unendliche Mühe machte. Ich wußte nicht, was ich dazu denken ſollte, und indem ich ihm ſeine Bürde abnahm, ſchüttelte ich mit dem Kopfe, und warf das Röckchen unwillig hin. Jetzt erfuhr ich, daß mein Hund klüger war als ich. Er ſah mich erſt mit unverwanden Blicken an, als ob er ſich über meinen Stumpfſinn wunderte, faßte dann das Röckchen wieder mit ſpitzigen Zähnen an, und reichte es mir von neuem hin. Da fiel mir doch ein es durchzuſuchen; und ſiehe da, in einem Täſchchen ſteckte der Ring. Meine Freude konnte jetzt nicht größer ſeyn, als die des Hundes war, der nun nicht aufhören wollte, um mich her zu ſpringen, und da ich ihn lobte und liebkoßte, giemend um meine Füſſe kroch. Die Sache war artig genug. Eines der Kinder hatte den glänzenden Ring in der Laube gefunden und eingeſteckt. Das Kind war ſchon zu Bett gebracht, als der Hund ankam, und das Haus zugeſchloſſen. Er legte ſich alſo auf der Thürſchwelle nieder, und erwartete die Zeit. Als nun am andern Morgen das Haus geöffnet wurde, hatte er ſeinen Auftrag nicht ver-

geſſen, ſondern ſchlich ſich hinein, fand den Weg in die Kammer des ſchlafenden Kindes, bemächtigte ſich ſeines Röckchens und lief davon. Niemand hatte auf ihn geachtet, und erſt als man das Kind anziehn wollte, und dieſes Kleidungsſtück vermißte, erinnerte ſich Jemand, einen Hund auf dem Wege geſehn zu haben, der Etwas, wie einen Lappen, in der Schnautze getragen, und ſich ſehr damit zu plagen geſchienen habe.

Ach, ſagte Eduard, das iſt ja faſt wie die Geſchichte von dem Thaler und dem Handwerksburſchen bey Langbein. — O wie iſt die? fragte Marianne. — Ich will ſie dir heute Abend zu leſen geben, antwortete Eduard; aber ſey nur ſtill; es wird noch mehr erzählt. — Nun kam manche Geſchichte an die Reihe aus alter und neuer Zeit, in denen die Treue des Hundes und ſeine Klugheit durch unverdächtige Zeugniſſe bewährt wurde. — Hat uns nicht der Anzeiger, ſagte die Pfarrin, vor mehrern Jahren von einem Hunde erzählt, der ſeinen Herrn gewöhnlich auf ſeinen Spatziergang nach einem benachbarten Dorfe begleitete? Eines Tages ſagte der Mann zu ſeiner Frau: Wir wollen den Hund heute zu Hauſe laſſen. Es iſt viel Geſellſchaft dort — er

nannte den Ort — und da iſt er uns zur Laſt. Bey der Mittagsmahlzeit wird der Hund vermißt, ob er gleich regelmäßig ſein Futter nach Tiſch bekömmt, und an dieſem Tage noch nicht gefüttert worden war. Man ruft ihn, man pfeift — umſonſt. Jetzt machen ſich ſeine Leute auf den Weg. Und ſieh da, auf der Mitte des Wegs ſpringt ihnen der Hund entgegen, der von dem Vorhaben ſeiner Herrſchaft gehört hatte, und ohne Zweifel den Spaziergang angenehmer fand als die Mahlzeit. Er hatte alſo nicht nur den Sinn der Worte verſtanden, ſondern auch ſeine Maasregeln darnach genommen! —

Der Verwundrung hierüber gab eine Geſchichte, die der Pfarrer erzählte, und die ſich während ſeines Aufenthaltes in Paris zugetragen hatte, neue Nahrung. Zu einem angehenden Wundarzte, erzählte er, kam eines Tages ein junges Mädchen mit einem Spitz auf dem Arm, der von Zeit zu Zeit Töne des empfindlichſten Schmerzes ausſtieß. Verzeihen ſie, ſagte das Mädchen mit Thränen in den Augen, dieſer kleine Hund iſt mit einem Steine geworfen worden, und hat wahrſcheinlich das Bein gebrochen. Man hat mir geſagt, daß Sie ein ſehr guter und freundlicher Herr ſind, und ſo unterſteh ich mich

Sie zu bitten, den Schaden des armen Thiers zu unterſuchen und ihm zu Hülfe zu kommen.

Der Wundarzt war kein Liebhaber von Hunden; aber das Mädchen bat ſo ſchön; es ſchien das verwundete Thier ſo zärtlich zu lieben, und das Hündchen ſelbſt ſah ſo bittend und wehmüthig aus, daß er, ſeiner Abneigung zum Trotz, den Schaden unterſuchte. — Das Bein iſt allerdings gebrochen, ſagte er, aber es iſt zu eilen. Laſſen Sie mir den Hund hier; in vierzehn Tagen oder drey Wochen ſoll er, denk' ich, wieder hergeſtellt ſeyn. — Hierauf wuſch er das gebrochne Bein mit Spiritus, verband es, und legte den kranken Hund auf ein kleines Bett in die Ecke des Zimmers. Täglich wurde er hier von dem artigen Mädchen beſucht, welches die Tochter eines Krämers in der Nachbarſchaft war, und die Freude, die er dann jedesmal zu erkennen gab, und die Begierde, die er zeigte, ihr in ſeinem hülfloſen Zuſtande ſeine Zärtlichkeit zu beweiſen, ſöhnten den Wundarzt mit ſeinem ganzen Geſchlechte aus. Nach Verlauf von drey Wochen war der Kranke wieder hergeſtellt, und kehrte auf dem Arme ſeiner dankbaren Beſitzerin nach Hauſe zurück.

Mehrere Monate mochten ſeitdem verfloſſen ſeyn, und der Arzt dachte nicht mehr an den armen Schelm, als er eines Morgens an ſeine Thür kratzen hört. Er öffnet ſie, und der Spitz ſpringt ihm ſchmeichelnd entgegen. Das war nun nicht zu verwundern. Aber hinter ihm her hinkt auf drey Beinen ein anderes Hündchen, das bey jeder Bewegung jammert. Auch dieſes hatte ein Hinterbein gebrochen und ſuchte Hülfe. Das Ereigniß war merkwürdig. Mein guter Spitz, ſagte der Wundarzt, du biſt nicht nur ein ſehr artiges, ſondern auch ein gutes und kluges Thier. Wer hätte glauben ſollen, daß du in deinem kleinen Kopfe ſo viel Verſtand hätteſt, und ein ſo gutes Gemüth, um einem unglücklichen Freunde in der Noth zu helfen? Komm! du haſt dich bey mir zum Fürſprecher für dein ganzes Geſchlecht erhoben. —

Und nun nahm er auch den andern Hund in die Kur, und war willens ihn zu behalten, wenn ſich ſein Herr nicht melden ſollte. Aber nach Verlauf einiger Wochen, da das kranke Bein ſo weit hergeſtellt war, daß er zur Noth darauf gehen konnte, verſchwand er unverſehns, und ließ ſeinen Retter ungewiß, ob ihn eine natürliche Unbeſtändigkeit oder die Treue gegen ſeinen vorigen Herrn zur Flucht veranlaßt habe. Es

war das Letztere. Denn als der Wundarzt eines Tages in Geſchäften über das Bouleward geht, kömmt ein Hündchen ihm nach, in welchem er ſogleich ſeinen ehemaligen Patienten erkennt, ſpringt an ihm empor und wirft ſich vor ihm nieder, als ob es ihm den Weg verlegen wollte. Dann läuft es ſpornſtreichs zurück, bellt einen wohlgekleideten Herrn an, zieht dieſen am Rock, läuft dann wieder vorwärts, kehrt wieder um, und treibt dieſes Spiel ſo lange, bis ſich ſein Herr dem Wundarzte genähert hat, und Aufklärung über die Sache erhält. Die Dankbarkeit des Hundes blieb nicht ohne Folgen. Der Mann, dem er gehörte, und der einen Werth auf ihn ſetzte, gab dieſer zufälligen Bekanntſchaft Folge, und verſchaffte durch ſeinen Einfluß dem gefälligen Wundarzt eine Stelle bey einem Hoſpital, um die er ſich bisher vergebens bemüht hatte.

Zuletzt gab nun auch noch der Grosvater eine Geſchichte zum Beſten, die leicht die intereſſanteſte ſeyn dürfte, wenn ſie ſchon in Rückſicht auf den Character der Hunde nichts Neues lehrte.

Ein franzöſiſcher Landmann, Lefevre, wenn ich mich recht erinnere, war um des Glaubens Willen aus ſeinem Vaterlande geflohen, und wohnte im nördlichen Amerika, ohnweit der blauen Berge,

auf einem Grundſtücke, das er ſelbſt mit den Seinigen urbar gemacht hatte. Er hatte mehrere Kinder; der Liebling der Eltern aber war das Jüngſte, ein vierjähriger Knabe, Derik genannt. Eines Tags wird Derik vermißt. Man glaubt ihn bey den Nachbarn; man ſchickt überall herum; umſonſt. Die ganze Gegend wird durchſucht; die Nacht bricht ein, und dem ängſtlichen Rufen der Eltern antwortet nichts als der dumpfe Widerhall oder die Stimmen der Thiere im Wald, die ihnen noch nie ſo furchtbar geklungen hatte. Während nun Lefevre mit allen den Seinigen nach dem Liebling ſucht, und ſeine Hoffnung immer tiefer ſinkt, kömmt ein Wilder, Teweſſina, mit Biberfellen beladen, in Lefevres Haus, wo er bekannt war, und ſeine Felle oft abgeſetzt hatte, und hört von einer alten Negerin, die man allein zu Hauſe gelaſſen hatte, den ängſtlichen Vorfall und die Verzweiflung der Eltern. Auf dieſe Nachricht befiehlt Teweſſina der Negerin unverzüglich in's Horn zu ſtoßen, und dadurch ihrem Herrn das Zeichen zur Rückkehr zu geben. Er mache ſich anheiſchig ihm ſein Kind wiederzuſchaffen.

Als nun Lefevre das gegebene Zeichen vernimmt, eilt er athemlos zurück; denn er glaubte

ſchon das Kind habe ſich wieder gefunden. Noch iſt es nicht da, erwiederte der Wilde auf ſein haſtiges Fragen; aber gib mir augenblicklich die Schuh und Strümpfe, die dein Kind zuletzt getragen hat, und ich gebe dir mein Wort, daß ich es wieder finde. — Lefevre zögerte; der Wilde aber ließ nicht nach in ihn zu dringen. Als nun die Schuh und Strümpfe des Knaben herbeygeſchafft waren, ließ Tewessina ſie von ſeinem Hunde beriechen, und führte dieſen dann in einem weiten Kreiſe um das Haus, wie ein Jäger, der ſeinen Hund die Spur eines Wildes ſuchen läßt. Noch hatte er dieſen Kreis nicht ganz vollendet, als der Hund einen Ton von ſich gab, aus dem ſein Herr abnahm, daß er auf der Spur des Kindes ſey. Mit unaufhaltſamer Haſt verfolgte er ſeinen Weg, drang in das Dickicht des Waldes ein, und kehrte nach Verlauf von einer halben Stunde mit einem ſolchen Ausdrucke von Freude zu ſeinem Herrn zurück, daß man an der Entdeckung des Kindes nicht zweifeln konnte. Ob es aber noch lebe, war ungewiß, und man kann leicht denken, daß die Zeit, die bis zur Aufklärung dieſer Ungewißheit verfloß, für die armen Eltern vielleicht noch peinlicher war, als die vorhergehende Angſt. Tewessina folgte jetzt dem Hunde auf das ſchnellſte

nach; die Andern, so gut sie konnten; und er fand den Knaben mitten im Gebüsch, am Fuße eines großen Baumes, von Laufen und Erhitzung erschöpft, und mehr einem Todten als einem Lebenden gleich. Denn da sich das Kind Einmal in den Wald gewagt hatte, hatte es den Rückweg vergebens gesucht, und war in seiner Angst immer tiefer in die Wildniß gekommen.

Teweſſina nahm jetzt das Kind auf den Arm, und flog den bekümmerten Eltern damit entgegen, während der treue Hund mit ausgelaſſener Freude neben her ſprang. Das Glück der Eltern denkt ſich wohl Jeder, als ſie von Fern ſahen, daß der ermattete Knabe die Arme nach ihnen ausſtreckte. Ihr Dank hatte kein Ende. Auch der Hund empfing ſeinen Antheil; aber dieſer verkroch ſich zwiſchen die Beine ſeines Herrn, und ſchien wie beſchämt über alle die Dankbarkeit, die man ihm bewieß.

Das was nun noch weiter folgte, wird Euch auch erfreun, fuhr der Grosvater fort, wenn es auch gleich nicht zu unſrer Materie gehört. Sobald die Nachricht von dem wiedergefundenen Kinde in der Nachbarſchaft erſcholl, ſtrömte Alles herbey — denn Lefevre und ſeine Familie war bey Jedermann beliebt — und das

Haus, ſo geräumig es auch war, konnte doch kaum die Menge der Ankommenden faſſen. Das dauerte die ganze Nacht, und es war wie ein großes Feſt; denn Niemand ging unbewirthet weg; und während dieſer ganzen Zeit ließ die Mutter das Kind nicht von dem Schoos. Der gute Wilde aber hatte ſich in eine Scheune verſteckt — denn das Geräuſch ſo vieler Menſchen, und die Aufmerkſamkeit, die man ihm bewieß, war ihm zur Laſt, und es koſtete Mühe, ihn wieder hervorzubringen, nachdem ſich der größte Theil der Gäſte verlohren hatte. Hierauf verſammelte Lefevre alle die Seinigen, und wer ſonſt noch zugegen war, umarmte ſeinen Wohlthäter vor ihren Augen, und erklärte ihn, nach den Gebräuchen der Wilden, für ſeinen Bruder.

„Wenn du einſt alt biſt, ſetzte er hinzu, und deine Füſſe das flüchtige Wild nicht mehr einholen, dein Arm den Bogen nicht mehr ſpannen kann, ſo komm hierher ich will dir eine Hütte bauen, in der du nach deiner Weiſe leben kannſt, während ich für dich ſorge. Haſt du je Urſache zu Thränen, ſo will ich ſie dir trocknen, wie du die Meinigen getrocknet haſt. Auch dein getreuer Hund ſoll meine Pflege genießen, wenn er alt wird; ich will ihm Futter und Ruhe geben,

wen • er dir nicht mehr folgen kann.“ — Dann ſetzte er hinzu, indem er den Wilden bey der Hand nahm: „Seht hier, Nachbarn und Freunde, meinen Bruder! Der Nahme, den mein Kind bisher führte, ſoll von nun an vergeſſen ſeyn. Es ſoll künftig, wie ſein Oheim und Retter Teweſſina heißen.“

Alle Anweſenden gaben dieſem neuen Bunde ihren Beyfall. Während aber Jeder ſeinen Gefühlen freyen Lauf ließ, ſaß Teweſſina ſtill, und ſah, mit der rauchenden Pfeife im Munde, ſtumm vor ſich hin, wie die Wilden zu thun pflegen, wenn ſie in ihren Verſammlungen ſprechen wollen. Nachdem er ſich nun gehörig geſammelt hatte, bekräftigte er nach der Sitte ſeines Landes den angebotnen Bund; und ſagte: „Mein Bruder, ich habe nichts für dich gethan, was du nicht auch für mich gethan hätteſt. Es war der Wille des guten Geiſtes, der über uns wacht, daß ich zur rechten Zeit in dein Haus kam, um dir zu helfen. Biſt du glücklich, ſo bin ich es auch; freueſt du dich, ſo freue ich mich nicht weniger. — Wenn du zu unſern Hütten kömmſt, ſo ſollſt du in keiner andern wohnen, als in der Meinigen; mein Feuer ſoll das deinige ſeyn, du ſollſt auf meiner Bärenhaut ruhen, und an keines andern Seite

ſchlafen, als an der Seite deines Bruders Teweſſina.“

Von dieſer Zeit an führte der kleine Derik den Nahmen ſeines Retters; und als dieſer geſtorben war, begab er ſich nach ſeiner Wohnung, und nahm eines der Kinder des Verſtorbenen, das auch den Nahmen Teweſſina führte, zum Bruder an. So dauerte dieſes Bündniß der Dankbarkeit noch lange fort, und oft kam der junge Wilde über die blauen Berge ſeinen Bruder zu beſuchen, der ihn nie unbeſchenkt entließ, und auch von ihm kleine Gaben empfing, ſo wie ein Wilder ſie reichen kann. —

Das war eine ſchöne Geſchichte, ſagte Marianne. Aber ich hätte nie geglaubt, daß wilde Männer ſo gut und freundlich ſeyn könnten. Sie werden auch wohl nicht alle ſo hülfreich ſeyn, wie der wackre Teweſſina war.

Wir nennen ſie Wilde, ſagte der Pfarrer, indem er ſich der Worte eines klugen und der amerikaniſchen Sitten kundigen Mannes, Franklins, bediente, weil ihre Sitten von den unſrigen abweichen. Sie haben aber auch ihre Geſittung, ſo gut als wir, und leben nach ihr in guter Ordnung, mit Anſtand und ſelbſt mit Höflichkeit. Wenn man bedenkt, wie viel bey uns

nöthig iſt, um das öffentliche Weſen zuſammen zu halten, das Eigenthum zu ſchützen, Gewalt abzuwehren; wie viele Geſetze, wie viele Obrigkeiten wir dazu brauchen, und wie doch durch alle dieſe Mittel, denen noch überdieß die Religion zu Hülfe kömmt, nicht einmal große Verbrechen verhindert werden können, ſo müſſen wir dieſe ſogenannten Wilden bewundern, bey denen die geſunde Vernunft und das Herkommen die Stelle der Geſetze vertritt, und die Beredſamkeit das einzige Mittel der Regierungskunſt iſt. Bey dieſer Art zu ſeyn befinden ſie ſich in ihren kleinen Staaten ſo wohl, daß ſie ihre Lebensart um keinen Preiß mit der Lebensweiſe der Europäer vertauſchen würden.

Der Pachter nickte lächelnd. Die Frauen gaben Zeichen ihrer Verwundrung. Das iſt ganz anders, ſagten ſie, als man es ſich gewöhnlich denkt.

Ich erinnere mich hiebey, ſagte der Grosvater, eines Vorfalls, aus dem die Geſinnungen dieſer Indianer ſehr deutlich hervorleuchten. Die Regierung von Virginien hatte einſtmals mit einigen wilden Nationen einen Vertrag geſchloſſen. Nachdem die Hauptſache auf's Reine gebracht war, erklärten die Abgeordneten der Provinz,

daß ſie in einer ihrer Städte eine Unterrichts-Anſtalt für junge Indianer errichtet hätten, und wenn die Häupter der wilden Nationen ihre Kinder in dieſe Schule ſchicken wollten, ſo würde die Regierung, zum Zeichen ihres beſondern Wohlwollens, ſie unentgeltlich in allen Künſten der Weiſſen unterrichten laſſen. Nun pflegen die Wilden nie auf irgend einen Vorſchlag ihren Entſchluß ſogleich von ſich zu geben, damit es nicht ſcheine, als ob ſie ihn nicht hinlänglicher Achtung würdigten; und ſo erbaten ſich auch dieſe Bedenkzeit bis zum folgenden Tag. Als ſie ſich nun wieder verſammelt hatten, dankte der Redner der Wilden den Virginiſchen Abgeordneten mit tiefer Rührung für das Wohlwollen, das aus ihrem Anerbieten hervorleuchte. Es iſt uns nicht unbekannt, ſagte er zuletzt, was für einen hohen Werth Ihr auf jene Künſte legt, und daß es Eure aufrichtige Meinung iſt, uns eine Wohlthat zu erzeigen, wenn Ihr unſre Kinder auf Eure Koſten darin unterrichten laſſen wollt. Erlaubt uns indeß, dieſe Wohlthat abzulehnen. Nicht jedem Volke ſteht daſſelbe an, und wir haben die Erfahrung gemacht, daß Eure Erziehung nicht für unſre Lebensart taugt. Schon in früherer Zeit ſind einige Kinder unſers Stammes bey den

Weißen unterrichtet werden. Als ſie aber zurückkamen, hatten ſie verlernt ſich in unſre Weiſe zu ſchicken. Sie konnten keine tüchtige Hütte bauen, auch das Wild nicht verfolgen, und den Bogen ſpannen. Kälte und Hunger zu ertragen, wie dem Jäger geziemt, hatten ſie verlernt, und da ſie auch ihre Sprache nicht geübt hatten, waren ſie zu Rathgebern eben nicht tauglicher, als zur Jagd und zum Krieg. Kurz, ſie waren zu nichts mehr gut. Um Euch nun aber unſere Dankbarkeit zu erkennen zu geben, erbieten wir uns auf gleiche Weiſe, wenn Ihr uns einige Eurer Söhne zuſchicken wollt, ſie in Allem, was wir können und verſtehn, zu unterrichten, und Männer aus ihnen zu machen. —

Herrlich, herrlich, ſagte die Pfarrin. Ich wundre mich nun nicht mehr, daß manche Europäer, die zufällig unter die Wilden gerathen waren, ein ſolches Wohlgefallen an ihrer Lebensweiſe fanden, daß ſie ganz einheimiſch unter ihnen wurden, und nicht mehr in ihr Vaterland zurückkehren mochten.

Du haſt ſchon Recht, erwiederte der Pfarrer, dieſen braven Wilden deine Gunſt zu ſchenken. Sie halten ihre Frauen auch in Ehren, und geben ihnen ſelbſt an ihrer Staatsverwaltung einen

bedeutenden Antheil. Da ſie weder leſen noch ſchreiben können, ſo ſind die Frauen das Gedächtniß und das Archiv des Volks.

Wie ſo? fragte die Pfarrin.

Bey ihren öffentlichen Berathungen, wo es immer ſehr ordentlich und verſtändig hergeht, dürfen die Frauen niemals fehlen. Sie ſtehen hinter dem Kreiſe der Männer, bemerken Alles was vorgeht, prägen es ihrem Gedächtniſſe ein, und ſagen es ihren Kindern wieder. Dieſes geſchieht mit einer ſolchen Gewiſſenhaftigkeit und Treue, daß ihre Ueberlieferung der älteſten Verträge mit dem, was die Weißen darüber aufgeſchrieben haben, in der vollkommenſten Uebereinſtimmung iſt. So geſchieht es denn auch, daß Niemand unter ihnen mit den öffentlichen Angelegenheiten des Volkes unbekannt iſt, während bey uns, die wir uns ſo viel dünken, oft der Gelehrteſte keine Rechenſchaft von der Einrichtung ſeines Vaterlandes zu geben weiß

Ich denke, ſagte der Pachter, das iſt Alles ungemein klug eingerichtet. Das Gedächtniß der Frauen ſo zu brauchen, die von dem, was ſie merken wollen, gewiß nichts vergeſſen, und ſich dadurch aller der endloſen Schreiberey zu über-

heben, die in unſern Ländern ſo viele tauſend Hände beſchäftigt — das gefällt mir ungemein. —

In dieſem Augenblicke kratzte etwas an der Gartenthür, und da man ſie öffnete, ſprang Bello mit der vermißten Schreibtafel in der Schnauze zu ſeinem Herrn. Alle lobten ihn; er aber ſah keuchend nur auf ſeinen Herrn, und hätte gern noch Etwas geholt. — Es war unterdeſſen ſpät geworden. Der Leiterwagen wurde wieder angeſpannt. Die drey Schweſtern nahmen ihre Sitze wieder ein. Der Pachter aber, der ungewöhnlich heiter geworden war, ſchwang ſich jetzt ſelbſt auf den Sattelgaul und ließ ſeinen Knecht zu Fuß gehn. Raſch zogen die ſchnaubenden Pferde an; der Wagen flog den Weg hinab, und bald verdeckte ihn eine Wolke von Staub den Blicken der Nachſehenden.

Zwey und zwanzigster Abend.

Die Pfarrin war etwas länger als gewöhnlich ausgeblieben. Als ſie in die Stube trat, mit Mariannen an der Hand, konnte man ſehn, daß ſie geweint hatte; doch war in ihren Minen eine große Heiterkeit, und Marianne ſah auch ſehr froh aus, und küßte die Hand ihrer Mutter einmal über das andre. Lili hing ihr am Rocke und trippelte hinterdrein. — Was iſt dir, Malchen? ſagte der Pfarrer, und legte das Buch, aus dem er vorleſen wollte, auf die Knie. Was iſt dir begegnet, Malchen? fragte er noch Einmal.

Etwas, antwortete die gute Pfarrin, wovon ich wünſchte, daß es mir alle Tage begegnete. Ich habe eine große Freude getheilt. Die gute Anna aus Marisfeld war eben bey mir, mit

ihrem jüngſten Kinde, und erzählte mir das Glück, das ihr widerfahren iſt, und weinte ſo herzlich dazu, daß ich nicht umhin konnte, ihr Geſellſchaft zu leiſten.

Und was war das für ein Glück? ſagte der Grosvater. Laß uns das auch wiſſen und gönne uns einen Antheil an deiner Freude.

Die Pfarrin ſah bey dieſer Aufforderung noch froher aus als vorher, und überaus anmuthig. Denn es iſt nichts, was hübſchen Leuten ſo gut ſteht, als die Freude, zumal eine reine und unſchuldige; und ſie andern mitzutheilen, iſt auch ein Feſt. Sie war alſo gleich mit ihrer Erzählung bereit.

Heute vor fünf Jahren, ſagte ſie, wurde die gute Anna mit ihrem Manne getraut. Sie war das hübſcheſte Mädchen im Dorfe, vielleicht auch in der ganzen Gegend, aber in die Wirthſchaft brachte ſie nicht vielmehr als ein Paar geſunde Arme und ein frohes Gemüth; und ihres Mannes Reichthum war eben nicht mehr. Da mußten ſie es ſich nun freylich ſauer werden laſſen, und da das Brod ſo theuer wurde, und ein Kind nach dem andern kam, wurde ihnen der Haushalt immer ſchwerer. Das ſchlimmſte war, daß ihre Mutter vor Alter hinfällig wurde, und ſich

endlich gar legen mußte, ſo daß der Wirthſchaft nicht nur zwey Hände abgingen, ſondern auch die Tochter Vieles verſäumte, um ihrer armen alten Mutter Hülfe zu leiſten. So kam es, daß ſie ſich oft das Nothwendigſte entziehn mußte. Doch machte ſie dabey immer ein frohes Geſicht, damit nur ihr Mann nicht merkte, daß ihr etwas abgehe und ſich darüber grämte, was ihr ſchmerzlicher geweſen wäre, als ihre eigene Noth.

Nun ſeht, wie der liebe Gott für die guten Leute geſorgt hat. Vor einem Vierteljahre etwa fährt der Mann einige Schock Reiſig-Wellen nach der Stadt, und findet unterwegs einen Beutel mit Geld. Es war noch früh am Tage; nur ein einziger Reiter war des Wegs gekommen; der mochte ihn verlohren haben. Im Thore fragt er alſo, wer der Reiter geweſen, und wird zurecht gewieſen. Da findet ſich denn auch bald, daß der Beutel wirklich dieſem Reuter gehörte, und daß dieſer ſeinen Verluſt nicht Einmal bemerkt hatte. Da es nicht eben oft vorkömmt, daß gefundenes Geld wieder zurückgegeben wird, zumal wenn es niemand zurück fordert, ſo freute ſich der Mann über die Ehrlichkeit des Bauern, und wollte ihm eine Belohnung geben. Das hätte aber Valentin faſt übel genommen. Dafür nehm'

ich keinen Lohn, ſagte er: wenn Ihnen aber meine Wellen anſtehn, ſo wäre es mir lieb, Sie kauften ſie, damit ich nicht lange herumfahren muß. — Der Handel wurde geſchloſſen, und der Mann machte mit ihm aus, daß er ihm wöchentlich das Holz zufahren ſollte, das er für ſein Haus gebrauchte. Und mit dieſem Handel war Valentin vollkommen zufrieden; an das gefundene Geld aber dachte er nicht mehr.

Nach einiger Zeit, als er auch ſein Holz abgeliefert und die Bezahlung dafür erhalten hatte, ruft ihn der Herr zurück, gibt ihm ein Lotterie-Loos, und ſagt: ſie haben mir das Loos unverlangt geſchickt; ich ſelbſt ſpiele nie, aber ich hab' es für dich behalten. Vielleicht bringt es dir Glück. Gewinnt es Etwas, ſo iſt der Gewinn dein; fällt es durch — nun ſo iſt's auch kein Unglück.

Valentin nimmt das Loos, ſteckt es ein und denkt nicht weiter daran. Geſtern kömmt er nun wieder in die Stadt, und wie gewöhnlich zu ſeinem Kunden. Haſt du dein Lotterie-Loos noch? fragte dieſer. Valentin fuhr mit der Hand in den Schubſack, in den er es hengeſteckt hatte, zog es ganz zerknüllt heraus und ſagte: Da iſt es, wenn Sie's wieder haben wollen. Ich habe noch nichts damit gewonnen. — Das glaub' ich wohl,

ſagte der Herr lächelnd; aber laß ſehn! — Und nun hielt er das Loos mit der Ziehungs-Liſte zuſammen, die auf dem Tiſche aufgeſchlagen lag, und hielt den Finger auf die Nummer. Valentin las: 100 Thaler! Was das aber bedeutete, wußte er nicht. Da es ihm nun der Herr erklärte, daß er hundert Thaler gewonnen habe, wollte er es erſt gar nicht glauben; dann ſtand er ſtumm und beſtürzt; endlich aber that er einen Sprung und ſagte, als wenn ſeine Frau dabey ſtände: Anna, wir ſind reiche Leute! Wir haben hundert Thaler! Gott ſey gelobt! — Und dabey kamen ihm die Thränen in die Augen, und er ergriff die Hand ſeines Wohlthäters, ſchüttelte ſie, und konnte für ſeinen Dank keine Worte finden. Um nun ſeine Freude vollkommen zu machen, zahlte ihm der Herr gleich die hundert Thaler für das Loos aus, und Valentin fuhr mit ſeinem Schatze ſpornſtreichs zurück, und wäre noch ſchneller gefahren, wenn er nicht immer in die Taſche hätte greifen müſſen, um ſich zu überzeugen, daß ſein Glück kein Traum ſey.

Sein einziger Gedanke auf dem ganzen Wege war, wie er ſagte, ſeine Frau und die Freude, die ſie haben müßte. Auf einmal fiel ihm ein, daß dieß eben vor fünf Jahren der Vorabend ſeiner

Hochzeit geweſen, und dieſe Erinnerung machte ihn ganz weich; ſo daß er ſeinen Schubkarrn niederſetzte, die Mütze abnahm, und Gott unter freyem Himmel für die große Wohlthat, die er ihm gerad an dem Tage erzeige, dankte. — Er hatte es ſeiner Frau Alles wieder erzählt, und hinzugeſetzt, es ſey ihm nur geweſen, als ob er nicht genug danken könnte. — Nun dachte er weiter: Vor fünf Jahren war ich nur ſo ein armer Tropf. Kaum der Rock war mein, in dem ich mich trauen ließ. Ein Tiſch und zwey Stühle in der Stube, und ein Bett in der Kammer, das war alle unſre Habe in dem kleinen Häuschen; nun iſt doch noch eines und das andre Stück dazu geſchafft, und die drey Kinder hab' ich auch, und nun den großen Reichthum, womit wir uns einrichten können. — Das ſoll morgen ein froher Sonntag werden! — Mit dieſen Gedanken kam er an das Wirthshaus, hielt an, kaufte für jedes ſeiner Kinder einen Wecken, und ein Nöſel Wein für die alte kranke Schwiegermutter, die auch noch einen guten Tag haben ſollte.

Wie er nun nach Hauſe kam, früher als gewöhnlich, war es ihm nicht recht, daß ſeine Anna auf dem Felde war. Er küßte alſo nur ſeine Kinder einmal ab, ließ dann Alles ſtehn und

liegen, und lief ſpornſtreichs auf das Feld; und wer ihn ſo laufen ſah, hätte meinen ſollen, es wäre ihm ein großes Unglück widerfahren, wo gegen er Hülfe ſuchte. Die Frau ſchnitt auf dem Acker mit Andern. Da er ſie anſichtig wurde, und er an Alles zuſammen dachte, an ihre Armuth und ihren Reichthum, an die ſchwere Arbeit, die ſie eben mit ſo großer Emſigkeit verrichtete, und an die Freude, die er zu ihrem Hochzeittage für ſie in Bereitſchaft hatte, an ihre große Liebe endlich und ihren Kummer, den ſie ihn mit aller Mühe doch nicht ganz hatte verbergen können, da wollte ihm faſt das Herz vor Wehmuth ſpringen, und er konnte ihr vor den Leuten nichts ſagen. Nur ſoviel konnte er herausbringen, daß ſie nach Hauſe gehn ſollte, um dem kleinen Kinde zu trinken zu geben. Dabey nahm er ihr die Senſe aus der Hand, ſtellte ſich in die Reihe, und ſchnitt tapfer darauf zu. Sprechen aber that er kein Wort, was die Andern Wunder nahm; denn es war gegen ſeinen Gebrauch.

Wie nun die Frau nach Hauſe kam, ſah ſie zuerſt nach den Kindern, und da hier Alles in Ordnung war, auch nach ihrer Mutter. Die aber ſagte: Was hat nur der Valentin? Der ſah ganz anders aus wie ſonſt, und gab auf nichts

eine rechte Antwort. Ich denke, es muß ihm etwas Beſonderes begegnet ſeyn. — Der Anna war er auch wunderlich vorgekommen. Als ſie aber in die Küche kam, und die drey Wecken liegen ſah, und das Rèſel Wein dabey, wunderte ſie ſich noch mehr, und konnte nicht denken, was das bedeuten ſollte, und die Zeit wurde ihr lang bis zum Abend. Endlich läutete es zum Feyerabend; und nun ſtellte ſich die Frau mit dem kleinſten Kinde auf die Schwelle an die Thür, und ſah ihrem Manne entgegen. Der ließ ſich denn auch nicht lange erwarten, ſondern war flink vor allen andern Schnittern voraus. Und wie er ſo munter, mit ſeiner Senſe auf der Schulter, einherſchritt, und ſeiner Frau von Fern ſchon zunickte, lachte ihr das Herz vor Freuden, und ſie dachte bey ſich: dein Valentin iſt doch der feinſte Mann im ganzen Ort, und wenn er den ganzen Tag gearbeitet hat, iſt er doch am Abend noch wacker. —

Als er nun jetzt zu ihr kam, faßte er ſie bey der Hand, und zog ſie in das Haus, und wollte nun anfangen zu erzählen. Er hatte aber kaum die erſten Worte geſprochen: Was wirſt du nur ſagen, Anna — —? Was glaubſt du nur, Anna? — ſo fing er an ſo gewaltig zu weinen,

daß er nicht weiter konnte. Die Frau erſchrack, frägte, wunderte ſich — Valentin, lieber Valentin, was haſt du nur in aller Welt? — Da zog er ſie zu der Lade; in die er das Geld verſchloſſen hatte, öffnete ſie, nahm den Beutel heraus, und ſchüttete, ohne ein Wort zu ſprechen, die blanken Thaler auf den Tiſch. Da war die Frau noch mehr beſtürzt, und ſchlug die Hände zuſammen, und rief: Um Gotteswillen, Valentin, wie biſt du zu dem Gelde gekommen? — Denn ſie konnte nicht anders denken, als er hätte es auf eine unredliche Weiſe gewonnen. — Da faßte er nun ihre beyden Hände mit den ſeinigen, und ſagte: Ja, Anne, das iſt alles unſer. Das hat uns der liebe Gott zu unſerm Hochzeittage beſcheert, der morgen iſt. — Und nun erzählte er ihr alles umſtändlich, wie es gegangen war; und beyde liefen nun an das Bett der alten Schwiegermutter, und erzählten es ihr noch Einmal, und zeigten ihr das Geld. — Und nun, ſagte Anne, kaufen wir uns von dem Segen eine Kuh, was ſchon längſt mein größter Wunſch war, und ſtellen auch eine Ziege dazu für die Kinder: und für das übrige will Valentin das Wieſenſtück am Bache kaufen, das eben feil iſt. — Morgen aber, ſetzte er hinzu, machen wir uns einen guten Tag.

Schlachte nur immer ein Huhn, und ſteck es in den Topf, damit wir ein gutes Eſſen haben, wenn wir aus der Kirche kommen; und für die Kinder hole einen Napf voll Milch beym Verwalter, und gib ihnen die Wecken dazu, die ich mitgebracht habe; und die alte Mutter trinkt auf unſre Geſundheit ein Glas Wein. — So iſt es denn nun auch heute geſchehn, ſagte Anna, und ich bin nur eben herüber gelaufen, um Ihnen unſer Glück zu erzählen. Denn gewiß gibt es jetzt keine glücklichern Menſchen auf der Welt als uns. — —

Die Erzählung der Pfarrin wurde von Allen mit Theilnahme gehört, und ſie kamen überein, daß eine ſo innige Freude rechtſchaffner Menſchen bey weitem das Köſtlichſte ſey, was man ſich denken könne. — Wie wenig iſt doch, ſagte die Pfarrin, was arme Menſchen glücklich machen kann! Eine Kuh im Stall, ein Stückchen Wieſe am Bach — das iſt ihnen ein Königreich; und wenn künftig das gute Weib ſeine Kuh und ſeine Ziege melkt, oder das Gras auf der Wieſe ſchneidet, denkt es gewiß jedesmal an den frohen Tag, wo ihm Gott zu den großen Schätzen geholfen hat. Reichen Leuten, die immer Feſttage haben, wird eine ſolche Freude nicht leicht zu Theil.

Die Meiſten haben auch viel mehr Noth, und eine freie Stunde wäre ihnen wohl zu gönnen.

Es kömmt wohl Alles auf den Sinn an, mit dem man lebt, ſagte der Großvater. Gottes Thau und Regen fällt auf den ſteinigen Acker, wie auf den lockern; aber der ſteinige treibt nur kummervolle Halme, während der gute über und über grünt. In einem unreinen Faſſe wird der beſte Wein ſauer, und die ſüßeſte Speiſe ſchmeckt dem Kranken bitter. Einem harten, liebloſen, eigenſüchtigen Menſchen — er mag zu einem Stande gehören, zu welchem er will, er mag reich oder arm ſeyn — gedeiht nichts von dem, was das Glück ihm zuwirft; die Freude tritt nicht in ſein Haus, und kehrt an der Thür wieder um. Mitten im Wohlleben iſt dann ſolchen Menſchen doch nicht wohl; ſie gehen tiefſinnig umher, und klagen über das armſelige Leben, oder auch über den Himmel, der ihnen keine Freude gönnt. Dagegen iſt ein tüchtiger und frommer Menſch faſt immer froh. Wenn er in Noth und Bedrängniß iſt, ſo weiß er, wo er Hülfe zu ſuchen hat, und das kleinſte Glück richtet ihn auf; denn er ſieht es als ein Geſchenk des Himmels an. Glaubt mir, die Freude blüht überall, wo ſie einen guten Boden findet.

Aber dieß hängt vielleicht nicht von uns ab, ſagte Mathilde.

Wenn du dein Haus rein hälſt, erwiederte der Grosvater, ſo haſt du reine Luft darinn. Gäteſt du auf deinem Beete das Unkraut aus, ſo wächſt dein Kohl luſtig auf. Scheuerſt du deine Fenſterſcheiben blank, ſo ſcheint dir die Sonne hell in die Stube. — Denke hierüber nach, Kind, und du wirſt die Antwort auf deine Frage finden.

Drey und zwanzigster Abend.

Die heitern Herbſttage mahnten freundlich an das Verſprechen, das die Mainauer Familie dem wackern Pachter von Ried gegeben hatte, ihn mit ihrem Beſuche zu erfreuen, und einen Tag auf ſeiner Pachtung zuzubringen. Daß die Kinder auch fleißig an dieſes Verſprechen erinnerten, verſteht ſich von ſelbſt. Jetzt war der Tag beſtimmt, der Pachter benachrichtigt, und alles Erforderliche in Bereitſchaft geſetzt. Die Kinder verſprachen ſich etwas Großes. Jedes von ihnen freute ſich erſtlich auf Alles, und dann noch auf etwas Beſonderes. Eduard auf die Pferde, die ältern Mädchen auf die Drillinge, und Lili auf die Lämmer. Vergeßt nur nicht, mich zu wecken, ſagte Lili, nachdem ſie ſich ſchon in ihr Bettchen eingegraben hatte, und wiederholte dieſe

Bitte bey jedem ihrer Geſchwiſter einzeln; aber erſt als ihr die Mutter verſprach, dafür zu ſorgen, daß ſie auch mitkäme, legte ſie ihr blondes Köpfchen auf die Arme, und ſchlief flugs und fröhlich ein.

Am folgenden Morgen war ſchon vor Sonnenaufgang Alles in der Pfarre auf den Beinen und in der munterſten Bewegung. Das Frühſtück wurde eilig und kaum zur Hälfte verzehrt; und als der Pfarrer Hut und Stock nahm, und das Zeichen zum Aufbruch geben wollte, fand er alle ſeine Begleiter vor der Hausthür und auf dem Wege, den ſie Verſuchsweiſe hin und her gingen. Den Vater begleiteten die ältern Töchter und Eduard; Aurora und Lili aber erwarteten mit Ungedult den Wagen, den der Thalkirchner Poſthalter ſchicken ſollte, um den Grosvater und die Pfarrin an Ort und Stelle zu bringen. Freylich wären ſie lieber mit den ältern Geſchwiſtern gegangen, weil dieſe früher aufbrachen; als ſie aber erſt in dem Wagen ſaßen, und der Kutſcher die Peitſche über den ſtattlichen Rappen ſchwang, und Bäume, Häuſer und Felder neben ihnen vorbeiflogen, da jubelten ſie, und freuten ſich, daß es ſo ſchnell ging. Kurz vor Ried holten ſie die Fußgänger

ein, die rüſtig zugeſchritten waren. Der Wagen mußte halten, und Alle begrüßten ſich mit einer Freude, als ob ſie ſich wer weiß wie lange nicht geſehen hätten. Die im Wagen Sitzenden reichten die Hände hinaus, die Auſſenſtehenden hinein. Es war ein gewaltiger Jubel. Eduard ſchwang ſich neben den Kutſcher auf den Bock; Aurora und Lili aber waren nicht mehr im Wagen zu halten, und erzählten, an den Händen des Vaters hängend, von den Merkwürdigkeiten der Reiſe, den vielen vielen Schaafen, und den vielen vielen Kühen, die ſie geſehn, und wie der Spitz die Gänſe herumgejagt, und wie der Hirt nach ihm geworfen habe. Der Vater konnte nicht umhin an allen den merkwürdigen Ereigniſſen Theil zu nehmen, und wunderte ſich über Alles, zur großen Freude der Kinder.

Jetzt ſchauten die rothen Dächer von Ried über die buſchigen Nußbäume herüber, und Mariannens helle Augen bemerkten zuerſt ein prächtiges Storchneſt, das dort ſeit undenklicher Zeit auf dem Kirchdache liegt; wer in Ried geweſen iſt, kennt es. Seine ältern Inſaſſen waren erſt nicht zu ſehn; aber zwey junge Störche ſtanden darauf, und ſprangen von Zeit zu Zeit auf ihren rothen Beinen kerzgerade in die Höhe, nicht

anders als ob ſie tanzten. Das war wieder ein Feſt. Und während ſie noch hinſahen, kamen auch die Alten herbey, zogen ein Paarmal im Kreiſe um ihren Thron, und ließen ſich dann mit Anſtand darauf nieder. Die Jungen begrüßten ſie mit klappernden Schnäbeln; die Alten erwiederten es, und in Kurzem war die Unterhaltung auf dem Neſte allgemein. Was ſie ſagten, wußte man freylich nicht; aber unter einander werden ſie ſich ſchon verſtanden haben.

Auf dem Pachtgute wurden die Ankommenden mit großer Herzlichkeit empfangen. Die Kinder ließen ſich nicht lange in der Stube und beym Frühſtück halten, ſondern zerſtreuten ſich auf den Hof, in die Ställe und in den Garten. Zwey Füllen, die frey auf dem Hofe lieſen, und wunderbare Sprünge machten, und ein zahmer Rabe, der gravitätiſch unter den Hühnern umherſpazierte, wurden beſonders geſchätzt. Und daß der Spitz des Kutſchers, der mit allem Geflügel in offner Fehde lebte, die welſchen Hühner neckte, und dieſe, wie ein wohlgeordneter Heerhaufen, mit lang vorgeſtreckten Hälſen von allen Seiten zugleich auf ihn eindrangen, ſo daß er ſich endlich auf den Bock des Wagens

flüchten mußte — das war auch ein Feſt, das man nicht alle Tage hat.

Nach dem Frühſtücke machte der Pachter mit ſeinen Gäſten einen Spatziergang durch den Garten und auf den Wieſen umher, während die Frauen die Küche beſchickten. Die Mädchen hatten ſich der Drillinge bemächtigt, die recht friſch und rund waren, und liefen mit ihnen umher. Eduard trabte neben dem Vater her, und hörte den öconomiſchen Geſprächen zu. Der Grosvater endlich hatte mit der Mutter der Pachterin Platz in der großen Laube genommen, und ging mit ihr die alten Zeiten durch. Jedes war nach ſeiner Weiſe ſeelenvergnügt; und der Himmel, der wie ein reiner Kryſtall über der Erde lag, ſchaute auf ein ganzes Völkchen glücklicher Menſchen herab, deren Heiterkeit ſo rein war, wie er ſelbſt.

Der Mittag kam ſchnell heran, und da den Gäſten freygeſtellt wurde, ob ſie im Hauſe oder im Garten eſſen wollten, wurde der Garten einſtimmig vorgezogen. Da war es nun wieder erfreulich, wie es bald um den Tiſch auch von ungebetenen Gäſten wimmelte. Die Hühner waren die kühnſten, und ſie fragten nichts darnach, daß eben auf dem Tiſche einige aus ihrer Heerde zerlegt und gegeſſen wurden; etwas weiter entfernt

hielten ſich die Tauben; die meiſte Freude aber machte den Mädchen ein Paar Grasmücken, die von den nächſten Zweigen neugierig herabſahen, und immer näher und näher kamen. Bis auf den Tiſch aber waren ſie mit aller Mühe nicht zu locken. Endlich — und das war wohl der größte Spaß — drängten ſich auch zwey kleine Ziegen durch den Zaun — die Mutter war vorher keck darüber geſprungen — und forderten mit luſtigen Sprüngen ihren Theil an der Mahlzeit. Die alte Mutter wollte zwar das zudringliche Vieh wegſcheuchen; aber da wurde einmüthig verge-beten. War es denn im Paradieſe anders? ſagte der Grosvater. Saßen da die erſten Eltern — die ſich doch wohl etwas rechtes einbilden durften — nicht auch unter mancherley Vieh, zahmen und wilden? — Dieſer Grund blieb unbeantwortet, aber das Wegſcheuchen wurde unter der Hand fortgeſetzt.

Nach aufgehobener Tafel — es war ſtattlich dabey hergegangen, und der Pachter hatte ſeinen guten Apfel- und Johannisbeer-Wein nicht ge-ſpart — nahm die Geſellſchaft einen Luſtgang auf den Meierhof vor, der dem alten Vater des Pach-ters gehörte. Der Weg ging meiſt auf Wieſen und am Waſſer hin, immer in Schatten, und

ſo eben und wohl erhalten, daß auch der Großvater kein Bedenken trug, an dem Arme ſeiner Tochter die halbe Stunde zu Fuß zu machen. So gut die ganze Gegend angebaut iſt, ſo zeichnet ſich doch die Beſitzung des alten Andreas — unter dieſem Nahmen iſt der alte Meier in der ganzen Gegend bekannt — gleich beym erſten Eintritte aus. Die Wieſen ſcheinen grüner, das Gras fetter und üppiger. Die Aecker ſehen Gärten gleich. An den Rändern der Bäche, mit denen die Wieſen durchſchnitten ſind, ziehen ſich lange Reihen duftender Akazien Bäume hin, und theilen die Sammt-Teppiche in ſcharfe Vierecke. Alles iſt ein Bild der Ordnung und liebevoller Pflege. Da nun Alle ihr Wohlgefallen an dem ſchönen Beſitzthum bezeigten, ſagte ihr Führer: Und doch war Alles, was Sie hier ſehen, eh' es in die Hände meines Vaters kam, ein zum Theil verſumpftes, zum Theil dürres und verbranntes Land, auf dem kaum einige magere Kühe eine dürftige Nahrung fanden. — Iſt es möglich? ſagte die Pfarrin, und wie lange iſt das her? — Es mögen einige funfzig Jahre ſeyn, antwortete der Pachter, da kam mein Vater aus der Fremde hierher, und kaufte die unbrauchbare Steppe für

ein geringes Geld. Er ſoll es Ihnen erzählen, wenn ſie wollen. Es macht ihm Freude.

Nachdem Sie nun noch einige hundert Schritte gegangen waren, ſagte der Pachter: Sehn Sie dort ſitzt mein Alter in dem großen Nußbaume, ganz oben, und ſchlägt die Nüſſe herab. Das läßt er ſich nicht nehmen. Er iſt noch ein rüſtiger Mann, obgleich ſo hoch in den Jahren. Gott erhalte ihn. — Dann ging er etwas voraus, begrüßte ſeinen Vater unter dem Baume, und kündigte ihm den Beſuch an. — Gut, antwortete er, ich komme gleich; warf ſeine Stange herunter, und ſtieg vorſichtig von einem Zweige zum andern bis an den Stamm, den er behende hinab glitt. Die Geſellſchaft wurde freundlich empfangen. Es iſt ein recht ſtattlicher Mann, dieſer Andreas, ob er gleich etwas gebückt geht, und ſein ſchneeweißes Haar thut ſeinem kräftigen Geſichte keinen Schaden. Dabey ſieht ihm die helle Gutmüthigkeit aus den Augen, und man muß ihm geneigt ſeyn, eh' er noch den Mund aufgethan hat.

Nachdem nun die erſten Begrüßungen vorüber waren, bezeigte ihm die Pfarrin ihre Verwunderung, daß er ſich einer ſo gefährlichen Beſchäftigung unterzöge. Ich verſuche meine Kräfte daran, antwortete der alte Andreas, und es iſt

mir keine kleine Freude, in meinem achtzigſten Jahre noch das thun zu können, was ich im vierzigſten gethan habe. — Der Grosvater fragte ihn, ob er die Feldarbeit, wie ſonſt, verrichte? — Meiſt wie ſonſt, war die Antwort, nur etwas mehr Zeit brauch ich dazu; und darauf kömmt es nicht eben an. Ich könnte wohl ausruhn, und mancher wundert ſich, daß ich nicht lieber müſſig gehe. Mag müſſig gehn wer will; mir wäre das härter als die Arbeit; denn ich bin nie ein Liebhaber vom Zuſehn geweſen. Die Arbeit erhält mich geſund, und ich denke, zum Ausruhn iſt noch Zeit genug, wenn ſie einen in's Grab gelegt haben. Es iſt ein altes Sprichwort, daß das Aug des Herrn die Heerde fett macht; und ich denke, wo der Herr mit zugreift, blüht und grünt der Acker noch einmal ſo ſchön.

Die Geſellſchaft meinte, man ſähe das wohl an dem ſeinigen. Dann traten ſie in das Haus, wo gefällige Ordnung und Reinlichkeit, einfaches und ſolides Hausgeräthe, blanke Fenſterſcheiben und weiße Wände zu Gunſten des Beſitzers ſprachen. Auf dem Tiſche lag eine aufgeſchlagene Bibel; an einer Wand hing ein Bildniß von Luther, an der andern eine Charte von Ungern. Nach kurzem Aufenthalt im Hauſe traten Alle durch die Hin-

terthür in eine geräumige Laube, von Weinreben und Geisblatt überſchattet, in welcher einige Näpfe mit ſaurer Milch aufgetragen wurden. Wer Luſt hatte, langte zu; und die wenigſten verſchmähten die angenehme Koſt, die durch das aufgeſtreute Brod und den Zucker darüber noch einladender wurde.

Der Anblick der frohen Geſichter um ſeinen Tiſch machte den alten Andreas ungemein heiter, ſo daß er ſelbſt mit den Kindern umherging, um ihnen die Ställe mit dem wohlgenährten Vieh zu zeigen, und die Bienenhäuſer und Fiſchbehälter. Ihre zahlreichen Fragen wurden freundlich und genügend beantwortet, und der alte Mann wußte ſo angenehm zu ſprechen, daß die kleine Lill, die ſich erſt vor ſeinem Barte gefürchtet hatte — er hatte ihn wachſen laſſen, und ſah damit deſto ehrwürdiger aus — es ſich bald gefallen ließ, ihm auf den Armen zu ſitzen. Kinder ſind meine größte Freude, ſagte er, als er zu den Andern zurückkam, und der Pfarrin das Kind wieder zurückgab. Auch hab' ich ja um meiner Kinder willen die väterliche Heimath und Haus und Hof mit dem Rücken angeſehn. Nun es hat mich Gottlob niemals gereut.

Dieſe Aeuſſerung führte auf die frühere Geſchichte des Mannes, und wie er in dieſes Land gekommen ſey. Ich bin, erzählte er, in Ungern von evangeliſchen Eltern gebohren, und in aller Frömmigkeit in der Lutheriſchen Lehre auferzogen worden. Nun iſt Ihnen wohl allen bekannt, wie in jenem ſonſt ſo geſegnetem Lande die katholiſche Geiſtlichkeit die Andersgeſinnten immer gedrückt und verfolgt hat, wie ſie ſich immer bemüht hat, die Evangeliſchen als ungetreue und rebelliſche Unterthanen bey der Regierung zu verleumden, und wie weder alte Gerechtſame, noch neue Verordnungen einen hinreichenden Schutz gegen dieſe Bedrückungen geben. Unter der glorreichen Regierung der Maria Thereſia, die wohl eine gute und große Frau war, in Religionsſachen aber der Geiſtlichkeit wohl um deſto mehr nachgab, da ihre Mutter den lutheriſchen Glauben abgeſchworen hatte, um Kaiſerin von Oeſterreich zu werden, wurden die Verfolgungen immer heftiger, und ich würde kein Ende finden, wenn ich erzählen wollte, was wir armen Leute von hartherzigen Prieſtern und von bigotten Edelleuten zu dulten hatten. Da ſich hierdurch und durch mancherley weltliche Vortheile verſchiedene von unſerer Religion zum Uebertritte bewegen ließen, beſchwor mich mein Vater, der ein gar

frommer und rechtſchaffner Mann war, als er auf dem Todtenbette lag, bey dem Glauben meiner Väter zu bleiben, und mich durch keine irdiſche Gewalt von der reinen Lehre unſers Heilandes abwendig machen zu laſſen. Ich gab ihm mein Wort, und drückte ihm die Augen mit dem feſten Vorſatze zu, dieſes Verſprechen zu erfüllen, was auch immer über mich ergehen möchte.

Die Zeit der Prüfung kam nur allzubald. Meine Frau, die aus derſelben Geſpannſchaft war, war nebſt ihrer Schweſter von einer frommen Mutter ebenfalls in der evangeliſchen Lehre erzogen worden. Die Mutter war früh in den Wittbenſtand gekommen, und ohne Schutz als den, der von Gott kömmt. Gott wollte ihren Glauben bewähren, und ließ Drangſale über ſie kommen. Ihre Kinder wurden ihr unter einem falſchen Vorgeben mit Gewalt entriſſen, in eine katholiſche Schule gethan, und den Glauben ihrer Eltern als Ketzerey zu verfluchen gezwungen. Die jüngere Schweſter, bey welcher die Lehren der Mutter noch nicht Wurzel geſchlagen hatten, fügte ſich leichter in den unchriſtlichen Zwang; die ältere hingegen, die mir von Gott zur Frau beſchieden war, widerſtrebte in ihrem Innerſten einer Lehre, die dem mütterlichen Glauben entgegen war, und bat Gott

täglich insgeheim und unter tausend Thränen die Sünde ab, die sie durch ihren scheinbaren Abfall von der reinen Lehre gezwungener Weise beging. Als sie erwachsen war, wußte sie Mittel zu finden, in ihre Heimath zurückzukehren, und mir ihre Hand zu geben, ehe ihre Verhältnisse recht bekannt worden waren. Aber lange konnten sie doch nicht verborgen bleiben, und die Kundschafter, welche dort die Evangelischen belauern, brachten bald Alles an den Tag. Da nun meine Frau die Gebräuche der katholischen Kirche nicht mehr beging, sondern sich, wie es ihr Herz gebot, ganz wieder zur evangelischen Lehre gewendet hatte, wurden wir fast täglich mit harten Drohungen geschreckt, und diese Drohungen wurden immer kühner und lauter, als meine Frau zum zweytenmale in's Kindbett kommen wollte. Da wir nun kaum zweifeln konnten, daß man damit umgehe, unsre Kinder mit Gewalt von uns zu nehmen, wie dieses mehrern Eltern geschehn war, beschwor mich meine Frau, wenn es möglich wäre, einem so großen Unglück zuvorzukommen, und lieber, wenn es seyn müßte, um des Glaubens willen, Alles zu verlassen, um uns selbst, unsre Seele und unsre Kinder zu retten. Die Bitten und Thränen meiner Frau, die Erinnerung an meinen seligen Vater, und die Be-

drängniſſe meiner Glaubensgenoſſen, von denen wir täglich hörten, brachte meinen Entſchluß bald zur Reife. Ich verkaufte meine Habe im Stillen, meiſt für ein geringes Geld, und ergriff, trotz alles Verluſtes, den Wanderſtab mit der frohen Ausſicht, meinem Glauben unter freyen Menſchen leben, und Gott mit den Meinigen nach meiner eignen Ueberzeugung dienen zu können. Unſere Reiſe war lang und gefährlich; aber Gott ſchützte uns. Wie mir zu Muthe war, als wir eines Sonntags Morgens die erſte lutheriſche Stadt betraten, die Glocken uns zum Gottesdienſte riefen, und wir nun ohne Furcht vor drohenden Bekehrern Gott für unſere Rettung danken durften, das kann niemand fühlen, der nicht in einer ähnlichen Lage geweſen iſt. Noch bis heute iſt mir jener Tag der größte Feſttag im Jahr; und ich gehe jetzt noch nie in die Kirche ohne das dankbare Gefühl der Freyheit und Sicherheit, deren ſo viele meiner Glaubensbrüder entbehren müſſen.

Sollte es auch noch jetzt ſo ſeyn? fragte der Pfarrer.

Einiges, antwortete der Alte, mag man vielleicht gemildert haben; aber wie ich neulich von einem durchreiſenden Landsmanne hörte, iſt der Leiden noch immer genug. Der Regierung mag

wohl unbekannt seyn, wie es die Geistlichkeit treibt, die das Gewissen der Vornehmen in den Händen hat, so daß man entweder nicht wagt, Klage zu führen, oder die wahrhaftesten Klagen durch ungetreue Berichte entkräftet werden. Noch immer geschieht es, daß man den Eltern die Kinder wegnimmt, und kein Mittel unversucht läßt, sie abtrünnig von der evangelischen Lehre zu machen. Das Entsetzlichste dabey ist, daß eben die Abtrünnigen die thätigsten Werkzeuge der Verfolgungen seyn sollen. Leider war es auch in meiner Familie so. Die jüngere Schwester meiner Frau, die sich mit einem katholischen Manne verheirathet hatte, war auch unsre bitterste Feindin, und trug nicht am wenigsten zu unsrer Auswanderung bey.

Der Pfarrin schauderte. Ihnen kömmt das freylich entsetzlich vor, fuhr der Alte fort, und mit Recht. Hier zu Land kennt man solchen Zwiespalt in den Familien nicht. Er würde auch in meiner Heimath unbekannt seyn, oder doch wenig zu bedeuten haben, wenn man die evangelischen Gemeinden in Ruhe ließe, und nicht den Saamen der Zwietracht, der doch gewiß nicht in der Lehre unsers Heilands liegt, durch die unselige Bekehrungswuth ausstreute. Ließe man dabey nur Gründe obwalten, so möchte es seyn, die Sache

bliebe dann dem Gewiſſen anheim geſtellt. Aber ſo iſt es nicht. Man glaubt ſich alle Mittel der Verführung und Gewalt erlaubt; auch die Verleumdung nimmt man zu Hülfe, und beſchuldigt die Evangeliſchen ſchlechte Unterthanen zu ſeyn. Glücklicherweiſe widerſpricht der Augenſchein dieſer Beſchuldigung, und ſie findet daher ſelten bey der Regierung Eingang. Alle ihre Wünſche beſchränken ſich auf Ruhe und Sicherheit, auf Freyheit des Gewiſſens und Schutz gegen Verfolgungen. Das Geſetz gewährt dieſen Schutz, aber — —

Der Alte hielt inn. Aber könnten denn, ſagte Eduard, dem ſchon längſt das Blut nach dem Kopfe geſtiegen war, könnten denn nicht alle lutheriſchen Ungern zuſammen nach Wien gehn, und vor den Kaiſer treten, und ihm ſagen, wie es ihnen geht? — Der Alte lächelte. Alle? Das würde wie Rebellion ausſehn, und davon müſſen die armen Leute auch den entfernteſten Schein vermeiden. Wenn ſie aber auch nur Abgeordnete aus ihrer Mitte hinſchickten, was ſchon Schwierigkeiten hat, ſo würde man ihnen doch nicht ſo geradezu glauben, ſondern Bericht von den Behörden fordern. Und dieſe Behörden hängen nur allzu oft auf die mannichfaltigſte Weiſe mit ihren Verfolgern zuſammen.

Da das Geſpräch eine Wendung nahm, die dem alten Grosvater an das Herz griff, lenkte es die Pfärrin nach ihrer leichten und gewanden Weiſe auf einen heiterern Gegenſtand, und der alte Andreas fuhr in ſeiner Erzählung folgendermaaßen fort:

Als ich mit meiner Frau hierher kam, wir ich noch ungewiß, wo ich mich anbauen ſollte. Meine Mittel waren gering und durch die lange Reiſe geſchwächt. Da mir nun die hieſige Landesart gefiel, zum Ankaufe eines ergibigen Grundſtücks aber, das mich mit den Meinigen genährt hätte, das Geld mangelte, beweg ich die Gemeinde, mir den wüſten Grund zu überlaſſen, der ihr faſt von gar keinen Nutzen war, und kaum einiges wenige Vieh dürftig ernährte. Ein Theil dieſes Grundes war durch unterirdiſche Quellen faſt gänzlich verſumpft; ein andrer war ſo mager, daß er kaum Dornen und Diſteln trug. Niemand beneidete mich um dieſen Beſitz. Die Meiſten ſchüttelten den Kopf, und wunderten ſich, was ich mit der Wüſteney machen wollte, die nie etwas anders geweſen ſey, und nie etwas anders ſeyn werde. Ich aber hatte mir vor dem Kaufe Alles wohl in's Auge gefaßt, und ſobald das Grundſtück mein war, fing ich die Arbeit unverdroſſen an. Meine Frau ſtand mir treulich bei;

Die aufgehende Sonne fand uns ſchon auf dem Felde, und ſelbſt die Mondſcheinnächte blieben nicht unbenutzt. Ich ließ, wie ich das in meiner Heimath geſehen hatte, einige Brunnen graben, in denen ſich der Ueberfluß des Waſſers ſammelte, durchſchnitt meine Aecker mit Gräben, und nachdem ich mit dem verbrannten Geſtripp den Boden gedüngt hatte, pflanzte ich Bäume an, die an einer Stelle die übermäßige Feuchtigkeit minderten, an der andern durch ihren Schatten meine Pflanzungen ſchützten. Nach einigen Jahren ſaurer und angeſtrengter Arbeit hatte ſich der Sumpf in fruchtbare Wieſen verwandelt; an der Stelle der Dornen und Diſteln breitete ſich ein grünes Buſchwerk aus; einiges Land war auch ſchon in Fruchtacker umgeſchaffen. Jährlich erweiterte ſich mein Beſitz, und wie ich immer mehr Land urbar machte, ſo wurde das ſchon bearbeitete ergiebiger. Nun baute ich hier in der Mitte meiner Beſitzungen dieſes Haus, und wenn ich hier an Feyertagen mit meiner Frau am Fenſter ſaß, und Alles um mich her, die Aecker und Wieſen, die Bäume und Büſche überſchaute, was Alles durch Gottes Segen ſo wunderbar gedieh, da war gewiß kein Monarch der Erde auf ſeinem goldnen Throne glücklicher als wir; und wir ſagten oft zu einan-

der: Wenn doch der Kaiſer Einmal einen ſolchen Tag hätte, wie wir freyen Bauern hier, ſo wüßte er doch auch was glücklich ſeyn hieße, und es wäre Alles beſſer. — So wie Sie das Alles jetzt ſehn, ſteht es ſchon ſeit länger als dreyßig Jahren, und immer denke ich noch mit Freude an den alten Zuſtand der Gegend, und ihre allmählige Verwandlung. So lange mein gutes Weib noch lebte, das an allen dieſen Einrichtungen den größten Antheil hatte, und mir durch ihre gleichförmige Heiterkeit die Arbeit außerordentlich erleichterte, war das ein Theil unſers Gottesdienſtes, daß wir nach der Kirche mit unſern Kindern unſer Land beſuchten, von unſrer Flucht aus der Heimath, unſrer Reiſe und Ankunft hier ſprachen, uns den urſprünglichen Zuſtand der Beſitzung vor Augen ſtellten, und Gott für den Segen dankten, den er uns ſo reichlich hatte zufließen laſſen. Freylich haben wir nicht immer Feſttage gehabt. Wir hatten ſchwere Jahre der Theurung, der Seuchen und des Kriegs zu überſtehn; aber ſie ſind überſtanden, und ich ſtehe jetzt mit dankbarem Herzen an dem Rande des Grabes, und freue mich des Lebens, ſo lange es noch währt. Es iſt ja ſo ſchön auf der Erde, wenn man ſeinem Gotte frey

darauf dienen kann. Und auch im Himmel wird es uns wohl ſeyn.

Hier ſchwieg der Alte. Seine Augen blickten zum Himmel, und dann wieder nach dem vor ihm ausgebreiteten Gefilde, das die Strahlen der Sonne vergoldeten. Alle ſchwiegen und hingen mit ihren Blicken an dem ehrwürdigen Angeſichte des frommen und wackern Landmannes. Dem Grosvater ſtrahlte die Freude aus dem hellen Angeſicht. Der Alte hatte nach ſeinem Sinn und Herzen geſprochen.

Die Zeit der Rückkehr war unvermerkt herbeygekommen. Der alte Andreas begleitete ſeine Gäſte bis an den Pachthof, wo ihm die Frauen entgegenkamen, und mit herzlichen Händedrücken ihre Freude übrr ſein Erſcheinen bezeigten. Der Wagen war jetzt angeſpannt. Die Drillinge wurden noch Einmal abgeherzt, dann rund herum Abſchied genommen, gedankt, und baldige Rückkehr verſprochen. Nicht leicht iſt ein Verſprechen ſo gern gegeben worden. Plaudernd und lachend kehrte die Karawane bey Mondſchein nach Mainau zurück. Lili war mitten im Plaudern auf dem Schooße der Mutter eingeſchlafen. Noch lange hatten Alle von dem vergnügten Tage zu ſprechen.

Vier und zwanzigster Abend.

Aurora lernte Alles leichter als das Rechnen. Es begegnete ihr wohl bisweilen, daß sie die größere Zahl von der kleinern abzog, oder, wenn sie 100 schreiben wollte, die 1 hinter die beyden Nullen setzte. Darüber wurde sie nun oft geneckt, und die Pfarrin sagte eines Abends, wo sie auch mit ihren Exempeln nicht hatte zu Stande kommen können, ich werde dich zu dem Manne in die Lehre thun, der die Canarienvögel rechnen lehrt.

Die Canarienvögel? sagte Aurora. Ach, Mutterchen, wie wäre das möglich?

Euer Vater hat es gesehn, antwortete die Pfarrin.

Und nicht bloß rechnen, ſetzte der Pfarrer hinzu, ſondern auch Leſen, und das ohne Fehler.

Sprichſt du im Ernſt, Vater? ſagte Eduard.

In vollem Ernſt.

Und wie ging das zu?

Wie es zuging, weiß ich nicht. Ihr Lehrer machte ein Geheimniß daraus.

Aber wie war es nur?

Auf einem Tiſche waren die Buchſtaben des Alphabets nach der Ordnung und auf Kartenpappe geklebt, in einen Halbkreis gelegt. Einer der Zuſchauer nannte einen Nahmen, ein Wort — gleichviel welches. Der Lehrer des Vogels wiederholte die Aufgabe mit vernehmlicher Stimme, ſetzte dann den Vogel in die Mitte des Halbkreiſes, und nachdem dieſer ſich gegen die Zuſchauer verneigt hatte, hüpfte er zu dem erſten Buchſtaben des aufgegebenen Worts, betrachtete ihn mit großer Aufmerkſamkeit, faßte ihn mit dem Schnabel, und legte ihn auf den leeren Raum des Tiſches. Dann eben ſo mit dem zweyten, dem dritten. Er legte Buchſtab für Buchſtab, Sylbe für Sylbe ohne Irrthum zuſammen, bis das Wort oder der Nahme fertig da ſtand.

O das muß allerliebſt geweſen ſeyn, riefen die Mädchen.

Aber wie war es mit dem Rechnen? fragte Aurore neugierig.

Ohngefähr eben ſo. Wenn man ihm eine Zahl vorſagte, trug er die Ziffern, aus denen ſie beſtand, herbey, und es begegnete ihm nie, aus der 6 eine 9, oder aus 110 etwa 10010 zu machen. — Aurora ſchlug die Augen nieder, denn eben das war ihr vor einigen Tagen begegnet. — Wenn man ihm zwey Zahlen zu addiren oder von einander abzuziehn aufgab, ſo ſetzte er ebenfalls die Summe oder die Differenz richtig hin. —

Alle bezeigten ihr Erſtaunen. Iſt es aber wohl möglich, ſagte Eduard, einem Vogel ſo etwas beyzubringen? Ich meine, ob der Vogel wirklich die Buchſtaben kennt, und einen Begriff vom Buchſtabiren haben kann? Das Rechnen will mir noch weniger in den Sinn. Schon das Numeriren fordert mehr Ueberlegung, als ich einem Vogel, oder überhaupt einem Thiere zutraun kann. Es mag wohl ein gutes Theil Taſchenſpielerey dabey geweſen ſeyn.

Der Pfarrer zuckte die Achſeln. Es ſchien Alles ehrlich und natürlich zuzugehn. Doch will ich nicht leugnen, daß der Herr den Vogel auf eine unmerkliche Weiſe gelenkt, und ihm die Richtung nach den Buchſtaben gegeben habe. Es iſt

mir das allerdings wahrſcheinlich. Welcher Mittel er ſich aber dabey bediente, und wie er ſeine Kunſt verſteckte, weiß ich nicht zu ſagen.

Jedes brachte nun ſeine Vermuthungen zum Vorſchein — aber man kam nicht weiter damit.

In der Zeit, fuhr der Pfarrer fort, wo ich dieſen gelehrten Vogel bewunderte — es mögen jetzt zwölf oder dreyzehn Jahre ſeyn — erzählte mir ein Freund ein Ereigniß, das ſich mit einem andern Canarienvogel zugetragen hatte, und von dem er ſelbſt Augenzeuge geweſen war. Freylich gingen dem Erzählenden die Augen dabey über, und ich weiß nicht was Euch dabey begegnen wird. Komm, Lili, auf meinen Schooß; es iſt eine Geſchichte für dich.

Lili ſprang dem Vater auf das Knie, ſtreichelte ihm die Wange und fragte: Konnte der auch rechnen und ſchreiben? — Ich weiß es nicht; aber er war ſo gelehrig, daß, wenn man ihn in die rechte Schule geſchickt hätte, er das gewiß auch gelernt hätte. Dieſer Vogel gehörte einem franzöſiſchen Ausgewanderten, der ſein Vaterland während der innern Unruhe verlaſſen hatte, und in Deutſchland die Rückkehr des Friedens erwartete. Da ſich nun dieſer etwas zu lange erwarten ließ, unterrichtete er zum Zeitvertreib den

kleinen Vogel, und da endlich auch ſein Geld auf die Neige ging, entſchloß er ſich mit ſeinem Schüler herum zu reiſen, und ihn für Geld ſehen zu laſſen. So kam er auch nach Cleve — denn da war es wo ihn mein Freund in einer Geſellſchaft ſah, die auf einem öffentlichen Hauſe zuſammen gegeſſen hatte, und am Ende der Mahlzeit der Muſik einiger herumziehenden Prager zuhörte — ließ ſich melden, und wurde, da man ſchon viel von dem geſchickten Vogel gehört hatte, mit Vergnügen angenommen. In der That war es auch das niedlichſte Thier, das man ſehen konnte. Als ſein Herr den Käfich öffnete, um ihn der Verſammlung zu zeigen, hüpfte er ihm ſogleich auf den Finger, und ſah ſeinen Herrn unbeweglich mit klugen Augen an, als ob er ſeine Befehle erwartete. Nachdem nun dieſer zu der Geſellſchaft Einiges von den Tugenden und Geſchicklichkeiten ſeines Zöglings geſagt hatte, von denen ſie jetzt Zeugen ſeyn ſollten, wendete er ſich an dieſen ſelbſt: Mein kleiner Freund, ſagte er, du befindeſt dich jetzt in vornehmer Geſellſchaft. Du biſt zu gut erzogen, als daß ich fürchten dürfte, du könnteſt mir Schande machen. Haſt du die Geſellſchaft ſchon begrüßt? — Der Vogel ſchüttelte den Kopf. — Nun, wohlan, ſo thue deine Schul-

digkeit, und zeige, daß du die Ehre erkennſt, die man dir erweißt. — Sogleich bückte ſich der Vogel nach jeder Seite hin. — Sehr gut, fuhr nun ſein Herr fort; es iſt aber nicht genug höflich zu ſeyn. Man muß auch Talent zeigen. Laß uns etwas von deiner Muſik hören; aber vergiß nicht, daß du Kenner vor dir haſt. — Der Vogel ſang. — O kleiner Schelm, unterbrach ihn ſein Herr, du willſt uns wohl zum Beſten haben. So mögen Raben krächzen, nicht aber Vögel von deinen Talenten. Scherz bey Seite! Laß uns etwas rührendes hören. — Sogleich fiel der Vogel in einen andern Ton, und ſeine Stimme glich jetzt der angenehmſten Flöten Muſik. — Schön ſo! nur etwas ſchneller! nicht zuviel! So iſt es recht! — Der Vogel machte Alles, wie es ihm befohlen wurde. — Aber, kleiner Freund, fiel jetzt der Meiſter ein, dein Fuß, dein Köpfchen thut ſeine Schuldigkeit nicht. Du biſt zerſtreut. Du haſt den Tact vergeſſen. — Sogleich trat er den Tact mit dem Fuße und bewegte den Kopf dazu. Von allen Seiten wurde Bravo gerufen, und beſonders die Muſiker waren ganz bezaubert von ſeiner Geſchicklichkeit. — Nun, Freund, ſagte der Meiſter, bedankſt du dich nicht? — Der Vogel neigte den Kopf und dankte. Da

wurde der Beyfall noch größer; der Bewunderung, der Lobſprüche war kein Ende.

Ach das muß doch ganz allerliebſt geweſen ſeyn! rief Marianne. — O wer doch auch einen ſolchen Vogel hätte! ſagte Lili. — Und Aurora: Ob wohl mein Zeiſig das auch lernte?

Der Vater fuhr fort: Nachdem die muſicaliſchen Uebungen vorüber waren, ſagte der Meiſter: Wir haben ſchöne Muſik gehört; wir haben uns luſtig gemacht. Aber du weißt, es iſt Krieg. Die Feinde dringen vor; wir müſſen auf unſrer Hut ſeyn. Dabey gab er ihm einen Strohhalm als Flinte in die Krallen; und der Vogel bewegte ſein Gewehr, wie ein geübter Soldat, und ſpazierte dann auf der Tafel hin und her, wie eine Schildwache. — Du biſt ein wackrer Purſche, ſagte ſein Herr; wenn du ferner deine Pflicht ſo thuſt, werden uns die Feinde nicht überrumpeln. Jetzt blaſe uns noch einen Marſch — dann darfſt du ausruhn. — Der Vogel ſang einen Marſch mit großer Genauigkeit. Und als er geendigt hatte, und Jedermann in die Hände klopfte, und die Prager ihn ihren Capellmeiſter nannten, ſchien er ganz ſtolz auf das Lob zu werden, ſchüttelte die Flügel, putzte ſich, und ſtimmte noch zu

guter letzt, aus freyem Antrieb, ein Trompeterſtückchen an.

Das iſt ja Alles recht luſtig, ſagte Marianne. Mir war ſchon vor etwas Betrübtem bang. — Man kann nicht wiſſen, was noch kömmt, ſagte Eduard. — Er kann ja geſtorben ſeyn, ſetzte Mathilde hinzu, wie unſer Hänfling, der einmal von der Stange fiel und plötzlich tod war.

Jetzt, mein kleiner Freund, hub der Meiſter wieder an, iſt es Zeit von ſo vieler Arbeit auszuruhn. Lege dich hin, und ſchlummre ein wenig. Ich will unterdeſſen deinen Platz einnehmen, und die Geſellſchaft zu unterhalten ſuchen. Sogleich nach dieſer Ermahnung ſchien der Vogel ganz müde zu werden. Er machte Ein Aug zu, dann das andere; dann wankte er hin und her, ſo daß man immer meinte, er müßte vom Finger herab fallen. Endlich war er, wie es ſchien, feſt eingeſchlafen, und lag ohne Bewegung auf der Hand des Meiſters. Dieſer legte ihn behutſam auf den Tiſch, und ſchickte ſich zu einigen Kunſtſtücken an, mit denen er die Geſellſchaft ergötzen wollte; vorher aber bat er um ein Glas Wein. In dem Augenblicke, wo er das Glas an den Mund ſetzte, raffte ſich der Vogel auf, flog auf den Rand des Glaſes, und nippte von dem Wein. O! o!

kleine Unart, rief ihm ſein Herr zu, kannſt du die Zeit nicht erwarten? — Und auf dieſe Warnung ſprang der Vogel unverzüglich herab, nahm ſeinen vorigen Platz wieder ein, und ſchien wieder in tiefen Schlaf zu fallen.

War das nicht ein ſehr wohlgezogner Vogel, Lili?

Ach ein — Engelsvogel, antwortete Lili, die umſonſt nach Worten ſuchte, um ihr Wohlgefallen auszuſprechen. Wenn ich ihn nur hätte — ich wollte ihn recht, recht lieb haben. Ich wollte ihn gar nicht von mir laſſen. —

Iſt denn die Geſchichte ſchon aus? frägte Aurore.

Ach nein, antwortete der Vater, aber das, was noch kömmt, iſt gar nicht luſtig mehr. — Die Kinder ſahen betrübt aus. Er iſt doch nicht etwa fortgeflogen? — oder tod getreten worden — oder —

Nun, Ihr werdet ſchon hören, ſagte der Vater. Der Vogel lag alſo auf dem Tiſche und ſchlief, oder ſtellte ſich ſchlafend, und ſein Herr unterhielt die Geſellſchaft mit andern Künſten ſo angenehm, daß man den kleinen Muſiker darüber faſt vergaß. In einem unglücklichen Augenblicke, wo alle Augen in die Höhe gerichtet waren, ſprang

eine Katze, die bisher Niemand bemerkt hatte, auf den Tisch, ergriff den Vogel, und war mit ihm zu dem offnen Fenster hinaus, ehe man nur recht wußte, was geschehn war. —

Das hatten sich die Kinder auch nicht versehn. Alle waren bestürzt. Die Einen hielten die Hände vor die Augen, die Andern machten sich durch Ausrufungen Luft. Ach der gute Vogel! — ach der arme, arme Mann! — ach die abscheuliche, die schändliche Katze! — So klang es von allen Seiten.

Konnte man ihr denn den Vogel nicht abjagen? sagte Eduard.

Du kannst leicht glauben, daß man es versuchte. Das Zimmer war in Einem Augenblicke leer. Alles lief dem Räuber nach. Man holte ihn ein. Aber was half es? Der arme Vogel war beym ersten Griffe erwürgt worden. Sein Herr kam zurück, leichenblaß, den blutigen Vogel auf der Hand. Lange sah er ihn an, ohne ein Wort zu sprechen. Dann stieß er klägliche Seufzer aus, und klagte sein Schicksal an, das ihm Alles genommen, und nun auch seine letzte Freude, seinen Freund, seinen Trost im Unglück entrissen hätte. — Du schliefst an meiner Brust, sagte er; du aßt an meinem Tische, du erhieltst und ernähr-

teſt mich. Wenn mich nichts auf der Welt mehr erfreuen konnte, erheiterte mich dein Geſang, deine Gelehrigkeit, dein Gehorſam. — Dann klagte er ſich ſelbſt auf das Bitterſte an: Hätte ich dir deine Freyheit gelaſſen, du würdeſt dich gerettet haben; aber ich wollte mit deinem Gehorſam prahlen; und nun iſt dein Gehorſam die Urſache deines grauſamen Todes geworden. Ach ſo lang ich lebe, werde ich um dich weinen. Warum bin ich nicht mit dir geſtorben?

Die Mädchen verhüllten ihre Geſichter und ſchluchzten.

Jeder der Anweſenden war gerührt, und bewieß dem armen Manne ſeine Theilnahme, jeder auf ſeine Weiſe. Den Pragern ging wohl ſein Unglück am meiſten zu Herzen; ſie konnten ſich am leichteſten in die Lage eines Mannes denken, der, ſo wie ſie, von täglichem Erwerbe lebte, und ſich nun durch einen unglücklichen Augenblick der Mittel des Erwerbes beraubt ſah. Nach einer kurzen und heimlichen Berathung hatten ſie beſchloſſen, ihm ein Geſchenk mit ihrem heutigen Verdienſte zu machen, und einer von ihnen ſchob ihm das Päcktchen in die Taſche. Er bemerkte es, fuhr mit der Hand darnach, und ergriff den ſeinen Beutel, der das Futter ſeines Vogels ent-

hielt. Dieß ſchüttete er mit betrübter Miene auf den Tiſch, nahm ein Körnchen, hielt es dem todten Lieblinge hin, und brach dann in einen Strom von Thränen aus. Das angebotene Geld ſchob er beſcheiden zurück. Und nachdem er ſeinen armen Vogel in eine Hülle von Baumwolle gewickelt, und in den ausgeleerten Beutel geſteckt hatte, entfernte er ſich ſchweigend, und verließ, wie es ſcheint, die Stadt noch deſſelben Tages. Wenigſtens hat man ihn nicht mehr geſehn.

Ach er wird gewiß vor Gram geſtorben ſeyn, ſagte Mathilde. Seine einzige Freude war ihm ja genommen, und in dem fremden Lande hatte er Niemanden, der ihn tröſtete. So ein Schickſal! — Ach ich kann mich kaum darüber zufrieden geben.

Fünf und zwanzigster Abend.

Es ist eine sehr üble Gewohnheit, sagte der Großvater eines Abends, ich weiß nicht mehr auf welche Veranlassung, wenn Menschen die Vorsehung meistern, und bey jedem unerwarteten Ereignisse, vorzüglich bey Unglücksfällen fragen, warum sich das nur so und so, und nicht anders zugetragen habe; es hätte ja doch viel besser seyn können, wenn es so oder so gewesen wäre. Solch ein Meistern ist eben so thöricht, als unchristlich. Sollte denn die göttliche Weisheit nicht besser wissen als wir, was recht und heilsam ist? und muß nicht ein Mensch eine übermäßige Meinung von seinen Einsichten haben, wenn er Gott belehren will? Wer müßte nicht lachen, wenn der Maulwurf den Luchs über Gegenstände des Ge-

ſichtes belehren wollte? Für die Unendlichkeit der göttlichen Rathſchläge und Abſichten iſt unſer Verſtand eben ſo ſtumpf, und jede Klage über die göttliche Gerechtigkeit, auch die leiſeſte, iſt nicht beſſer als die Anmaßung des Maulwurfs. Ich habe ſonſt oft gegen dieſe ſündhafte Gewohnheit gepredigt; auch erkannten meine Zuhörer, daß ich Recht hätte, aber wenn ſie irgend ein Unglück betraf, waren doch die Meiſten mit ihren Klagen bey der Hand.

Und dann heißt es meiſtentheils, ſetzte die Pfarrin hinzu, warum legt nur Gott mir gerade dieſes Leiden auf? womit hab' ich es denn verdient, daß mich ein ſolches Unglück treffen muß? Und im Herzen denkt Mancher wohl noch überdieß: bin ich nicht beſſer, frömmer, gottesfürchtiger als mein Nachbar? Weiß ich nicht arge Dinge von dieſem und jenem? Und doch geht es Jenem weit beſſer als mir! — Ach, man mag wohl nicht immer Herr über ſolche Gedanken ſeyn.

Und doch ſind es ſehr einfältige Gedanken, fuhr der Großvater fort; man darf ihnen durchaus nicht Platz laſſen.

Eine beſcheidene Frage möchte ich mir doch erlauben, ſagte Mathilde. Könnte man ſich nicht

denken, daß Glück und Unglück immer in Verhältniß zu den Handlungen der Menschen, ihrem Thun und Lassen stände? Wenn die Guten immer recht glücklich, die Bösen immer recht unglücklich wären, würde dann nicht das Böse bald ein Ende haben?

Und auch das Gute, erwiederte der Großvater.

Auch das Gute? fragte Eduard verwundert. Wie wäre denn das?

Es ist doch nicht schwer zu begreifen. Wenn jede gute That durch Geld und Gut, oder durch das, was an Geld und Gut hängt, ich meine durch Lust und Freude belohnt würde, so würde es ohne Zweifel viele reiche und lustige Leute geben; aber wo sollte man noch die Guten, die Frommen, die Tugendhaften finden? Oder meinst du, daß man die Tugend für Geld bekömmt?

Nein, antwortete Eduard; aber wenn man Geld für die Tugend bekäme?

Und wäre das nicht Eins.

Es müßte auch eben nicht Geld seyn, fuhr Eduard fort; es gibt ja noch andere bessere Dinge, mit denen gute Handlungen belohnt werden könnten.

Wir nennen Geld als den Gegenſtand, durch den wir uns die meiſten Genüſſe verſchaffen können, und der deshalb am allgemeinſten von den Menſchen begehrt wird. Die, welche, zum Beyſpiel, das unſchätzbare Gut der Geſundheit genießen, die man freylich nicht für Geld kaufen kann, meinen doch nicht viel zu haben, wenn ſie nicht auch Vermögen beſitzen. Wenn nun alſo die erſte tugendhafte Handlung mit Geſundheit belohnt würde, die zweyte mit ſchönen und geſunden Kindern, die dritte mit langem Leben, ſo würde man bey der vierten oder fünften immer wieder auf Geld und Gut kommen.

Das wäre freylich ſehr lächerlich, ſagte Eduard, wenn Jemand dächte: Ich brauche ein ſchönes Haus; ich will irgend eine gute That thun; dann wird das Haus mir wohl kommen; oder einen ſchönen Garten, oder ein Pferd, oder was Einem ſonſt Freude machen könnte. Aber Vieles würde dann doch geſchehn. —

Ja wohl, Vieles, erwiederte der Grosvater, nur Gutes nicht. Oder möchteſt du eine Handlung gut, rechtſchaffen, tugendhaft, fromm nennen, die um des Vortheils willen geſchähe? — Du haſt den alten Martin gekannt, der da unten am Waſſer wohnte?

O ſehr wohl. Ich habe ja ſo oft bey ihm geſeſſen, und ihm beym Angeln geholfen; und ich gehe nie über den Steg an ſeinem Hauſe vorbey, ohne an ihn zu denken. Er war ſo luſtig, und hatte immer ſeinen Spaß mit mir.

Nun gut; eben dieſer Steg war Einmal baufällig geworden. Alle Balken, bis auf Einen, waren weggenommen. Da ſitzt nun der Alte an ſeiner Thür und ſtrickt ein Netz. Drüben von der Wieſe her aber kömmt ein Knabe, ein ſtämmiger Burſch von funfzehn oder ſechzehn Jahren, mit einem ſchweren Korbe auf dem Rücken. Wie der an die Brücke kömmt, und ſieht, daß ſie weggenommen iſt, brummt er und ſchilt; denn den Weg oben durch das Dorf zu nehmen, kam ihm zu langweilig vor. Wie nun der alte Martin ſieht, daß der Burſch Anſtalt macht, auf dem Einen Balken, wie ein Seiltänzer auf ſeinem Seil, über das breite und tiefe Waſſer zu gehn, ruft er ihm zu, und weißt ihn zurück. Der Bube aber läßt ſich nicht wehren, ſondern ſchilt noch überdieß den Fiſcher einen alten Narren, der was er ſelbſt nicht könne, auch Andern nicht zutraue; und macht ſich dreiſt auf den Balken. Da hat er aber kaum einige Schritte gethan, als er mit ſeiner Laſt auf dem Rücken das Gleich-

gewicht verliehrt, und kreiſchend in das Waſſer hinabſtürzt. —

Und da wird er gewiß recht naß geworden ſeyn, ſagte Lili, und das iſt ihm auch ganz recht geſchehn. —

Der trotzige Bube fiel alſo in das Waſſer, und ſeine Laſt zog ihn augenblicklich hinab, ſo daß man nichts mehr von ihm ſah, als die eine Hand, mit der er über dem Waſſer wehelte, um ſich zu helfen. Niemand war in der Nähe, der ihm hätte zu Hülfe kommen können, auſſer Martin; und der war alt und zitternd, und der Bube hatte ihn ſo eben für ſeine gute Meinung geſchimpft, und wenn er ihn retten wollte, konnte er ja ſelbſt in dem tiefen Waſſer umkommen. Zu gewinnen war dabey nichts als höchſtens das Leben eines trotzigen Buben.

Die Kinder ſahen ſich fragend und bedenklich an. Eduard lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, und holte kaum während der Pauſe Athem.

Der Grosvater fuhr mit erhöhter Stimme, fort: Der alte ehrliche Fiſcher dachte weder an ſeine eigne Gefahr, noch an den Trotz des Buben, noch an ſonſt Etwas, auſſer an das was recht und gut iſt, und wie der Knabe in das Waſſer fiel, ſprang er auch vom Ufer hin, faßte ihn

ſchwimmend bey der Hand, und löſte ihm mit ſeiner andern den ſchweren Korb ab. So bracht' er ihn in die Höh und auf's Trockne. — Eduard ſprang freudig auf, trat dem Erzählenden näher, und legte ſeinen Kopf auf die Lehne des Stuhls.

Was nun der böſe Junge wohl gethan haben mag? ſagte Lili.

Wie ſie nun beyde am Ufer ſtanden, und das Waſſer von ihnen herabſtrömte, ſagte der alte Martin: Jetzt, Junge, geh nach Haus, und ſchilt ein andermal ehrliche Leute nicht, die es gut mit dir meinen. — Und damit ging er zum Hauſe hinein.

Hat denn der Junge ſeinem Retter nicht gedankt? fragte Aurore.

Der war eben in ſein Haus gegangen und hatte die Thür hinter ſich zugemacht. Um den Dank war es ihm nicht zu thun, ſo wenig als um andern Lohn. Während aber der alte trockne Kleider anzog, ſtand der Junge am Waſſer und ſah mit Schrecken, wie ſein Korb und die Holzſcheite darinn den Fluß hinabſchwammen. Nun lief er am Ufer auf und ab, und ſuchte ein Stück nachdem andern wieder zu haſchen, und mußte ſo wohl zehnmal den Weg machen, den er erſt nicht Einmal hatte machen wollen. —

Die Kinder klopften freudig in die Hände, und Eduard insbeſondre war unerſchöpflich, ſeinen alten Freund zu loben. — Wie nun, ſagte der Grosvater, wenn, wie es in vielen Ländern iſt, auf die Rettung eines Menſchen ein Preis geſetzt wäre, und der Martin hätte gedacht: Das iſt mir ja eben recht, daß der dumme Junge da in's Waſſer fällt; da kann ich den Preis verdienen. — Oder wenn der Vater des Jungen ein Mann von Einfluß geweſen wäre, und Martin hätte gedacht: Wenn ich den Sohn aus dem Waſſer ziehe, ſo muß mir der Vater ſchon wieder einen Dienſt erzeigen; und was dergleichen Fälle mehr ſind? — Der Junge wäre immer gerettet worden; das Gute wäre immer geſchehn. Aber auch die gute That?

Nein, nein, ſagte Eduard. Mit dem Gedanken an einen Lohn wäre auch alle Freude an der Handlung dahin. — Erlaube mir, Grosvater, das Lied vom braven Manne herzuſagen. Ich glaube, es paßt zu dem Geſpräch.

Die Erlaubniß wurde leicht ertheilt, und Alle hörten andächtig zu. —

Wie wär' es nun, ſagte der Pfarrer, wenn ich Euch ein Mährchen erzählte, das auch hiermit zuſammenſtimmt? Das Mährchen von dem

armen Wandersmanne und dem reichen Wirth?

Ach ein Mährchen, ein Mährchen! riefen Marianne und Aurora. Das wird gewiß recht hübsch seyn. — Lili setzte sich nun auf ihrer Fußbank dem Vater gegenüber; Mathilde maß noch Einmal den Strumpf, an dem sie strickte, um nun nicht weiter gestört zu seyn; und Eduard rückte dem Grosvater das Kissen zurecht. Nachdem Alles in Ordnung gebracht war, hub der Pfarrer folgendermaasen an:

In einem Flecken, ich weiß nicht mehr wo, lag am Wege ein großes und schönes Wirthshaus, und in dem Hause war ein dicker hausbackiger Wirth, der, wenn er Sonntags in seiner rothen Weste mit den silbernen Knöpfen und den weiten Hemdermeln in der Thür stand, eben aussah, als ob er sagen wollte: Seht, ich bin der reiche Wirth zum weißen Schwan, und Ihr andern seyd nur schlechtes Volk gegen mich. — So hochmüthig er war, so hartherzig war er auch, und wie er nie an die grüne Sammtmütze griff, um andere Leute zu grüssen, so griff er auch nie in die Tasche, um einem Armen Etwas daraus abzureichen. Wenn er um Etwas angesprochen wurde, pflegte er zu sagen, wenn er gerade besonders guter

Laune war: Gott helf' Euch; unſer eines braucht ſein Geld ſelber, und wirft es nicht an Faullenzer weg; war er aber ſchlecht geſtimmt, und das war meiſt der Fall, ſo ſchickte er ſie zum Henker. — Da geſchah es nun eines Abends — es war gerad ein häßliches, kaltes und naſſes Wetter — daß Etwas an dem Fenſter der Wirthsſtube anpochte; und als der Wirth das Fenſter aufriß und fragte: Was gibt's? antwortete es: Ein armer alter Mann, der dieſe Nacht nicht weiter kann. Gebt mir einen Biſſen Brod und ein Nachtlager um Gotteswillen. — Um Gotteswillen iſt im weißen Schwan kein Glas Waſſer feil, antwortete der Wirth, und warf das Fenſter wieder zu; und inwendig ſagte er noch, laut genug, daß man es draußen hören konnte: Das wäre mir eben recht, ſolches Bettelvolk bey mir zu beherbergen, damit ſie die Gelegenheit ausſpieniren, und ihren Diebsgeſellen den Weg zeigen. So einer mag am Zaune liegen. — Der arme Wanderesmann hörte das wohl, ſagte aber kein Wort, ſondern ſchlich langſam über den Weg, und klopfte an einem kleinen Hauſe an, in welchem ein armer Mann mit ſeiner Frau wohnte. Die Frau ſpann bey der Lampe, und der Mann las ihr aus der Bibel vor, und er hatte eben den Spruch geleſen:

Bittet, ſo wird Euch gegeben; ſuchet, ſo werdet Ihr finden; klopfet an, ſo wird Euch aufgethan. — Da klopfte nun gerad der alte Mann an das Fenſter, und da die Frau aufmachte, und fragte: Wer iſt da? antwortete er ebenſo, wie er zu dem Wirthe geſprochen hatte. Wie nun der Mann inwendig das hörte, nahm er das Licht, ging hinaus, und öffnete die Thür; dann bot er dem armen Wanderer die Hand und half ihm über die Schwelle; denn er war ganz erfroren und vom Regen durchnäßt. Und als er in die Stube trat, ſagte die Frau freundlich, willkommen! und der Mann: Gott grüß Euch, Vater! — Denn der Wanderer ſah in ſeinem dürftigen Anzuge doch gar ehrwürdig aus. Dann räumten ſie ihm auf der Bank am Ofen einen Sitz ein, und trockneten ſeine Kleider, und die Frau ſetzte einen Topf mit Erdäpfeln an das Feuer, und machte ein Abendeſſen zurecht. Und wie ſie nun am Tiſche ſaßen, und den fremden Mann freundlich nöthigten zuzugreifen, wurde dieſer ganz heiter, und ſagte nach vielen frommen und gottesfürchtigen Geſprächen, recht zutraulich zu den Wirthsleuten: Ich meine, Ihr habt es nicht gerade übrig, und doch nehmt Ihr mich ſo freundlich auf. Gott vergelt es Euch. Wünſcht Ihr Euch nichts? — Was ſollten wir

und groß wünſchen? ſagte der Mann. Wir haben eben nicht viel, aber wir leiden auch keine Noth, da wir beyde geſund ſind, und arbeiten können. — Und Ihr, junge Frau, ſagte der Fremde, ſeyd Ihr auch ſo genügſam, wie Euer Mann, daß Ihr Euch nichts wünſchen mögt? — Da erröthete die Frau, und der Mann ſagte lächelnd: Sie wünſcht ſich wohl Etwas; aber ſie will's nicht ſagen. Nicht wahr, Elſe, einen Jungen wünſcheſt du dir in die Wiege? — Die Frau wurde noch röther und ſagte: Ja ja, wenn es Gottes Wille wäre. — Nun, ſagte der Fremde, dazu kann ja wohl mit Gottes Hülfe Rath werden. Aber wenn der Junge ſtatt des kleinen Häuschens ein größeres, und ein Gärtchen daran, und noch ſonſt Einiges erbte, das wäre doch auch nicht übel. — Uebel ſchon nicht, antwortete die Frau, aber die Schrift ſagt: Die da wollen reich werden, fallen in Verſuchung; und es könnte ja ſeyn, wir wären dann nicht mehr ſo frohen Muths, wenn wir für mehr zu ſorgen hätten, und hätten dann einander vielleicht nicht mehr ſo lieb. — Gut wär' es aber doch, wenn wir uns etwas beſſer regen könnten, ſagte der Mann.

Wie es nun Zeit zum Schlafengehn war, nahm die Frau ihren Mann bey Seite und ſagte:

Ich denke, Baſtel, wir laſſen den alten Vater in unſerm Bette ſchlafen, und behelfen uns auf einer Streu. Er iſt noch immer nicht ganz durchgewärmt, und ſo wird ihm das Bett wohlthun. Der Mann war das gleich zufrieden, und ſo ließen ſie den alten Mann in ihrem Bette ſchlafen, und legten ſich ſelbſt auf das Stroh, und ſchliefen, wie immer, recht frohen Muthes ein.

Als nun der Morgen zum Fenſter hereinſah und ſie zur Arbeit rief, ſagte der Mann: Ich muß doch nach unſerm Gaſte ſehn! und ging in die Kammer. Aber das Bett war leer, und der Alte war fort, und doch war die Hausthür zu, und Niemand hatte ihn weggehn ſehn, auſſer dem Schwanenwirth, der, wie es ihm oft begegnete, nicht hatte ſchlafen können, und nun brummend am Fenſter ſtand. — Wie ſich nun die beyden Leute über das Verſchwinden ihres Gaſtes wunderten, und die Frau noch Einmal in die Kammer ging, um recht zuzuſehn, rief ſie: O Baſtel, was iſt das in aller Welt? Da ſteht ja in der Ecke eine Wiege, blau und roth gemacht, mit ſchönen Federbetten drinn, und oben drauf ein Jungen-Mützchen! Hat man je ſo etwas Hübſches geſehn? — Und als die verwunderten Eheleute wieder in die Stube traten,

rief der Mann, indem er ſich die Augen rieb: Ich weiß nicht; aber die Stube kömmt mir gar nicht mehr vor wie ſonſt. Sie iſt größer, und Alles iſt ſo blank darinn. Und wie ſie vollends hinaustraten, und ſahen, daß ihr Haus faſt ſo groß geworden war, wie das Wirthshaus gegenüber, und daß in dem Hofe zwey Kühe ſtanden, und neben Jeder ein Kalb, da konnte ſich die Frau vor Freude nicht laſſen, ſondern fiel ihrem Mann um den Hals, und weinte bitterlich, und der Mann konnte auch vor Thränen nicht ſprechen. Das hat Gott gethan, ſagten ſie endlich, wie aus Einem Munde. Der fremde Mann iſt ein Engel geweſen! Ach Baſtel! — ach Elſe! — Laß uns nur unſer Glück recht fromm und dankbar genießen! Laß uns nur nicht hochmüthig werden auf unſerm Reichthum! — Und nun beteten ſie recht andächtig ihren Morgenſegen, beſahen Alles noch Einmal, und gingen dann zuſammen an die Arbeit, wo ſie eben ſo emſig waren wie immer.

Die guten Leute hatten nun ſchon ein Paar Stunden gearbeitet, da trat der Schwanenwirth, der ſich wieder auf ſeinem Lehnſtuhl ausgeſtreckt und den fliehenden Schlaf geſucht hatte, an's Fenſter, und legte ſich, nach ſeiner hochmüthigen Weiſe, mit der langen Pfeife heraus. Wie er

nun ſo vor ſich hin ſah, und plötzlich gegenüber ein großes Haus erblickte, wo ſonſt nur eine kleine Hütte geſtanden hatte, wußte er gar nicht, wie ihm geſchah, rieb ſich die Augen, und meinte, es ſey ein Traum. Wie es aber nicht anders wurde, er mochte machen, was er wollte, rief er ſeine Frau und ſagte: Frau, komm her, und ſchau heraus, und ſage mir in's Henkers Nahmen, ob ich behext bin, oder was das ſonſt vorſtellt. Iſt nicht aus dem Baſtel ſeinen miſerabeln Vogelbauer in der Nacht ein Schloß geworden, faſt wie kein Wirthshaus? — Die Frau ſah heraus und fand es auch ſo, und bald war im Wirthshauſe Alles auf den Beinen, und das ganze Dorf lief zuſammen, und gaffte das Wunder an, und es war von nichts anderm die Rede, als von Baſtels neuem Hauſe. Wie es aber damit zugegangen, konnte kein Menſch errathen.

Nun war es wohl natürlich, daß, als Baſtel und ſeine Frau von der Feldarbeit nach Hauſe kamen, ſich Alles um ſie her drängte, und wiſſen wollte, was es mit dem Hauſe für eine Bewandtniß hätte. Auch der dicke Wirth kam über den Weg herüber, und nachdem er ſich mit den Ellenbogen durch den Haufen Platz gemacht hatte, ſtellte er ſich dem Baſtel gegenüber, rückte, was er ſonſt

nie gethan hatte, an ſeiner Sammtmütze, und ſagte: Ihr ſteht wohl mit dem Junker Gott ſey bey uns im Bunde, Buſtel? Wie iſt denn aus Eurem Koben ſo ein ſtattliches Haus geworden? — Da erzählte nun der Mann auf der einen, und die Frau auf der andern Seite, was ihnen mit dem alten Wandersmanne begegnet war, und wie ſie gar nicht zweifeln könnten, daß ſie ihm ihr Glück zu verdanken hätten. Da erſtaunten die Leute noch mehr, und Jeder wünſchte, daß der Fremde bey ihm eingekehrt ſeyn möchte, und meinte, er würde es dann eben ſo gemacht haben. Niemand aber ärgerte ſich mehr, als der Wirth zum Schwan. Denn daß der Fremde, wer er nun auch geweſen ſeyn mochte, kein andrer war, als der auch bey ihm angeklopft hatte, und ſo unfreundlich von ihm abgewieſen worden war, daran konnte er nicht zweifeln. Er hatte ihm beym Weggehn in der Dämmerung gar wohl wieder erkannt.

Von dem Tage an hatte nun der Schwanenwirth keine Freude mehr. Alles ſein Gut war ihm verleidet. Nie legte er ſich mehr mit der langen Pfeife zum Fenſter heraus; aber ſo tief er ſich auch immer in ſeiner Stube ſetzen mochte, immer ſah er das Haus ſeines Nachbarn. Er ließ

das ſeinige neu anmahlen, und den Schwan auf dem Zeichen friſch verſilbern. Aber was half es ihm? Baſtel's Haus ſah doch immer blanker aus als das Wirthshaus. Da wurde er endlich vor Neid ganz gelb und mager, und ſeine Frau hatte keine ruhige Stunde mehr, und gegen die Gäſte war er ſo ungeſchliffen, daß bald Niemand mehr in das Wirthshaus kam. Dagegen waren Baſtel und ſeine Frau das wahre Bild der Zufriedenheit. Sie hatten einander noch eben ſo lieb als zuvor, und da ſie nun auch wirklich einen runden, gelblockigen Jungen in die Wiege bekommen hatten, ſo war, ihres Bedünkens, kein König auf der Welt reicher und kein Menſch glücklicher als ſie.

So war gerade ein Jahr ſeit jenem Wunder vergangen, und der Schwanenwirth ſaß am Ofen, und hörte, wie es drauſſen regnete und gegen die Fenſter ſtürmte, gerade wie an dem Abend, wo er den alten Mann ſo unfreundlich fortgejagt hatte. Es war natürlich, daß er jetzt wieder an die Geſchichte dachte; denn ſie lag ihm ſo immer in dem Sinn; und wie er ſo da ſaß mit untergeſchlagenen Armen, brummte er vor ſich hin: So wollt' ich doch, daß mich der Teufel geholt hätte, eh' ich den alten Hexenmeiſter von der Thür wegjagte. Aber wer Henker konnte das wiſſen? — Und wie

er ſo brummte und ſich ſelbſt verwünſchte, pocht es wieder an das Fenſter, und der Sturm tobt ärger als je. Da ſtand er auf, ſtellte das Licht in das Fenſter, und ſieht einen alten Mann, der ihm gerade ſo verkömmt, wie Baſtels großmüthiger Gaſt, und bittend zu ihm ſagt: Gebt mir ein Nachtlager und einen Biſſen Brod aus Barmherzigkeit. Dieſe Worte und die Stimme des Mannes fuhren dem Wirthe wie ein Blitz durch den Leib, und er konnte vor Freude kaum antworten: Ja, ja, mit dem größten Vergnügen! Es wird mir die allergrößte Ehre ſeyn; ich will gleich aufmachen — und was er noch mehr ſo herausſtotterte. Dann trippelte er mit dem Lichte in der Hand die Stufen hinunter, wie man ihn lange nicht hatte laufen ſehn, und rief im Vorbeygehn in die Küche: Frau, ſetze bey was du haſt, ſteck' einen Hahn an den Spieß; mach' eine warme Weinſuppe vorher. Aber ſchnell, ſchnell, wir bekommen vornehme Gäſte. — Die Frau, die ſich einbildete, es führe irgend eine vornehme Herrſchaft vor, rief gleich ihren Mägden und ſchürte das Feuer zuſammen; war aber nicht wenig verwundert, als ihr Mann mit vielen Kratzfüßen und Entſchuldigungen einen alten Mann, der in ſeinem dürftigen grauen Rocke ziemlich einem Bettler

glich, hereinleuchtete, und ihm eben das Herren-Zimmer Nummero 7 aufzuschließen befahl. Der Fremde nahm aber dieses Anerbieten nicht an, sondern sagte, er sey nicht gut auf den Füssen, und wollte lieber in der Wirthsstube bleiben, als noch eine Treppe steigen. Der Wirth erbot sich, ihn mit dem größten Vergnügen hinauf zu tragen; der Fremde blieb aber bey seiner Weigerung, und ließ sich auf dem Lehnstuhle nieder, den sonst Niemand einnehmen durfte, als der Wirth. Dieser lief nun auf und ab, schaffte herbey, was Küche und Keller vermochten, und sagte seiner erstaunten Frau in's Ohr: das sey eben der Tausendkünstler, der dem Bastian das schöne Haus über Nacht gebaut habe. Und was hat ihm denn der Bastel vorsetzen können, setzte er hinzu, als etwa ein Paar elende Erdäpfel? Wenn wir ihn gut bewirthen, so wird er uns schon noch besser bedenken. — Und die Frau sagte das ihren Mägden wieder, und die sagten es den Nachbarn, und in wenigen Augenblicken war es wie ein Lauffeuer im ganzen Flecken herum, der Hexenmeister sey wieder da, und sey in dem Schwane eingekehrt. Ja Manche wußten schon von Wundern, die er gethan; das Unglaublichste wurde geglaubt, und Niemand gönnte dem

Wirthe das Glück, das ihm, wie ſie meinten, zugefallen war.

Was nun lange nicht geſchehn war, geſchah an dem Abend; eine Menge Gäſte kam in das Wirthshaus. Alle Tiſche waren beſetzt, und wer an den Tiſch kommen konnte, an dem der Graurock ſaß, hielt ſich für beſonders glücklich. Dieſer war anfänglich ganz ſtill, aß und trank was ihm vorgeſetzt wurde, und ſchnitt dabey wunderliche Geſichter, etwa wie Einer, der den Geſichts-Tik hat. Bisweilen knöpfte er auch den Rock auf, als ob ihm zu warm würde, und da wollte denn der Eine eine prächtige goldene Kette unter der Weſte, der andre rothfunkelnde Edelſteine auf ſeinem Wamſe geſehen haben. Wie nun die Mahlzeit vorüber und die Stube recht voll neugieriger Gäſte war, legte der Fremde Meſſer und Gabel aus der Hand, und ließ ſich mit dem Wirthe in ein Geſpräch ein. — Das war halt eine paſſable Mahlzeit, Herr Wirth. Immer aber iſt Er nicht ſo freundlich gegen Seine Gäſte. Nach Unterſchied, antwortete dieſer, nachdem man eben die Leute vor ſich hat. — Wofür hält Er mich denn? fragte der Fremde. — Das weiß ich freylich ſo eigentlich nicht zu ſagen, erwiederte der Wirth; aber ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich Sie für einen

vornehmen Cavalier halte, der zum Spaß incognito reißt. — Der Graurock lächelte, und ſchnitt wieder ſeine wunderlichen Geſichter. Dann fuhr er fort: Ich kenne Ihn wohl länger als Er glauben mag, Herr Wirth. — Sehr viel Ehre, ſagte der Wirth, und lüftete die Mütze. — Ja, Er war von Klein auf ein durchtriebner Schalk. Weiß Er noch, wie Er Seinen blinden Grosvater aus dem Blasrohre mit Erbſen auf die Naſe ſchoß, und dann zum Fenſter hinaus zankte, als ob die Buben von der Straße hereingeworfen hätten? Oder wie Er auf dem Dache Seiner Mutter die Würſte aus der Eſſe angelte? — Ja, es iſt wahr, ſagte der Wirth; ich war ein loſer Vogel, und ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, wie meine Mutter ſeliger über ihre Würſte klagte, und ich ihr weiß machte, die Fledermäuſe hätten ſie gefreſſen. — Seine Mutter hielt Etwas auf Beten und Singen, fuhr der Graurock fort, und hielt auch Ihn dazu an. Sie hatte eine gute Art dabey. Für jeden Spruch oder Vers, den Er auswendig wußte, gab ſie Ihm einen Kreuzer. Und das muß man ſagen, Er verdiente Etwas mit der Gottesfurcht. Das Geld lieh Er dann armen Leuten auf Pfänder aus — Iſt's nicht ſo? — Ich habe mein Geld immer arbeiten laſſen, erwi-

derte der Wirth, verwundert, daß der Fremde ſo viel von ſeiner Kindheit wußte; und dabey blies er ſich auf; denn er meinte, er müßte doch von Klein auf eine wichtige Perſon geweſen ſeyn. — Der ärgſte Schelm aber, fuhr der Alte fort, war Er doch in der Schule. Alle Bubenſtücke brachte Er auf und ſetzte ſie in Gang, und wenn Eines herauskam, wußte Er es immer ſo einzurichten, daß die Andern Schläge, Er aber Lob bekam. Weiß Er noch, wie Er Einmal beym Schul-Examen das ganze Athanaſianiſche Glaubensbekenntniß — oder wie es heißt — vorwärts und rückwärts aufſagte, und der Pfarrer Ihn allen Andern zum Muſter aufſtellte, und Seiner Mutter vor Freude die hellen Thränen über die Backen lieſen — und Er ſich umdrehte, eine Fratze ſchnitt, und die Zunge herausſtreckte? — Der Wirth erſchrack und dachte: Wer muß der nur ſeyn, der Alles und Alles weiß? Dann aber faßte er ſich wieder und dachte: Nun ja, er muß freylich mehr können als andre Leute, ſonſt brächt' er nicht ſo große Dinge zur Kraft. — Und da der Alte zu jeder Büberey, die er erzählte, lachte, und die Gäſte ebenfalls einſtimmten, ſo lachte der Wirth auch mit, und rechnete auf die Vergeltung am folgenden Morgen.

So trieb es nun der Graurock eine ganze Zeit, und hielt dem Schwanenwirth unter Lachen und Kurzweil ſeine Sünden in guter Ordnung vor. Von den Kinderſtreichen kam er auf die Jugendſtreiche, und dann immer weiter — und die Sache wurde immer bedenklicher und ernſthafter, ſo daß der Wirth mit aller Gewalt, die er ſich anthat, doch kein Lachen mehr aufbringen konnte. Da kamen Geſchichten vor von ausgegrabnen Grenzſteinen, von falſchen Schuldbriefen, von abgeſchwornen Unterſchriften, von falſchen Zeugniſſen, und dergleichen. Und da der Alte jedes Schelmſtück ganz klar und deutlich zu erzählen wußte, und die, welche der Wirth um das Ihrige betrogen hatte, oder die Kinder und Verwanden der Betrogenen gegenwärtig waren, ſo entſtand ein entſetzlicher Rumor in der Stube, und die Ehrentitel von Dieb, Spitzbube und dergleichen, wurden nicht geſpart, und die Drohungen auch nicht. Der Wirth wollte nun Manches in Spaß umkehren; leugnete auch wohl dieß und das. Aber es half ihm nichts. Der Graurock wußte Alles beſſer und überführte ihn auf der Stelle. Da wurde der Wirth immer bläſſer und armſeliger, und ſchwieg am Ende ganz ſtill. Wie nun der Lärm am ärgſten war, und der Wirth wie zer-

ſchlagen da ſaß, und Mitternacht herankam, ſtemmte ſich der Alte mit den Händen auf den Tiſch, um aufzuſtehn, und ſagte: Ich muß dieſe Nacht noch weiter. Was bin ich ſchuldig? — Der Wirth wollte nicht fordern, denn er hoffte noch immer der Alte hätte ihn nur ſo gequält, um ihn deſto beſſer zu bedenken. — Ey was, ſagte der Fremde, umſonſt will ich bey einem ſolchen Schelme nicht gezehrt haben, und warf ein Goldſtück auf den Tiſch, ſo groß wie das Innre der Hand. Dann ſtand er auf, und humpelte zur Thür hinaus, ohne gute Nacht zu ſagen; als er aber auf der Schwelle ſtand, kehrte er ſich zum Wirthe um und ſagte: Auf Wiederſehn, Herr Wirth zum weißen Schwan. — Die Gäſte gingen nun auch alle fort, und es war Allen unheimlich zu Muth. Wo der Graurock hingekommen, wußte keiner; ſo wie auch keiner wußte, was er von ihm denken ſollte.

Wie nun die Stube leer war, ſtand der Wirth noch lange ganz verdutzt, und ſah auf Ein Fleck, und dachte an die lange und ſchwere Beichte, die der Alte in ſeinem Nahmen abgelegt hatte. Um ſeine Sünden hätte er ſich nun wohl ſo ſehr nicht bekümmert; ſie hatten ihn ja zum reichen Manne gemacht; aber daß ſie alle ſo offenbar ge-

worden waren, und daß er jetzt mit ſeiner betrognen Hoffnung ein Spott der Leute werden ſollte, das konnte ſein Hochmuth nicht verwinden. Mit einem tiefen Seufzer trat er nun an den Tiſch, auf dem das große ſchwere Goldſtück funkelte. Es iſt doch Etwas, dacht' er, und ſtreckte die Hand darnach aus. Aber als er das funkelnde Gold anrührte, war es der Schnitt einer gelben Rübe. Darüber erſchrack er nun ſo, daß er tod zur Erde fiel. So fand ihn ſeine Frau, und man konnte ihn nicht wieder zu ſich bringen. Der Gaſthof zum Schwan wurde nun zugemauert; denn Niemand wollte mehr hineingehn, viel weniger ihn kaufen. Kinder hinterließ der Wirth nicht, und ſo kam ſein Geld und Gut, das er mit Sünden zuſammengebracht hatte, an lachende Erben. Einige ſeiner Grundſtücke kaufte Baſtel, der mit ſeiner Elſe lange Jahre in Einigkeit und Frieden lebte, und Kinder und Enkel erzog, und immer ein Wohlthäter der Armen und ein Freund aller rechtſchaffnen Menſchen blieb. —

Das iſt ein prächtiges Mährchen, ſagte Eduard. Ich konnte mir gleich denken, daß der hochmüthige Wirth betrogen werden würde, und daß es mit dem Graurock nicht richtig ſey. —

Wer war denn aber der Graurock? fragte Lili.

Man weiß es nicht recht, antwortete der Vater; aber etwas Gutes war er ſicherlich nicht; und wer kein gutes Gewiſſen hat, mag immer wünſchen, daß er nicht bey ihm einſpricht. Daß er ein ganz andrer war, als Baſtels Gaſt, das verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Sechs und zwanzigster Abend.

Da am folgenden Abend das Geſpräch des vorigen Tages wieder aufgenommen, und mannichfaltig erweitert wurde, erinnerte ſich die Pfarrin eines Beyſpiels von uneigennütziger Aufopferung, das ſich während ihres Aufenthaltes in der Hauptſtadt ereignet hatte, und wegen der langen Ausdauer, womit es verbunden war, Auszeichnung verdiente.

Sie erinnern ſich doch, lieber Vater, ſagte ſie, des großen Hauſes vor dem Lorenzthor, mit der prächtigen Einfahrt und dem vergoldeten Balcon?

Du meinſt den Schweigeriſchen Pallaſt mit dem großen Park und dem zierlichen Kiosk darinn?

Eben den. Sie haben wohl auch ſeinen Erbauer gekannt?

Wie' ſollt' ich nicht? Die ganze Welt kannte ihn ja. Er hat traurig geendigt.

Leider, antwortete die Pfarrin. Aber ſein Beyſpiel hat wenige belehrt, und mehr als Einer hat nach ihm wieder auf dem nemlichen Fuße gelebt, und auf dieſelbe Weiſe geendigt.

In der Zeit, fuhr ſie fort, wo dieſes Haus im vollſten Glanze ſtand, ſah die Beſitzerin deſſelben eines Tages ein armes Mädchen auf der Treppe ſitzen, das bey ihrer Annäherung aufſtand und ſie verſchämt um ein Allmoſen anſprach. Das Kind war nur zur höchſten Noth bedeckt und zitterte vor Froſt; aber auch in ſeinem elenden Aufzuge fiel die Armuth ſeiner Züge und ſeines Betragens auf. Auf mehrere Fragen, welche Frau von Schweiger an das Kind that, erfuhr ſie, daß es eine Waiſe ſey; daß die Pflegeltern, denen es von der Obrigkeit anvertraut worden, es weder in die Schule ſchickten, noch es ſelbſt zur Arbeit anhielten; daß es den ganzen Tag auf der Straße mit Betteln zubringen müſſe, und oft am Abend, beym Abliefern des Ertrages, wenn dieſer nicht reichlich genug ausgefallen, hart gezüchtigt werde. Dieſe Umſtände, die dem ſchüchternen Kinde nur allmählig abgefragt werden konnten, rührten das Herz der reichen Frau. Sie nahm das Kind zu ſich,

ließ es kleiden und übergab es der Frau ihres Hausmeisters, um für seine Erziehung Sorge zu tragen.

Mehrere Jahre verginglen, ohne daß weiter von der kleinen Marianne die Rede war, die sich unter der zahlreichen Dienerschaft verlohr. Nun pflegte Frau von Schweiger im Sommer den Kiosk zu bewohnen, der in einem der schattigsten Theile des Parks und ziemlich weit von dem Wohnhause entfernt liegt. Sie hatte die Gewohnheit im Bette zu lesen, und oft sah man ihr Licht noch spät nach Mitternacht, wenn Alles schlief, in ihrem Schlafzimmer. Einstmals tief in der Nacht, wo Marianne Etwas aus dem Garten holte, das am folgenden Morgen gebraucht werden sollte, sah sie in einem Zimmer des Kiosk eine Flamme auflodern, und sie zweifelte nicht, daß dieses in dem Schlafzimmer ihrer Herrin sey. Unverzüglich stürzt sie hinein, reißt die Schlafende aus dem hellodernden Bette, trägt sie auf eine Rasenbank im Gebüsch, und ruft um Hülfe. Nachdem nun die Flamme gelöscht und die Ruhe wieder hergestellt ist, fragt Frau von Schweiger nach ihrer Retterin. Sie hatte sie in der Dunkelheit der Nacht und in der Betäubung des Schreckens nicht erkannt, und wurde nun erst wieder an das Kind erinnert, das

ſie vor Jahren von der Straße aufgenommen hatte. Marianne wurde zu ihr gebracht. Schüchtern trat ſie in das Zimmer, und über die Umſtände des Brandes und der Rettung befragt, erzählte ſie, daß die Flammen über dem Betthimmel zuſammengeſchlagen, und das hölzerne Geſimſe des Zimmers ergriffen habe. Es war kein Zweifel, daß, wenige Augenblicke ſpäter, die Schlummernde das Opfer ihrer Unvorſichtigkeit geworden wäre; und man kann denken, wie ſehr ſie ſich der Entſchloſſenheit ihrer Retterin verpflichtet glaubte. Sie öffnete ihren Schreibtiſch, ſteckte einige Dutzend Goldſtücke in einen Beutel, und wollte ihn Mariannen in die Hand drücken. Dieſe hielt ihre Hände unter der Schürze verborgen. So gib doch deine Hand her! ſagte Frau von Schweiger. Marianne ſah erröthend zur Erde, und es zeigte ſich, daß ihre beyden Hände beym Herabreißen der brennenden Vorhänge vom Feuer beſchädigt, und mit Tüchern umwickelt waren. — Bey dieſer Entdeckung fiel die ſonſt ſtolze Frau dem beſchämten Mädchen um den Hals, und dankte ihm noch inniger, und verdoppelte die Summe, die es ihm zum Geſchenke beſtimmt hatte. Aber dieſe anzunehmen war Marianne nicht zu bewegen. Ach, gnädige Frau, ſagte ſie mit einem Erröthen,

das ſie noch ſchöner machte, wie könnte ich doch eine Belohnung für einen Dienſt annehmen, der ſich ja ganz von ſelbſt verſteht? Sie haben mich als ein armes und hülfloſes Geſchöpf von der Straße aufgenommen und dem Elend entriſſen. Ich habe durch ihre Güte Nahrung und Unterricht erhalten, und ich danke Gott, daß er mich gewürdigt hat, meine Wohlthäterin aus einer Gefahr zu retten. Ich wäre ja das auch dem fremdeſten Menſchen ſchuldig geweſen. Die Freude, die ich darüber habe, daß mich gerade das Glück in dem Augenblicke der Noth zu Ihnen geführt hat, iſt mir Belohnung genug, und ich würde dieſe einzubüßen glauben, wenn ich Ihr Geſchenk annehmen müßte. — Frau von Schweiger drang nun nicht weiter in ſie, ſondern entließ ſie mit der Verſicherung, wie ſie wohl einſehe, daß ſich ein ſolcher Dienſt nicht bezahlen laſſe, daß ſie aber nie vergeſſen werde ihr das Leben ſchuldig zu ſeyn, und daß ſie künftig beſſer für ſie ſorgen wolle.

Die Geſtalt des Mädchens, die ſich auf das vortheilhafteſte entwickelt hatte, ſeine Geſinnungen, und ſeine beſcheidene Rede hatten auf Frau von Schweiger einen tiefen Eindruck gemacht. Sie tadelte ſich, ſo wenig an ſie gedacht zu haben, und da ſie auch von ihrem Hausmeiſter die vortheil-

hafteſten Zeugniſſe von der Sittſamkeit ihres Betragens, ihrer Freundlichkeit gegen Jedermann und ihrer unermüdlichen Arbeitſamkeit — die ſie eben noch ſo ſpät in den Garten getrieben — erhielt, bedachte ſie ſich nicht lange, ſondern nahm ſie aus der Küche in ihren beſondern Dienſt. Bald ſah ſie, daß ſie keinen beſſern Entſchluß hätte faſſen können. Nie war ſie mit größerer Sorgfalt bedient worden, als jetzt. Marianne dachte an Alles, fand ſich in Alles; auch in die Launen ihrer Herrin wußte ſie ſich zu ſchicken, ihnen auszuweichen, oft auch ſie zu zerſtreun. Ihre Herrin ward ihre Freundin. Nirgends vergaß ſie den Zwang der großen Welt ſo gern und ſo leicht, als in dem Umgange mit der ſanften, beſcheidnen und verſtändigen Dienerin.

Dieſes glückliche Verhältniß ſollte nicht von langer Dauer ſeyn. Das Haus brach. Nichts wurde gerettet; nicht einmal das Capital, das Frau von Schweiger in die Bank ihres Mannes für Mariannen niedergelegt hatte. Der Unglückliche, der leider bey dieſem Ereigniſſe nicht frey von Schuld war, ſtarb kurze Zeit nach demſelben aus Gram; und was ſeinen Tod am meiſten erſchwerte, war der Gedanke an das Elend, in welchem er eine geliebte Frau zurücklaſſen mußte.

Dieſe war zu derſelben Zeit auch krank, und der Tod wäre ihr vielleicht willkommen geweſen; aber ſie wurde gerettet, um noch trübere Tage zu ſehn. Unermüdlich war jetzt Marianne um ſie beſchäftigt. Sie ſaß Tag und Nacht an ihrem Bette; und nachdem das Unglück den Schwarm der Augendiener vertrieben hatte, blieb Marianne allein, wie ſie immer geweſen war, hülfreich, pflegend und tröſtend. An ſich dachte ſie nicht. Die Thränen, die ſie weinte, galten nur dem Schickſale ihrer Gebieterin.

Als nun dieſe ihr Lager wieder verlaſſen konnte, raffte ſie den kleinen Reſt ihrer Habe zuſammen, verkaufte was verkäuflich war, und ſah mit Schrecken, daß ihr nicht ſo viel blieb, um auch bey der größten Beſchränkung davon leben zu können. Nachdem ſie nun ihren Ueberſchlag gemacht, und einen Entſchluß gefaßt hatte, kündigte ſie eines Morgens Mariannen an, daß ſie ſich trennen müßten. Ich bedarf deiner Dienſte nicht mehr, gutes Kind, ſagte ſie. Ich kann ſie nicht mehr lohnen; ja, ich bin nicht mehr im Stande dich zu erhalten. Geh und ſuche dir einen andern Dienſt, und nimm, da ich dir nichts weiter geben kann, meinen Segen, meine Liebe, meinen Dank für alles das Gute mit, das du

mir erwieſen haſt. Dabey faßte ſie ihre beyden Hände und zog ſie an ihr Herz, und ihre Thränen miſchten ſich mit den Thränen ihrer Dienerin. Ach ſagte die unglückliche Frau, das iſt, Gott weiß es, das Schmerzlichſte von Allem!

Nach dem erſten heftigen Ausbruche des Schmerzes, und da Marianne wieder zu Worten kommen konnte, ſagte ſie: Iſt es nur möglich? Sie wollen mich von ſich ſchicken, jetzt, wo ſie meine Dienſte gar nicht entbehren können? Und warum? Weil Sie mir nicht mehr lohnen, mich nicht mehr erhalten können. Aber ich kann mich ſelbſt erhalten, und daß ich es kann, bin ich Ihnen ſchuldig. Ich bin an die Arbeit gewöhnt; ſie iſt mir ein Bedürfniß; ja, ſie macht mein größtes Vergnügen aus. Wie viel mehr, wenn ich für Sie arbeiten darf, die Sie meine zweyte Mutter ſind? Iſt das nicht Lohn genug? Oder könnt' ich noch einen andern begehren von meiner Wohlthäterin, von der, die mich aus ſo tiefem Elend gerettet und dem Verderben entriſſen hat? Behalten Sie mich, ſetzte ſie mit der anmuthigſten Gutmüthigkeit hinzu; ich habe ja die guten Tage bey Ihnen genoſſen — und es werden auch jetzt wieder gute Tage kommen. — Und dann mit größerer Schüchternheit: Wenn Sie mich auch entbehren

können, wie könnte ich mich von Ihnen trennen? Wahrhaftig, das Herz würde mir brechen. —

Frau von Schweiger konnte auf diese Rede nicht antworten. Thränen erstickten ihre Stimme. Sie drückte Mariannen an ihre Brust und sah dankend zum Himmel.

Nachdem sich nun Marianne von ihrer ehemaligen Gebieterin die Erlaubniß erbeten hatte, bey ihr zu bleiben, richtete sie die neue Wirthschaft mit großer Heiterkeit ein, und wußte Alles so geschickt zu ordnen, daß sich Frau von Schweiger auch daran erfreuen mußte, so unendlich weit auch der Abstand von ihrer ehemaligen Einrichtung war. Dann bewarb sie sich um Arbeit; und da sie eben so geschickt als emsig war, vermehrte sich ihre Kundschaft bald. Auch Frau von Schweiger benutzte die Geschicklichkeiten, die sie vormals nur aus Langerweile geübt hatte, und erfuhr erst jetzt, daß die Arbeit nicht bloß nährt, sondern erfreut. Mariannens Beyspiel that auch hier Wunder. Da ihre Miene immer die stille Heiterkeit zeigte, die in ihrem Herzen war, so vergaß auch die arme Natalie ihren Gram und ihre bessern Tage, und scherzte bisweilen so heiter über ihre Armuth, daß Marianne dann nur mit Mühe die Thränen zurückhielt.

Doch ach das Maaß der Leiden dieſer Frauen war noch nicht angefüllt. Da ſie einſtmals bey Gelegenheit der Vermählung eines reichen Fräuleins viel weißes Zeug zu nähen bekamen, das gut bezahlt wurde, aber auch ſchnell gefördert werden mußte, hatten beyde oft bis tief in die Nacht bey der Arbeit aufgeſeſſen, und die Augen der unglücklichen Frau, ſchon früher durch Weinen geſchwächt, wurden ſo angegriffen, daß bey fortgeſetzter Anſtrengung völliges Erblinden zu fürchten war. Die Helle des Tageslichts konnte ſie nicht mehr ertragen. Oft mußte ſie ſich die Augen verbinden, um ihren Schmerz nur ein wenig zu mildern. Dann war an Arbeit nicht zu denken. Aber auch in beſſern Stunden war Stricken faſt das Einzige, womit ſie ſich beſchäftigen konnte.

Die doppelten Sorgen, die jetzt auf der armen Marianne laſteten, ſtörten doch den Frieden ihrer Seele nicht, und ſie ſchien nur um deſto froher, je mehr ſie ſich für ihre ehemalige Wohlthäterin mühen mußte. Wäre nur dieſe zu erheitern geweſen! hätte nur das neue Unglück das arme gebeugte Herz nicht allzu tief niedergedrückt! Marianne that was ſie konnte, und die Unterhaltung der armen Geblendeten war ihr jetzt faſt eine größere Sorge, als das Herbeyſchaffen der

nöthigen Bedürfniſſe. Es war ein Segen des Himmels, daß ſie dieſen Anſtrengungen nicht erlag, und die Freudigkeit, mit der ſie ihre Pflicht erfüllte, wurde durch die Entdeckung belohnt, daß ſie in ihrem Geiſte weit mehr Mittel der Unterhaltung und des Troſtes fand, als ſie früher geahnet hatte.

Endlich aber ſollten dieſe guten Menſchen doch wieder beſſere Tage ſehn.

Frau von Schweiger war in ihrer Jugend eines der ſchönſten Fräulein der Hauptſtadt geweſen. Die Blüthe der vornehmen Jugend bewarb ſich um ihre Gunſt, und unter dieſen Bewerbern war der junge Lerſé der ausgezeichneteſte. Er beſaß Alles, nur keine Glücksgüter. Auch Nataliens Eltern waren ohne Vermögen, aber ſo voll Achtung für den Reichthum, daß ſie ihrer Tochter auf keine Weiſe erlaubt hätten, nur durch die Tugenden ihres Mannes glücklich zu ſeyn. Der reichere Bewerber wurde alſo vorgezogen, und Natalie, zu jung, um einer ernſtlichen Neigung fähig zu ſeyn, gab dem Manne die Hand, dem ihre Eltern den Vorzug gegeben hatten. Lerſé, dem es unmöglich war, die Geliebte an der Seite eines Andern zu ſehn, verließ, wenige Tage vor ihrer Verbindung, ſein Vaterland, und ſuchte Ver-

geſſenheit ſeines Kummers in Amerika. Dort begünſtigte ihn das Glück. Einige gelungene Unternehmungen verſchafften ihm, was er bisher allein vermißt hatte, und die liebenswürdige Tochter eines ſeiner Freunde gab ihm ihre Hand. Mit ihr zog er, als die Geſchäfte ihn ermüdeten, um den Abend ſeines Lebens zu genießen, in ſeine Vaterſtadt zurück, kaufte einen angenehmen Landſitz in ihrer Nähe, und führte hier, ohne Prunk, das heitere Leben eines amerikaniſchen Pflanzers.

Bey der Rückkehr in die Stadt erwachte in Lerſés Gemüthe, der den Nahmen ſeines Schwiegervaters Plunket angenommen hatte, die Erinnerung an ſeine Jugendzeit, und das Andenken an Natalien, das er immer heilig gehalten hatte, drängte ſich mit neuer Gewalt hervor. Er erfuhr, daß ihr Mann ſie vor mehrern Jahren in den dürftigſten Umſtänden hinterlaſſen habe, und daß ſie wahrſcheinlich noch lebe. Mehr aber wußte man ihm nicht zu ſagen. Die Unglücklichen werden in großen Städten leichter als anderswo vergeſſen, und ſo lebhaft der Sturz des Schweigeriſchen Hauſes die Stadt in den erſten Wochen beſchäftigt hatte, ſo ſchnell ging die Erinnerung daran bey denen vorüber, die nicht unmittelbar dabey gelitten hatten. Doch gelang es endlich ſei-

nen Nachforſchungen eine Spur zu entdecken, die er unverzüglich zu verfolgen beſchloß. Ein alter Diener, der ihn nach Amerika begleitet hatte, und Zeuge ſeiner Jugendneigung geweſen war, half ihm dabey. Nachdem dieſer erfahren hatte, daß in einem entlegenen Gäßchen eine Wittwe wohne, die nach aller Wahrſcheinlichkeit die Geſuchte ſey, begab er ſich während der Dämmerung dahin, und wurde in einem ſchmalen und düſtern Hauſe in die Manſarde gewieſen. Mit Mühe klimmte er die drey ſteilen und dunkeln Stiegen hinauf; an der vierten aber, die mehr einer Leiter als einer Treppe glich, mußte er ausruhn, um Athem zu ſchöpfen. Während er hier ſtand, hörte er zwey weibliche Stimmen, die anmuthig und leiſe ein Abendlied ſangen. Nachdem es geendigt war, ſagte die eine Stimme: Wollten Sie ſich nicht heute etwas früher niederlegen? Die Ruhe wird Ihnen wohlthun. Vielleicht gibt Ihnen Gott endlich einmal einen ſanften Schlaf. — Im Grabe, erwiederte die andre Stimme, ſchwerlich eher. — Ach, Gott, verſetzte die erſte, warum kann ich Ihnen doch nicht den herben Gram abnehmen, der Sie verzehrt? Oder könnt' ich Ihnen Etwas von meinem Vertrauen mittheilen! Ich fühle die Größe Ihres Kummers; aber der mei-

gende Tag kann ja heitrer ſeyn. — Vielleicht! antwortete die zweyte Stimme. Betrübe dich nur nicht um mich, gutes Kind. Das Lied, das wir geſungen haben, hat mich ſehr erquickt; und ich hoffe, wenn auch nicht wie du auf beſſere Tage, doch auf mehr Stärke und frömmere Ergebung in die mir aufgelegte Laſt. — Dann ſagte ſie noch Einiges, aber ſo leiſe, daß es der Diener nicht verſtehen konnte.

Dieſer ſtand nun von ſeinem Sitze auf, erklimmte die letzte Stiege, klopfte leiſe an, und ward eingelaſſen. In einer kleinen Stube, die zugleich von der Armuth und der Ordnung ihrer Bewohnerinnen zeugte, ſah er eine bejahrte Frau mit verbundenen Augen auf einem Seſſel von geflechtenem Stroh mit einem Strickzeuge in der Hand, und eine jüngere, deren einfacher, faſt dürftiger Anzug, ihre Schönheit noch zu erhöhen ſchien. Der Diener wendete ſich mit der Frage, ob hier die verwittbete Frau von Schweiger wohne, an die Jüngere, die ihm die Thür geöffnet hatte. Nachdem die Frage bejaht worden war, ſagte er: er habe den Auftrag ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und ob ſie geneigt ſey, den Beſuch eines alten Freundes anzunehmen? — Eines alten Freundes? fragte Natalie nicht ohne Ver-

wunderung, und ſie war im Begriff hinzuzuſetzen: haben die Unglücklichen auch Freunde? — Aber ſie unterdrückte dieſe bittre Frage, und ſetzte hinzu: Wer iſt ihr Herr? — Herr Adam Plunket. — Dieſer Nahme iſt mir fremd. — Er führte ſonſt einen Andern, ſagte der Diener, und nannte ihn. — Bey dieſem Nahmen flog ein leiſes Roth über Nataliens Geſicht. Sie erinnerte ſich der frühern Verhältniſſe, und der treuen Liebe des Mannes, und zugleich drängten ſich die Erinnerungen an Alles, was ſich ſeitdem ereignet hatte, in ihre Seele zu. Doch faßte ſie ſich ſchnell, ſandte Herrn Plunket den verbindlichſten Dank für ſeine freundſchaftliche Theilnahme zurück, ließ aber ſeinen Beſuch verbitten, auf den ſie nicht eingerichtet ſey.

Der Diener, zu beſcheiden, um ſeinen Auftrag zu wiederholen, entfernte ſich für jetzt, und nachdem er bey der Hausbeſitzerin noch einige Erkundigungen über die Lage ihrer Miethsleute eingezogen hatte, meldete er ſeinem Herrn was er gehört und geſehn hatte. Sie iſt, ſagte er, die unglücklichſte Perſon von der Welt, und doch hört man nie eine Klage aus ihrem Mund. Sie erträgt die drückendſte Armuth ohne Murren; nur über ihre Blindheit grämt ſie ſich, weil nun die

ganze Laſt ihrer Erhaltung auf ihrem Mädchen liegt. Aber dieſes Mädchen, fuhr der alte ehrliche Diener mit Begeiſtrung fort, dieſes Mädchen iſt ein Engel von Schönheit und Sanftmuth, und der elende Winkel, den ſie bewohnt, iſt ein Heiligthum. —

Dieſe Nachrichten vermehrten Herrn Plunkets Unruhe über das Schickſal ſeiner vormaligen Geliebten, und er glaubte nicht genug eilen zu können, um ſie aus ihrem jetzigen Zuſtand zu retten. Er wäre gern auf der Stelle ſelbſt zu ihr geeilt; da er aber ſehr wohl fühlte, wie ſchmerzlich ſeine Erſcheinung der Unglücklichen ſeyn, und wie ſchwer ſie zu bewegen ſeyn würde, ſeine Hülfe anzunehmen, legte er die Einleitung der ganzen Sache in die Hände ſeiner Frau, der er die Lage Nataliens ſchilderte, ohne den Antheil zu verſchweigen, den er früher an ihr genommen hatte. Gleich am folgenden Morgen führte ſich Frau Plunket als eine neue Kunde ein. Es gelang ihr durch die Theilnahme, die ſie der unglücklichen Freundin ihres Mannes auf die ungeſuchteſte Weiſe bezeigte, ihr Herz zu öffnen, und ſie allmählig zur Annahme einer Unterſtützung zu bewegen, die mit eben ſo viel Zartheit als Eifer gebeten wurde. Bald wurde ſie auch bewegen, eine Wohnung in

Plunkets Landsitze anzunehmen. Die reine Luft des Landes ſtärkte ihre Geſundheit; der Anblick der grünen Wieſen und der wallenden Saatfelder erquickte ihre kranken Augen; die zarte Liebe ihrer Wohlthäter führte Heiterkeit in ihr Herz zurück. Sie erkannte jetzt, daß Gott den Unglücklichen nicht vergißt, und daß ſeine Hülfe oft am nächſten iſt, wenn ſie am wenigſten erwartet wird.

Niemand war glücklicher als Marianne. Ihre Tugenden waren von Jedermann gekannt; denn unaufhörlich floſſen Nataliens Lippen von Dank und Erinnrung an das Gute über, das ihr dieſe treue Freundin erwieſen hatte; und auch wenn man dieſe Tugenden nicht kannte, mußte man ihrer Beſcheidenheit und der Anmuth ihres Weſens huldigen. Herrn Plunkets Diener hätte ihr gern ſeine Hand geboten; aber er erwog den Unterſchied der Jahre, und warb ſie für ſeinen Neffen, einen liebenswürdigen und wackern Jüngling, der Herrn Plunkets Geſchäfte führte, und den Verwalter ſeines Hausweſens machte. In dieſem Verhältniſſe blieb ihre Verbindung mit Natalien unverändert. Denn nie würde ſie ſich entſchloſſen haben, eine Freundin zu verlaſſen, die zwar nicht mehr ihrer Hülfe bedurfte, aber ihre Liebe und Nähe nicht entbehren konnte.

Nachdem die Pfarrin geendigt hatte, war Niemand, der nicht die treue Liebe des guten Mädchens geprieſen hätte. — Wie wahr iſt es doch, ſagte der Grosvater, daß die Liebe Alles erträgt, Alles duldet, Alles beſiegt! Ohne Liebe wäre eine ſo langwierige Aufopferung ein Wunder; und das was darinne ſo ſchön iſt, iſt eben dieſe Tiefe der Liebe. Das iſt die Quelle alles Großen und Herrlichen. Es iſt die unerſchütterliche Grundlage unſrer Religion und die Pforte zum Himmel. Ja, ſie iſt der Himmel auf Erden. —

Nach dieſen Worten nahm der Grosvater den Arm ſeiner Tochter, küßte ſie auf die Stirn, und begab ſich zur Ruhe.

Der Vater blieb bey den Kindern, und erzählte ihnen noch folgende Geſchichte, die er einſtmals von einem Freunde gehört hatte:

In einem Braunſchweigiſchen Städtchen, Vorsfelde genannt, kam eines Tages — es war, denk' ich, in den Siebziger Jahren, — Feuer aus. Die Flamme hatte das Dach eines Hauſes ergriffen, und näherte ſich einem Boden, auf welchem einige Fäſſer Pulver ſtanden. Die Gefahr war groß; und da der ſchlimme Umſtand ſchnell bekannt geworden war, will Niemand zum

Löſchen heran. Endlich ſtürzt' ein Tagelöhner, der in dem gefährdeten Hauſe zu arbeiten pflegte, auf den Boden, rollt die Fäſſer an das Dachfenſter, das am weiteſten von der Flamme entfernt iſt, und übergibt ſie hier, wo keine Gefahr der Entzündung war, den Auſſenſtehenden. Jetzt konnte mit Sicherheit gelöſcht werden. Das Feuer wurde gedämpft, und das bedrohte Haus gerettet.

Einige Tage nachher trifft, ich weiß nicht wer? mit dem Tagelöhner zuſammen: lobt ſeine Entſchloſſenheit und den Dienſt, den er ſeinem Brodherrn und der ganzen Stadt erwieſen habe, und ſetzte hinzu: Es ſey doch ſehr verwegen geweſen. Da antwortete Jener: Verwegen, meinen Sie? Nein, glauben Sie mir das, aus Verwegenheit hab' ich es nicht gethan, ſo wenig als aus Hochmuth. Ich dachte ſo: Wenn auch das Pulver losgeht und dich trifft, ſo iſt der Schade ſo groß nicht. Aber wenn du das Pulver herausſchaffſt, ſo iſt doch noch Manches zu retten; und du haſt in dem Hauſe ſo vieles Gute genoſſen. Und da dacht' ich: In Gottes Nahmen denn! Und holte die Fäſſer heraus. Sehn Sie, das war es; und nicht Verwegenheit. —

Der muthige, treuherzige Taglöhner gefiel Allen. — Unſer Conrad thäte das wohl auch, ſagte Eduard. Er fürchtet ſich vor Nichts, und für Dich, lieber Vater, ging er durch's Feuer.

Nun wurde noch an manche Züge von Treue, Entſchloſſenheit und Aufopferung erinnert. Jedes wußte etwas. Endlich ſagte Marianne: Da fällt mir Etwas ein, was mir die Mutter einmal erzählt hat, da ich mir einen Zahn mußte holen laſſen. Ich denke, es ſchickt ſich auch hierher.

Nun, laß hören, ſagte der Vater.

Ein deutſcher Prinz — die Mutter hat mir ihn auch genannt, aber ich habe ſeinen Nahmen vergeſſen, und auch wo er her war — der machte eine Reiſe mit ſeinem Vater und ſeinen Brüdern. Unterwegs bekömmt er Zahnweh. Ein Wundarzt wird geholt und räth zum Ausziehn. Der Prinz erſchrickt; aber da ihn ſein Vater bey der Hand nimmt, und ihm Muth einſpricht, iſt der Zahn ausgezogen, eh' er es gedacht hat. Zum Schmerzgeld wird ihm ein großer Thaler geſchenkt.

Den Tag darauf kehren ſie in einem armen Städtchen ein. Der kleine Prinz ſpringt im Garten herum. Da kömmt ein armer Mann und ſtellt ihm ſein Elend höchſt beweglich vor. Da ſchenkt ihm der Prinz ſeinen Thaler. Nun kem-

men auch noch andre Arme; und der Prinz gibt einem jeden Etwas, ſo lange ſein Wechengeld reichte. Wie nun das alle war, kömmt noch eine arme blinde Frau, gebückt, mit einem Stocke, woran ſie ein kleines Mädchen führet, und ſtellt dem Prinzen ihr Elend gar kläglich vor. — Der ſucht und ſucht; aber ſeine Taſchen ſind leer. Da ſagt er der Frau, daß ſie warten ſoll, läuft zu ſeinem ältern Bruder und bittet ihn um einen Thaler. — Der wundert ſich und ſagt: Du haſt ja einen. — Ja, der iſt fort. — Aber wi: willſt du mich denn wieder bezahlen? Du biſt mir ſo noch Geld ſchuldig. — Was wird nun wohl der kleine Prinz geantwortet haben? Sey deshalb ohne Sorgen. Ich laß mir morgen wieder einen Zahn ausreißen; da bekomm' ich gewiß wieder einen Thaler dafür. —

Nun, und was that der ältere Prinz? fragte der Vater.

Ja, der ſchenkte ihm den Thaler.

Und der Zahn?

Den wird er wohl behalten haben.

Sieben und zwanzigſter Abend.

Als die Kinder am folgenden Abende dem Grosvater Einiges von dem wieder erzählten, was den Tag vorher nach ſeinem Weggehn geſprochen worden war, ſagte dieſer: Gewiß iſt die Liebe, die willig Leiden erträgt, die Dankbarkeit, die ſich nie Genüge thut, die Achtung der Pflicht, die kein Opfer zu ſchwer findet, — Alles das iſt ein Schmuck der Menſchheit, und ein reicher Gegenſtand unſerer Freude. In den Handlungen, die aus dieſen Quellen entſpringen, tritt die Herrlichkeit der höhern Natur des Menſchen in das Leben hervor, die in dem gemeinen Weltlaufe nur gar zu oft von einem Schutte der Selbſtſucht, des Eigennutzes und der Trägheit begraben liegt. Und eben dieſe Deutung nach Oben iſt es, die uns in ſolchen Handlungen ſo freudig rührt, und uns

mit einem Entzücken erfüllt, das kein ſinnlicher Genuß zu geben vermag. Da wo edle Geſinnungen, muthige Entſchließungen, freye Opfer und reine Liebe erſcheint, da öffnet ſich der Himmel über uns, und wir ſehen durch das irdiſche, düſtre, drückende Gewölk in die höhere, geheimnißvolle Welt, aus der unſrer beßrer Theil ſtammt; ſo daß mir dieſes Gefühl wie die Leiter vorkömmt, die jenem Erzvater im Traume erſchien, als der Weg, der zum Himmel führt. Wie ſehr uns auch die Erde mit ihren Schätzen und Reizen an ſich kétten mag, der Himmel zieht das Gemüth doch noch ſtärker an, und darum beſiegt auch in edeln Menſchen die Kraft, die vom Himmel ſtammt, jede irdiſche Begier. Wo nun ein ſolcher Sieg erſcheint, da gibt ſich auch der himmliſche Urſprung kund, und die reinen erquickenden Quellen des Entzückens ſpringen freudig in unſerm Herzen auf. Das Chriſtenthum deutet ohn' Unterlaß auf dieſen Weg. Ihm iſt es nicht genug, daß wir die lieben, von denen wir Gutes empfangen haben, „denn ſo Ihr liebet, die Euch lieben, was werdet Ihr für Lohn haben? Und ſo Ihr Euch nur zu Euern Brüdern freundlich thut, was thut Ihr da Großes?“ — Es verlangt etwas Höheres und Göttlicheres: „Ihr habt gehört, daß

gesagt ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde; segnet, die Euch fluchen; thut wohl denen, die Euch hassen; bittet für die, so Euch beleidigen und verfolgen; auf daß Ihr Kinder seyd Eures Vaters im Himmel." —

Der alte Mann entblößte bey diesen Worten sein weißes Haupt und faltete seine Hände, und man sah, wie ihn die Erhabenheit dieser Lehre ergriff, die der Kern des Christenthums ist.

Dann fuhr er fort: Ich habe Zeit meines ganzen Lebens auf den christlichen Sinn geachtet, der oft auf die aller einfachste Weise, ja, fast bewußtlos, schöne und edle Handlungen erzeugt; und wo mir so etwas unter die Hände kam, hab' ich es sorgfältig bey mir niedergelegt, und eine Sammlung von schönen Handlungen gemacht, wie andre von Schmetterlingen oder Muscheln oder ausländischen Seltenheiten. Die Quelle, aus der sie entspringen, ist Gottlob noch nicht versiegt, und man hat nicht eben nöthig, hoch hinauf zu steigen zu denen, welche die Welt groß und edel nennt, um hohe und edle Handlungen christlicher Gesinnung zu finden. Vielmehr gedeihen diese in den mittlern, ja in den niedern Regionen des Lebens am fröhlichsten. — Seinem Feinde

zu vergeben, Verzicht auf die Rache zu thun, Beleidigungen mit Wohlthaten zu vergelten, das iſt ohne Zweifel eines der ſchwerſten Gebote der Religion; aber ſeine Erfüllung iſt unerläßlich für den, der ſich mit dem Nahmen eines Chriſten ſchmückt. Sollen wir nun wohl die für Chriſten halten, die an die Stelle jenes großen Gebotes ein vermeintliches Gebot der Ehre ſetzen, und wenn ſie beleidigt worden, nicht eher raſten dürfen, bis ſie die erlittene Beleidigung mit dem Blute des Feindes ausgelöſcht haben? Da wo die furchtbare Schrift dieſes blutigen Geſetzes noch an dem Altare des Götzen leuchtet, vor dem ganze Stände knien, kann ich wahres Chriſtenthum nicht erkennen. Die Thaten entſcheiden und die Geſinnungen, aus denen die Thaten fließen, nicht die Worte, nicht der Nahme, den man ſich gibt, nicht die heuchleriſche Ehrfurcht vor Gebräuchen und Formen, die leicht zu beobachten ſind, und mit der Religion nur in einem zufälligen Zuſammenhange ſtehn. —

An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!

Das Einzige, ſagte der Pfarrer, was hiebey noch tröſtlich ſeyn kann, iſt, daß doch bisweilen die blutigen Forderungen jenes vermeintlichen Ehrengeſetzes durch andere Geſetze der Ehre gemildert oder aufgehoben werden. So kann ich nie ohne

ein Gefühl von froher Bewunderung an die That eines franzöſiſchen Edelmanns denken, die ſich in den ſchrecklichen Zeiten der Religionskriege, wie ein glänzendes Nordlicht in der Nacht des Fanatismus und der Verfolgungswuth erhebt. Sie kennen die Geſchichte von Vezins. Dieſer Mann, ein eifriger Katholik und von den heftigſten Leidenſchaften, war unter Carl dem Neunten Commandant von Querey. Er glaubte von Regnier, einem proteſtantiſchen Edelmanne, beleidigt zu ſeyn, und hatte geſchworen, ſich blutig an ihm zu rächen. Eh' er aber dieſes Vorhaben ausführen konnte, fielen die ſchrecklichen Tage ein, die die Regierung jenes Königs und ſeiner Mutter auf ewige Zeiten hin gebrandmarkt haben, und in denen der lang gehemmten Wuth der herrſchenden Parthey freye Macht gegeben wurde. Jetzt erfährt Vezins, daß das Haus ſeines Feindes von Mördern umringt iſt. Unverzüglich ſetzt er ſich zu Pferde, dringt an der Spitze einiger Begleiter in das belagerte Haus, und tritt mit dem Säbel in der Hand in Regniers Zimmer ein. Wie ihn nun jener in dieſer Haltung erblickt, und an ihre gegenſeitige Feindſchaft denkt, ruft er ihm zu: Jetzt kannſt du freylich mein Leben wohlfeilen Kaufs haben! wirft ſich auf die Erde, und, in

der Ueberzeugung, daß ſeine letzte Stunde geſchlagen habe, fleht er Gott an, ſeinen Tod zu rächen. Vezins heißt ihm aufſtehn und ihm zu folgen. So ſteigen ſie zuſammen die Treppe hinab, an deren Fuße ein lediges Pferd ſteht, das Vezins ſeinen Feind beſteigen läßt; er ſelbſt reitet an ſeiner Seite durch die Schaar der Mörder, die ungeduldig auf die Nachricht von dem Tode des Ketzers gewartet hatte, und ihn jetzt, nicht ohne Murren und Unwillen, von dem Befehlshaber der Stadt geſchützt ſah. Unaufgehalten führt er ihn ſo auf ſein Landhaus. Hier erſt bricht er ſein Schweigen und ſagt: Nun biſt du in Sicherheit; hier können wir, ſo bald du willſt, unſern Handel mit gleichen Waffen ausmachen. —

Sonderbar, ſagte die Pfarrin. Er hatte alſo gefürchtet, um das Vergnügen des Zweykampfs zu kommen, wenn ſein Feind von andern Händen ermordet würde.

So ſcheint es, erwiederte der Pfarrer. Aber immer war etwas Edles in dieſer Furcht, wo Leben gegen Leben ſtand. Der gemeinen Rachſucht hätte die Ermordung des Feindes genügt; das Geſetz der Ehre gebot Gleichheit der Gefahr. Dieſes Verfahren blieb nicht ohne Wirkung. Als Regnier ſah, daß er ſich in der Abſicht ſeines Fein-

des gänzlich geirrt habe, und ihn dieſer, mit Gefahr ſeines eignen Lebens, den Händen der Mörder entriſſen hatte, warf er ſich in ſeine Arme und ſagte: Ich habe jetzt weder Kraft noch Muth gegen Dich. Deine Grosmuth hat mir Herz und Hand entwaffnet. Wie könnt' ich das Schwerd erheben gegen meinen Retter und Wohlthäter? Hab' ich Dich vormals beleidigt, ſo iſt es wider meinen Willen geſchehn, und jedes Wort, jede That, ja jeder Gedanke, der Dich kränken konnte, ſey hiermit vor Gott widerrufen. — So ſöhnten ſich die beyden Feinde aufrichtig aus, und, trotz der Verſchiedenheit des Glaubens, war ihre Freundſchaft von jener Zeit an unauflöslich. —

Recht ſchön! ſagte der Grosvater. Bezins Verfahren iſt alles Lobes werth, obgleich nichts weniger als chriſtlich. Aber man muß nicht Alles nach einem Maasſtabe meſſen wollen. — Was mich betrifft, ſo ſteige ich immer gern von den Schlöſſern der Großen und Mächtigen in die Hütten der Armen, wo ich beſſer bekannt bin, und mir Alles offner vor Augen liegt, und da freut es mich, die Handlung eines ſchwäbiſchen Bauern erzählen zu können, die in ihrer ſchlichten Einfachheit wohl nicht weniger Werth haben mag,

als die ritterliche Grosmuth des franzöſiſchen Edelmanns.

In einem Dorfe in Schwaben lebte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ein junger Bauer, Görg Langhanns genannt, ein ſchöner und wohlgewachſner Mann, dabey arbeitſam auf dem Acker ſeiner Eltern, anſtellig im Hausweſen, und im ganzen Dorfe beliebt. Am meiſten aber liebte ihn Roſine Pfullingerin, ein wohlgeſtaltetes Mädchen, das mit ihm aufgewachſen war, und da beyder Eltern nichts gegen ihre Liebe einzuwenden hatten, waren ſie im Begriffe ſich zu heirathen. Nun war aber eben in der Zeit der Siebenjährige Krieg ausgebrochen, und das damalige deutſche Reich zog, auf des Kaiſers Gebot, auch ein Heer zuſammen, um den ſtolzen König von Preußen zu demüthigen — was ſich aber umkehrte — und da den Schwaben an der ganzen Sache nichts lag, und — die Taugenichtſe ausgenommen — keiner von ſelbſt in die Montur kriechen wollte, wurden die jungen Burſche mit Gewalt von den Werbern weggenommen und zu Helden geſtempelt. So wurde auch Görg Langhanns wenige Tage vor ſeiner Hochzeit, als ihm eben von der Trauung träumte, aus dem Bette geholt; und Ihr mögt Euch nun ſelbſt denken, mit welchem Herzen er, ſtatt in den Ehe-

ſtand, in den Krieg marſchirte, und wie ſeiner armen Braut dabey zu Muthe war.

Ein wackrer Mann muß ſich indeß in Alles zu finden wiſſen, und Görg Langhanns war ein ſo braver Schwabe, als irgend einer zwiſchen dem Rhein und dem Neckar lebt. Er that alſo auch im Kriege ſeine Schuldigkeit ſo gut, und oft beſſer als ein Andrer, war der Vorderſte beym Angriff, und der Letzte auf der Flucht — und daß das Fliehen ſo oft vorkam, war wenigſtens nicht ſeine Schuld; denn wer ihn bey ſolchen Gelegenheiten ſah, mußte wohl meinen, daß die Reichsarmee wohl mehr Ehre eingeerntet haben würde, wenn ſich Alle ſo gut gehalten hätten wie unſer Langhanns. Dieſen Muth zeigte er insbeſondre Einmal, aber zu ſeinem Unglücke — als er mit ſeiner Compagnie, ich weiß nicht in welchem Städtchen lag, um ein Magazin zu decken. Die Feinde hatten davon Nachricht bekommen. In der Nacht dringt eine Schaar Huſaren von einem Preußiſchen Freycorps ein, haut ſich mit den Reichstruppen herum, und hat ſchon zwey Drittheile zu Gefangenen gemacht, als Görg Langhanns noch immer ſeine Freyheit gegen die ihn umringenden Feinde vertheidigt. Umſonſt ruft ihnen ihr Anhänger zu, ſich zu ergeben. Er haut immer um ſich, und

will nichts von Gefangenſchaft wiſſen; bis ihm endlich der Offizier einen Hieb über den Kopf gibt, und einen andern in den Hals, und noch einige Stiche in die Bruſt obendrein. Da fiel Langhanns zu Boden, und wurde am Morgen für tod aufgehoben. Da er aber doch noch lebte, kam er in's Lazareth; und nachdem er hier bey elender Koſt und ſchlechter Wartung dreyvierteljahre lang von unwiſſenden Barbieren hin und her gezogen worden war, durfte er endlich, weil er zum Dienſte untüchtig war, in der zerriſſenen Montur auf zwey Krücken nach Hauſe hinken. Ihr werdet Euch nun nicht wundern, wenn dieſe letzte Epoche ſeines Soldatenlebens, in das er ſo wider Luſt und Willen gerathen war, ihm das ganze Kriegsweſen verleidete, und einen bittern Nachgeſchmack in ihm zurückließ, und daß er insbeſondre einen tiefen Groll gegen den Offizier behielt, der ihm, wie er meinte, doch gar zu arg mitgeſpielt hätte. Den Hieb über den Kopf, pflegte er zu ſagen, hätte er ſich wohl gefallen laſſen; das ſey Kriegsmanier, aber die übrigen Hiebe und Stiche wären offenbar zu viel geweſen.

In der That war der arme Schelm, theils durch die Wunden, theils durch die Cur, ſo arg zugerichtet, daß ihn in ſeiner Heimath Niemand wieder

erkennen wollte. Nur ſeine Braut erkannte ihn; aber wenn ſie ihn darauf anſah, wie er ſo armſelig auf ſeinen Krücken ging, und an ſeine Geſtalt dachte, wie ſie vorher geweſen war, da wollte ihr das Herz brechen, und ſie hatte nur Mühe in ſeiner Gegenwart die Thränen zurückzuhalten. Lange konnte ſie ſich nicht zufrieden geben, und in ihrem bittern Schmerze bat ſie Gott, den zu beſtrafen, der ihren Geliebten ſo verſtümmelt hätte. Das Gebet war freylich nicht recht; aber Gott wird es ihrem Schmerz und ihrer Liebe verziehen haben. Heirathen that ſie den Görge doch. Wie hätte ſie es auch über das Herz bringen können, die treue Seele jetzt zu verlaſſen, wo er ihre liebende Pflege noch mehr nöthig hatte, als je?

Mehrere Jahre waren nun vergangen, und der Friede war geſchloſſen, und Görge ſaß des Abends mit ſeiner Frau unter den Nußbäumen, die vor ſeinem Hauſe ſtanden, und erzählte ihr vom Krieg. Da kam ein fremder Wandrer die Straße her in abgetragener Kleidung, mit einem Ranzen auf dem Rücken, worinn wenig war, blaß und mager; der grüßte das Ehepaar mit der anſtändigen Haltung eines Mannes, der wohl ſonſt zu befehlen gewohnt geweſen, und bat um ein Abendbrod. Der Gruß wurde mit Freund-

lichkeit erwiedert. Setzt Euch hierher und ruht aus, ſagte Görge und zeigte neben ſich auf die Bank; ſeine Frau aber ſchickte er mit einem leiſen Händedruck in die Küche, um dem Wandrer ein Abendbrod zurecht zu machen.

Während dieſes geſchah, kam Görge, dem eine Rede gar leicht abzugewinnen war, mit dem Fremden ins Geſpräch. Der Fremde erzählte, er habe während des Kriegs bey einem Freycorps als Lieutenant geſtanden; die Schaar ſey nach dem Kriege aufgelößt worden, und er leide jetzt, nachdem er ſeine Dienſte in mehrern Ländern angeboten, drückenden Mangel. Bey dieſer Erzählung faßte Görge den Redenden ſcharf in's Aug. Seine Stimme kam ihm bekannt vor, und je mehr er ihn anſah, deſto mehr überzeugte er ſich, daß er eben der ſey, der ihn bey dem nächtlichen Ueberfalle ſo grauſam verſtümmelt hatte. Um nun ſeiner Sache noch gewiſſer zu werden, ſagte er: Ich habe auch im Felde gedient, und Sie ſehn, wie ich gezeichnet bin; denn daß mir der Hals ſo ſchief ſteht, iſt daher. — Dann erzählte er, wie er zu ſeinen Wunden gekommen, und überging keinen Umſtand, auch den kleinſten nicht. Da wurde der Fremde ganz blaß; denn er erinnerte ſich des Vorfalls nur allzuwohl, ob er ihm gleich

nicht mit ſo leſerlicher Schrift eingezeichnet war, wie ſeinem Wirth; und er mochte wohl in ſeinem Herzen denken, daß er ja hier in die Höle des Löwen gerathen ſey. Görge bemerkte das Schrecken des Mannes und ſagte — zuerſt mit verſtärkter Stimme: „Mein Herr Lieutenant, ich kenne ſie wohl, und weiß, daß ſie eben der ſind, der mich zum Kriepel gemacht hat. Ich habe wohl oft mit Groll und Unmuth an Sie gedacht, und mein Weib auch, aber da Sie Gottes Wille unter mein Dach geführt hat — (hier reichte er ihm die Hand und ſetzte mit treuherziger Freundlichkeit hinzu) — ſo ſollen Sie mir von Herzen willkommen ſeyn. Was geſchehn iſt, kann nicht geändert werden, und ich ſehe an Ihren Mienen, daß es Ihnen jetzt leid thut. Das iſt genug. Wenn Ihnen die Koſt eines armen Bauern anſteht, ſo bleiben Sie bey mir, ſo lang es Ihnen gefällt, und das Glück Ihnen günſtiger wird. Görg Langhanns wird Ihnen immer ein freundlicher Wirth ſeyn" —

Ihr könnt Euch nun wohl ſelbſt denken, wie ſehr der Fremde, der ganz etwas anderes erwartet hatte, von dem Anerbieten des ehrlichen Schwaben überraſcht war. Mit tiefer Rührung fiel er ihm um den Hals, dankte ihm für ſeine Gro-

muth, und bat ihm ſein früheres Vergehen an ihm reumüthig ab. Zu dieſer Umarmung kam die Frau, die nun mit ihrer Suppe fertig war. Sie erfuhr Alles mit kurzen Worten, und ſo erzürnt ſie vormals auf den Lieutenant geweſen war, ſo reichte ſie ihm doch die Hand und ſagte: Was Görge will, iſt auch mir lieb und recht. So ſoll Alles vergeben und vergeſſen ſeyn.

Nun aßen ſie die Suppe zuſammen aus Einer Schüſſel, und dem Lieutenant fielen Thränen auf das Brod, das ihm Görge ſchnitt. Es war ihm lange nicht ſo wohl gegangen, wie jetzt in dem Hauſe ſeines Feindes. Siebzehn Monate blieb er bey ihm, und arbeitete mit ihm, und half, wo er konnte, und ſo gut er es verſtand. Aber ob er gleich ſein Brod nicht umſonſt aß, war es ihm doch drückend, Andern ſo lange zur Laſt zu ſeyn, und er that ſich immerfort nach einem Dienſte um; aber es wollte nicht gehn. Da kam eines Abends Görge aus der Stadt zurück, wohin er Getreide zu Markt gefahren, und rief ſchon von Fern ſeinem Gaſte zu: Gute Nachrichten, Herr Lieutenant! Es gibt wieder Krieg. Ein Freycorps wird angeworben, und Sie können gleich eintreten. Ich habe ſelbſt mit dem Commendan-

ten geſprochen, und es hat alles ſeine Richtigkeit. Nur für Waffen und Kleidung müſſen Sie ſorgen.

Der Leutenant, der beym Anfange dieſer Rede ſehr froh ausgeſehn hatte, veränderte ſeine Geſtalt bey den letzten Worten, ſah zum Himmel, dann wieder zur Erde, und eine Thräne zitterte in ſeinen Augen. — Seyn Sie nur ohne Kummer, ſagte Görge. Ich nehme das auf mich. — Und noch denſelben Abend ging er zu einem Freund, borgte hundert Thaler auf ein Grundſtück, und gab dieſe ſeinem Hausgenoſſen. Görge war kein reicher Mann; die Zurückzahlung in jeder Rückſicht höchſt ungewiß. Ob ſie jemals erfolgt iſt, weiß ich nicht. Auf alle Fälle hat dieſer ehrliche Schwabe die Zinſen für ſeine Handlung im Himmel gezogen.

So erfüllten Görg Langhanns, der Bauer, und Roſine Pfullingerin, ſein Weib, die Pflichten des Chriſtenthums.

Gehet hin und thuet desgleichen.

Acht und zwanzigster Abend.

Die Zeitungen hatten aus der Hauptſtadt die Hinrichtung eines Mörders gemeldet. Jahre lang war dieſer Menſch auf ſeinen böſen Wegen gegangen, und hatte Unthaten über Unthaten verübt, ohne daß ein Verdacht auf ihn gefallen war, bis endlich ein falſches Geldſtück, das er irgendwo bey einem Raube bekommen hatte, ihn in die Hände der Obrigkeit bringt. Auch jetzt waren der ihn belaſtenden Umſtände ſo wenige, daß ihn die Meiſten für unſchuldig hielten. Aber wie es oft geſchieht, daß die dunkelſte Spur zur Gewisheit, und ein leiſer Schimmer des Lichtes zu dem Ausgange eines Labyrinthes führt, ſo geſchah es auch hier. Schwache Vermuthungen führten auf ſichre Thatſachen, und zuletzt lag das ganze Gewebe eines ruchloſen Lebens ſo offen da, daß der

Gefangene dem Leugnen entſagte, und noch mehrere Verbrechen bekannte, als man ihm hätte nachweiſen können.

Bey dieſer Begebenheit, ſagte der Grosvater, iſt mir nichts ſo merkwürdig, als das geringe Mittel der Entdeckung. Wie oft zeigt ſich dieſe Erſcheinung! Und ſollte man dann nicht meinen, die göttliche Gerechtigkeit zu ſehn, die, oft nach langem Verweilen, in die kunſtvollen Netze der Argliſt greift, und den Schleyer zerreißt, den Trug und Heucheley über alte Verbrechen geworfen haben? Wohl glaubt ein Verbrecher ſeine That in die tiefſte Nacht gehüllt zu haben, und doch wird ſie offenbar! und oft iſt ein ganz unbedeutender Zufall hinreichend, das, was Jahre lang verborgen war, an's Licht zu ziehn. Ich nenn' es Zufall um der Kürze willen. Es iſt aber nichts weniger als das. —

Gewiß nicht, fuhr die Pfarrin fort; vielmehr ſind es eben dieſe geringen Zufälle, in denen ſich die Wege der Vorſehung am allerdeutlichſten zeigen. Es iſt mir dann, als ſähe ich die Hand Gottes ihre Geſetze mit heller Schrift an die Tafeln des Lebens ſchreiben, wie jene wunderbare Hand in Belſazers Pallaſte die Weiſſagung. Dieſe Weiſſagung konnte nur Einer leſen; aber die

göttliche Schrift, die ſich in den menſchlichen Ereigniſſen offenbart, iſt Allen verſtändlich, und zeigt uns Gott noch deutlicher als der flammende Buſch, in dem er dem Moſes erſchien. —

Es iſt etwas Fürchterliches in dieſem Bilde der göttlichen Hand, ſagte Eduard, der bisher ganz ſtill geweſen war. — Aber noch mehr des Tröſtlichen, erwiederte der Pfarrer. Dieſelbe Gerechtigkeit, welche die krummen Pfade der Bosheit enthüllt, ſieht eben ſo gewiß auch die Wege der Guten, und es iſt in der wunderbaren Verwirrung des Lebens ein großer Troſt, einen unbeſtechlichen Zeugen unſrer Thaten zu haben. Und dieſer Zeuge iſt auch ein väterlicher Richter und ſehr oft ein freundlicher Warner. Ich weiß unzählige Fälle, wo Menſchen, die im Begriff waren etwas Unrechtes zu thun, durch eine Kleinigkeit davon abgehalten wurden; auch daß ſich dieſe Störungen öfters wiederholten, und daß dieſe Wiederholungen ſie veranlaßten in ſich zu gehn und beſſere Vorſätze zu faſſen. Wer ſich gewöhnt mit Beſonnenheit zu handeln, und in ſeinen Handlungen auf ſich ſelbſt zu achten, der wird Gott überall auf ſeinen Wegen finden; bey guten Thaten fördernd; bey böſen Vorſätzen hemmend und hindernd; bey Unthaten ſtrafend; und in allen

dieſen Fällen ein heiliges, hohes, lebendiges Geſetz deſſen was Gut und Recht iſt. —

Der Grosvater wiederholte leiſe die letzten Worte, und ſetzte hinzu: Es iſt gewiß wahr, daß das von Gott in unſer Herz geſchriebene Geſetz, auch auſſer uns überall geſchrieben ſteht. Man muß nur mit offnen Augen und einem frommen Herzen um ſich ſchaun. —

Hier trat der Landrichter von Oberried herein, und wurde freundlich bewillkommt. Er iſt ein alter Freund von Hauſe und ein ſehr wackrer, wenn ſchon etwas finſtrer Mann. Die Kinder ſahen ſeinen Beſuch immer gern — nicht eben weil er ſich viel um ſie bekümmerte, ſondern weil er meiſt dieſe oder jene ſchauderhafte Geſchichte von Räubern und Mördern zum Beſten gab, die ſich unter ſeinen Augen zugetragen hatte, und die ſie faſt ſo gern hörten als Geſpenſtergeſchichten.

Nachdem er zwiſchen dem Grosvater und der Pfarrin Platz genommen hatte — Eduard ſchob ihm den Stuhl zurecht und hielt ſich in ſeiner Nähe — fragte er, wovon die Rede geweſen. Der Pfarret ſagte es ihm: Wir ſprachen davon, wie oft die geringfügigſten Umſtände auf die Entdeckung tief verborgener Verbrechen geführt haben. —

Das ist ja aus meinem Fache, sagte der Landrichter lächelnd. Ich getraue mich zu behaupten, daß gerade die allerlistigsten Verbrecher durch die allerunbedeutendsten Umstände zu großen Geständnissen genöthigt worden sind. Deshalb darf auch bey einer Untersuchung nichts als unbedeutend verachtet werden. — Es ist ein trauriges Geschäft — aber ein Richter muß die Augen aufmachen, wie ein guter Waidmann, um auch auf den schwächsten Spuren das Verbrechen zu verfolgen. Es ist seine Pflicht — die bürgerliche Ordnung, die Erhaltung der Gesellschaft fordert es.

Setzen Sie hinzu, sagte der Grosvater, die Religion. Wir haben das eben abgehandelt, wie oft sich Gottes Finger in Entdeckung des Verbrechens zeigt.

Ganz gewiß, erwiederte der Landrichter. Dieß gibt zu denken und führt aufwärts. Wer sich einbildet, Gott habe wohl mehr zu thun, als sich um das Thun und Lassen des Erdengewürms zu bekümmern, den kann ich aus meinen Criminal-Acten widerlegen. Gar manche That war so gut angelegt, daß ihre Entdeckung unmöglich schien; aber Etwas war am Ende doch vergessen — oder es kam Etwas dazwischen, das die ganze

Rechnung verwirrte, und die That unerwarteter Weiſt an's Licht zog.

Die Kinder erwarteten jetzt eine Geſchichte und täuſchten ſich nicht. Mathilde reichte dem Landrichter zu trinken, und ſeine dunkeln Augenbrauken zogen ſich zum Dank freundlich voneinander. Nachdem er getrunken hatte, fuhr er fort:

Als ich noch bey den Preußiſchen Feldgerichten ſtand — es iſt noch nicht ſehr lange her — trug ſich in einem Dorfe bey Stendal Etwas zu, das in dieſer Rückſicht merkwürdig genug war. Ein verheiratheter Soldat war im Anfange des franzöſiſchen Krieges in Gefangenſchaft gerathen, und hatte keine Nachricht von ſich gegeben, oder die, welche er gegeben hatte, waren nicht an Ort und Stelle gelangt. In ſeiner Heimath galt er für tod. Seine Frau, die eine neue Verbindung eingehen will, läßt ihn durch die Zeitungen aufrufen. Er antwortet nicht. Nun verheirathet ſie ſich, und lebt mit ihrem zweyten Manne in einem kleinen Hauſe an der Landſtraße, das ihr Eigenthum war, in einer vergnügten Ehe.

Einige Monate mochten in dieſem neuen Eheſtande verfloſſen ſeyn, als ſie eines Abends bey ihrer Lampe ſitzen. Es war gegen das Ende des Herbſtes, die Abende lang und die Witterung

ſchlecht; da pocht etwas an die Thür, und als geöffnet wird, tritt der für tod gehaltene Mann mit einem kleinen Bündel auf dem Rücken in die Stube ein. Man kann ſich denken, wie die Frau erſchrack, und daß es einiger Zeit bedurfte, eh' ſie ſich überzeugte, daß er es ſelbſt und nicht der Geiſt ihres Mannes ſey. Dieſer aber brauchte nicht ſo lange Zeit, um zu ſehn, wie die Sachen ſtanden, und daß ein Andrer von ſeiner Frau und ihrer Habe Beſitz genommen hatte. Auch konnte er aus dem Benehmen ſeiner Frau deutlich abnehmen, daß ſie mit der Trauer um ihn auch die alte Liebe ausgezogen und ſie ihrem zweyten Manne zugewendet hatte. Erſt ſah er nun freylich etwas finſter zu der Entdeckung; dann aber faßte er ſich zuſammen und ſagte: So wie es hier mit Euch iſt, hätt' es freylich nicht ſeyn ſollen; aber da es nun Einmal ſo iſt, und Ihr nichts dazu könnt, ſo will ich auch das noch zu meinem vorigen Unglücke hinnehmen, und Eure Zufriedenheit nicht ſtören. Gebt mir eine Schlafſtätte, damit ich ausruhn kann. Morgen will ich dann meines Weges weiter gehn.

Das war nun recht vernünftig geſprochen, und wurde von den neuen Eheleuten dankbar angenommen. Dieſe gaben ihm zu eſſen, und nach

dem Eſſen eine Schlafſtelle, wo er, von dem langen Wege ermüdet, bald einſchlief. Die beyden Leute blieben noch auf. Die Frau war ängſtlich und tief bekümmert. Das Wort ihres erſten Mannes beruhigte ſie nicht. Ich kenne ihn darauf, ſagte ſie. Er iſt gutmüthig und weich, aber veränderlich. Wenn er ſo etwas aus gutem Herzen geſagt hat, kömmt ihm doch gar leicht ein andrer Gedanke; oder er läßt ſich von einem Andern bereden. Wenn nun das jetzt auch geſchähe, und er ſein Recht an mir ſuchte, und dich aus dem Hauſe triebe? — Dieſer unglückliche Gedanke ſetzte ſich immer feſter bey ihr; und da auch der Mann vor der Möglichkeit erſchrack, Frau und Haus zugleich zu verliehren, faßten ſie, um ſich vor der möglichen Trennung zu ſichern, den ſchrecklichen Entſchluß, den armen gutmüthigen Menſchen im Schlafe zu ermorden. —

Die Kinder fuhren zuſammen. Eduard ſprang auf, und fiel ſeiner Mutter um den Hals. Aurore verſteckte ihr Geſicht in Mathildens Schoos. Marianne zog Lili an ſich, als ob ſie das Kind vor einer drohenden Gefahr ſchützen wollte.

Der Landrichter fuhr fort:

Der Soldat ſchlief feſt, wie Einer, der von der Reiſe ermüdet iſt, und ſich in vollkommener

Sicherheit glaubt. Es war alſo den Eheleuten leicht, ihr böſes Vorhaben auszuführen. Sie erſchlugen ihn wirklich, und der Mann führte den Todesſtreich mit ſolcher Sicherheit, daß der Unglückliche wenigſtens nicht zum Bewußtſeyn kam. —

Wie nun die grauſame That vollbracht war, überfiel die Miſſethäter, wie es zu geſchehn pflegt, eine unglaubliche Angſt. Der Leichnam ſollte noch in der Nacht aus dem Hauſe geſchafft werden, und nichts ſchien ſichrer, als ihn in einen mit Schilf überwachſnen Sumpf zu verſenken, der ſich in einiger Entfernung vom Dorfe ausbreitete. Sie ſteckten ihn alſo in einen Sack; der Mann lud den Sack auf den Rücken, und die Frau folgte ihm nach. Während der Anſtalten war die Dämmerung angebrochen. Indem nun die Frau ihrem Manne folgt, und ihre Blicke auf den Sack heftet, bemerkt ſie, daß der nackte Fuß des Ermordeten aus einer aufgeriſſenen Naht hervorſieht, und da ihr vor einer zufälligen Begegnung bang iſt, näht ſie haſtig und im Gehen die aufgelößte Nath zu. Von dem nackten Fuße war nun freylich nichts mehr zu ſehn; aber in der Angſt und Haſt hatte ſie den Sack mit dem Rocke ihres Mannes zuſammen genäht.

Was geſchieht? Nachdem ſie an den Sumpf gekommen ſind, und die tiefſte Stelle am Ufer aufgeſucht haben, will der Mann, mit Hülfe ſeiner Frau, den ſchweren Sack über den Kopf in das Waſſer werfen. Aber die Laſt hing jetzt unglücklicher Weiſe mit dem Rocke des Mörders zuſammen, und riß ihn mit ſich in die Tiefe hinab. Der Schrecken raubt ſeiner Begleiterin die Beſinnung. Mit ängſtlichem Geſchrey läuft ſie nach den nächſten Häuſern und treibt Hülfe zuſammen. Ihr Mann wird tod an's Ufer gebracht, und mit ihm zugleich der Leichnam des Ermordeten herausgezogen. So kam der Mord an den Tag, den außerdem wohl die Tiefe des Sumpfes auf ewig begraben hätte. Die Mörderin erlitt die Strafe, die ſie verdient hatte. —

Das Geſpräch wurde noch eine Zeitlang fortgeſetzt, und auch, nachdem der Landrichter Abſchied genommen hatte, wieder aufgefaßt. Die wunderbaren Wege der Vorſehung, dieſer unerſchöpfliche Stoff ernſter und anziehender Betrachtungen, beſchäftigten ſie noch eine geraume Zeit. Jedes gab ſein Wort dazu, und der fromme Sinn der Kinder, die ſich des Gedankens der Nähe Gottes erfreuten, wurde mit freudiger Rührung von den Eltern bemerkt.

Warum aber, ſagte Mathilde, bleiben doch noch immer ſo viele böſe Thaten unentdeckt, und alſo unbeſtraft?

Rechneſt du die Qualen des böſen Gewiſſens für nichts? erwiederte der Grosvater, und leidet nur der, der in der Karre geht und auf dem Richtplatze blutet? Ein Verbrechen wird leicht begangen, aber ſchwer ertragen; und mancher, der eine zufällige Entdeckung nicht zu fürchten brauchte, hat nicht eher Ruhe gefunden, bis er ſich ſelbſt dem Richter überliefert, und ſeine Strafe erhalten hat.

Lächelnd ſchlug bey dieſen Worten der Pfarrer auf die Zeitungen, die er eben überlaufen hatte, und erzählte zur Beſtätigung der Worte des Grosvaters folgendes Ereigniß:

Als im Jahre dreyzehn die franzöſiſchen Heere aus Deutſchland vertrieben wurden, ſtieß im Naſſauiſchen ein Viehhändler, Nahmens Wolf, mit noch zwey Andern im Walde auf einige Officiere, die von der Straße abgekommen waren, und ſich, nebſt einem jungen Frauenzimmer, vor dem verfolgenden Feinde zu retten ſuchten. Da jene Männer wußten, daß Viele der franzöſiſchen Flüchtigen mit Gelde gut verſehen waren, fielen ſie über die verſchüchterten Männer her und er-

ſchlugen ſie. Die junge Frau fiel vor ihnen nieder, und bat um ihr Leben. Den Einen der Mörder rührte ihre Jugend und ihr Flehn: Ich kann nicht, ſagte er, und ließ das Schlachtmeſſer ſinken. — Nun, ſo kann ich es, ſagte der Andre, riß ſie bey ihrem langen Haare zu Boden, und verſetzte ihr den Todesſtreich. Sechshundert Gulden waren der Gewinn dieſer entſetzlichen That. —

Von jenem Tage an hatte der Viehhändler, der, wie es ſcheint, nicht der rohеſte von der Bande war, wenig Ruhe. Indem er die Stimme ſeines Gewiſſens zu betäuben ſuchte, ergab er ſich dem Trunke, und hatte in kurzer Zeit ſeinen Antheil am Raube aufgezehrt. In nüchternen Zwiſchenräumen aber trieb ihn ſeine Angſt in den Wald zu der Stelle, wo die Ermordeten eingeſcharrt waren, und das lockre Grab von einer Birke beſchattet wurde; und wenn das Laub dieſer Birke rauſchte, war es ihm eſt, als ob er ein ängſtliches Flüſtern der unglücklichen Schlachtopfer hörte, und als ob ihn eine innre Stimme auffordre, ſich an dieſer Stelle zur Sühne ſeiner That das Leben zu nehmen.

So waren einige Jahre vergangen, als der Viehhändler bey der Feyer eines Todtenfeſtes in die Kirche kam, wo die ganze Gemeinde in Trauer

erſcheint. Ihm war es, als ſäh er es zum Erſtenmal. Der gedämpfte Geſang griff ihm an's Herz, und die Trauertöne der Orgel klangen ihm wie das Stöhnen eines Sterbenden aus der Tiefe des Grabes herauf. Und als endlich der Pfarrer die Kanzel beſtieg, und von Tod und Ewigkeit ſprach, und den Richtſtuhl der ewigen Gerechtigkeit jenſeits des Grabes zeigte, und wie dort einem Jeden der Lohn ſeiner Thaten erwarte, da hielt er ſich nicht länger, ſondern verließ die Kirche noch vor geendigtem Gottesdienſte, und gab ſich bey der Obrigkeit an. Von ſeinen Gehülfen hat er den Einen genannt; den Andern aber verſchweigt er noch, um die Familie dieſes Unglücklichen nicht in's Verderben zu ſtürzen.

So ſtraft das Gewiſſen auch die verborgene That!

Neun und zwanzigſter Abend.

Als ſich am nächſten Abend die Familie wieder verſammelt hatte, ſagte der Grosvater: Unſer geſtriges Geſpräch hat mich noch lange beſchäftigt, und nachdem ich mich ſchon niedergelegt hatte, mußte ich Alles noch Einmal durchdenken. Da fiel mir denn unter Andern eine Begebenheit ein, die ſich in Baireuth in der Zeit zutrug, wo ich mich meiner mediciniſchen Studien wegen dort aufhielt, und die ich meinen Freunden wohl öfters als ein recht auffallendes Beyſpiel der Einwirkung der göttlichen Gerechtigkeit in die menſchlichen Dinge erzählt habe. Dir, Malchen, iſt ſie nicht unbekannt. Unſere Kinder aber werden ſie wohl zum Erſtenmal, und ich denke, nicht ohne Erbauung hören. Jetzt, Marianne, gieße mir erſt noch Etwas in den Krug zu; denn die Geſchichte

iſt lang, und muß ohne Unterbrechung erzählt werden. —

Da ging Marianne und goß aus der Flaſche nach; Lili aber nahm ihre Puppe auf den Schoos, und befahl ihr ſtill und artig zu ſeyn, weil ſie ſonſt zu Bette geſchickt würde. Alle freuten ſich auf die lange Geſchichte. Und nachdem Alles beſeitigt war, was Störung hätte verurſachen können, fing der Grosvater zu erzählen an:

In der Vorſtadt von Baireuth wohnte ein Leinweber, ein armer, aber ehrlicher Mann. So lange das Brod wohlfeil war, verdiente er mit fleißiger Arbeit ſo viel, daß er ſich und ſeine zahlreiche Familie erhalten konnte; aber als es theuer wurde, und ſeine Frau noch überdieß zu kränkeln anfing, litt er oft große Noth. Er hätte nun wohl den Hunger ertragen; aber wenn er ſeine Kinder nicht ſatt machen konnte, oder ſie wohl gar ohne Abendbrod zu Bette ſchicken mußte, da meinte er das Herz müßte ihm brechen, und er brachte dann in ſeinem Kummer manche Nacht ſchlaflos und in Thränen zu. Zwar hoffte er immer auf beſſere Zeiten, und bat Gott um Vertrauen; aber wenn die Zeiten auch etwas beſſer wurden, ſo wurden dafür die Kinder größer, und brauchten mehr, und konnten doch noch nicht viel bey der Arbeit

helfen. So kam es denn, daß der arme Mann mit ſeinen Abgaben und Steuern in Rückſtand blieb. Schon waren ſieben Gulden aufgelaufen, während er nicht ſieben Groſchen baares Geld aufzubringen im Stande war; und da er immer fürchten mußte ausgepfändet zu werden, verſank er in eine tiefe Niedergeſchlagenheit und hatte keine Ruhe weder Tag noch Nacht.

Nun zog damals im Frankenlande und den benachbarten Gegenden ein Mann umher, welcher Mützen, Strümpfe, Halstücher und andre dergleichen baumwollene Waaren von Haus zu Haus feil bot, und weil er ſein Waarenlager auf einem großen Hunde fortzuſchaffen pflegte, während er ſelbſt das kleinere Bündel auf dem Rücken trug, wurde er allgemein der Hundeſattler genannt. Seinen wirklichen Nahmen wußten wohl nur Wenige; aber den Hundeſattler kannte in Franken jedes Kind, und auch jetzt wird es dort wohl noch Manchen geben, der ſich ſeiner erinnert, oder doch von ihm gehört hat.

Dieſer Mann nun pflegte, wenn er auf ſeinen Wanderungen nach Baireuth kam, bey unſerm Leinweber einzukehren, mit dem er, ich weiß nicht wie, in Bekanntſchaft gerathen war, und während er am Tage dem Handel nach ging,

ſchlief er in der Nacht bey ſeinem Freund. Seit geraumer Zeit war er nicht des Weges gekommen. Als er nun wieder einmal da einkehrte, und den armen Leinweber, nebſt ſeiner kränkelnden Frau, ſo niedergeſchlagen fand, frug er ihn nach der Urſache, und erfuhr, wie es mit ihm ſtand. Sie werden mir das Bett unter dem Leibe wegnehmen, ſagte der gedrückte Mann, wenn ich nicht bezahlen kann; denn was hab ich denn ſonſt? oder mein Handwerksgeräth; oder die Lumpen meiner Kinder — und den Jammer könnt' ich nicht überleben.

Dem Handelsmanne ſchienen dieſe Klagen an's Herz zu gehn. Er bedachte ſich einige Augenblicke und ſagte dann: Seyd doch kein Thor, Freund, Euch um elender ſieben Gulden willen ſo zu härmen! Die werden ja noch beyzuſchaffen ſeyn. Hört, ich bin ein alter Bekannter von Euch, und möchte Euch gern einmal einen Dienſt erweiſen. Morgen geh ich weiter nach Hof zu, und caſſire unterwegs eine Schuld ein, die ich ſchon für verlohren gegeben hatte. Wollt Ihr mit mir gehn, ſo kann ich Euch mit dem Gelde helfen, und Ihr mögt mir es wieder geben, wenn Ihr beſſer zu Kräften kommt.

Das klang nun recht gut, und dem Leinweber war bey dieſen Worten, als ob ihm ein Stein vom Herzen fiele. Er drückte ſeinem Freunde gerührt die Hand und konnte kein Ende ſeines Dankes finden, und wie er vorher vor Kummer nicht hatte ſchlafen können, ſo nahm ihm in der Nacht die Freude den Schlaf. Doch war er am folgenden Morgen noch früher an der Arbeit als gewöhnlich, und ſang ſein Morgenlied mit heller Stimme. Denn er glaubte, wenn er nur erſt die Steuern bezahlt hätte, ſo wär' er aller Sorgen ledig. Aber die fingen jetzt erſt recht an, wie Ihr gleich hören werdet.

Nachdem der Handelsmann ſeine Geſchäfte geendigt hatte, packte er nach Mittag auf, um ſich nach Hof auf den Weg zu machen, und nahm den Leinweber mit. Der Weg führte durch einen Wald, und immer weiter abwärts von der Straße, ſo daß ſich der Leinweber wunderte, und ſchon meinte, ſie wären irre gegangen. Aber der Andere verſicherte, es ſey der rechte Weg, und der war es auch für ihn. Nun währte es gar nicht lange, da ſtießen ſie auf einige Männer von verdächtigem Anſehn, die ſich zu ihnen geſellten, und mit dem Hundeſattler ſehr vertraut ſchienen. Dem Leinweber wurde bang,

zumal er bemerkte, daß sie sich allerhand Zeichen gaben; und noch bänger, da sie allerhand fremde und ungewöhnliche Worte einwarfen, die er nie zuvor gehört hatte. Er hatte wohl Ursache dazu. Denn diese Gesellen waren Räuber, und der Hundesattler war auch nichts besser, und hatte den Leinweber nur mitgenommen, um, weil er ein armer und hülfloser Mann war, ihm bey seinem Diebsgeschäfte Dienste zu leisten. Auch ließ er ihn nicht lange in der Ungewisheit. Nachdem er sich nemlich insgeheim mit seinen Gesellen besprochen hatte, nahmen sie den Leineweber in die Mitte, und er sagte zu ihm, jetzt könnte er sein Glück machen. Bey seiner armseligen Handthierung hätte er ja kaum das Bred, wenn er auch Tag und Nacht arbeite. Da hab' er Mitleiden mit ihm gehabt, und ihn auf andere Wege geführt, wo er mehr vor sich bringen könnte. Wenn er Verstand hätte, so nähm' er seinen Vorschlag an und hielte sich zu ihm. Es bliebe ihm auch nichts anders übrig. Sie würden diese Nacht einen reichen Müller besuchen, bey dem sie einiges Brauchbare zu finden hofften. Für ihn wäre dabey keine Gefahr. Er solle nur außerhalb der Mühle, Wache stehn, damit sie nicht gestört würden, wenn sie das Inventarium machten.

Bey dieſem unerwartetem Antrage war dem armen Leineweber zu Muthe, wie Einem, der auf dem Richtplatze ſchon den Fuß auf die Leiter geſetzt hat, und die Schlinge um dem Halſe fühlt. Er bat um Gotteswillen, ihm nicht ſolche Dinge zuzumuthen; er ſey ein ehrlicher Mann, und begehre nichts von ſolcher Art Erwerb, ſo ſehr er auch wohl des Geldes benöthigt ſey. Sie ſollten ihn gehn laſſen, woher er gekommen ſey, und er verſpräche ihnen, ſie nicht zu verrathen. — Da lachten ihm aber die böſen Geſellen in's Geſicht, und fragten ihn, ob er ſie für ſo einfältig hielte? Er käme auf keine Weiſe los, bis er mit ihnen getheilt habe. Und da er vor ihnen auf die Knie fiel, und ſie noch dringender bat, ihn doch um Gotteswillen nicht zu Etwas zu zwingen, was er nicht über ſein Gewiſſen bringen könne, ſtießen ſie ſo fürchterliche Drohungen gegen ihn aus, daß er, um ſeiner armen Kinderwillen, nicht wagte, länger Widerſtand zu thun.

Das verabredete Unternehmen wurde nun wirklich in der Nacht ausgeführt. Der Hundeſattler ſtieg mit ſeinen Genoſſen in die Mühle ein, und der Leinweber ſtand zitternd auf der Wache, und zählte die Augenblicke, die ſich ihm zu Stunden ausdehnten. Es dauerte indeß nicht lange,

ſo wurde es in der Mühle rege, und die Räuber mußten die Flucht ergreifen, ohne beſondere Beute gemacht zu haben. Als ſie ſich wieder in Sicherheit befanden, theilten ſie. Der Leinweber weigerte ſich ſeinen Theil anzunehmen. Da fingen aber die Drohungen von neuem an, und da er ſich ganz in den Händen der Räuber befand, willigte er endlich ein, die ſieben Gulden anzunehmen, die er ſchuldig war. Hierauf zerſtreuten ſich die Andern, und verſtatteten dem armen Leinweber, den ſie jetzt als einen Mitgenoſſen behandelten, nach Hauſe zurückzukehren.

Hatte nun den armen Schelm vorher ſeine Schuld gedrückt, ſo laſtete jetzt ſein unrechter Erwerb noch weit härter auf ihm, und er hätte gern das Sündengeld von ſich geworfen, wenn er nur dadurch die Sünde ſelbſt los geworden wäre. Er kam auch ganz verändert nach Hauſe, und ſprach einige Tagelang kein Wort, ſo daß ſeine Frau nicht wußte, was ſie von der Sache denken ſollte. Endlich bat ſie ihn ſo lange, bis er ihr Alles geſtand. Da erſchrack ſie nun freylich nicht wenig, nahm ſich aber doch zuſammen, und tröſtete ihren Mann, daß er ja doch eigentlich nichts verbrechen, ſondern nur gezwungener Weiſe an dem Raube Theil genommen habe. Das half ein wenig.

Aber leicht wollte ihm das Herz darum doch nicht werden. — .

Eduard konnte ſich hier nicht länger halten, und ſagte: Warum ging er aber nicht zu der Obrigkeit und zeigte die Sache an? Ich dächte, er hätte das nicht unterlaſſen dürfen. —

Das Beſte wäre das allerdings geweſen, erwiederte der Grosvater, und er war ſehr geneigt, es zu thun. Aber ſeine Frau hielt ihn zurück, denn ſie fürchtete ſich vor der Rachſucht der Räuber, die ihnen leicht ein großes Unglück bereiten könnten. So unterließ er es. Nie ſollte man aber einen guten Vorſatz und das, was man als Recht erkennt, aus Furcht oder um eines möglichen Nachtheils willen aufgeben! Wie oft hat die arme Frau nachher Urſache gehabt, ihre Furcht, und Er, ſeine Nachgibigkeit zu bereuen!

Kurze Zeit nemlich nach der Beraubung der Mühle entſtand mancherley Verdacht gegen den Hundeſattler. Er wurde eingezogen, und da er Alles keck ableugnete, auf die Folter gebracht. Denn damals herrſchte noch der unvernünftige Gebrauch, das Geſtändniß der Wahrheit durch Qualen zu erzwingen. — Aber auch dieſes Mittel blieb ohne Erfolg. Er hielt alle Martern ſtandhaft aus, und blieb bey der Verſicherung ſeiner

Unſchuld, ſo daß ihn die Gerichte wieder frey laſſen mußten. Und doch war Alles, was man ihm ſchuld gab, wahr, und noch viel mehr als das. —

Wer war jetzt froher als der Hundeſattler, als ihm die Ketten abgenommen waren, und er mit ſeinem Freybriefe in der Hand zum Kerker hinaus ſpazierte. Die Schmerzen, die er ausgeſtanden, vergaß er bey dem Gedanken, ſein Diebshandwerk jetzt mit noch größerer Sicherheit fortzuſetzen, und ſich für das Erlittene ſchadlos zu halten. Mit dieſen Geſinnungen ging er recht keck und übermüthig in ein Wirthshaus, wo viele Menſchen verſammelt waren — denn es war eben Jahrmarkt — und da ihn Viele darunter kannten, und Alle von der ſchweren Unterſuchung gehört hatten, drängten ſie ſich um ihn her und fragten ihn aus. Da hatte nun der Gauner das große Wort, prahlte mit ſeiner Unſchuld, und ſchmähte auf die Gerichte, die einen ehrlichen Mann zum Diebe machen und mit Gewalt an den Galgen bringen wollten. Aber Recht muß doch Recht bleiben, ſetzte er hinzu, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, und Ehrlich währt am längſten, und was dergleichen Redensarten mehr waren. Dabey ſchwenkte er ſeinen Freybrief

in der Hand, und ſagte: Da haben ſie's doch hinein ſchreiben müſſen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin! — Niemand hätte es jetzt gewagt, an ſeiner Unſchuld zu zweifeln, und da er ihnen ſeine Hände zeigte, und die von der Folter breitgedrückten Daumen, da hatten Alle Mitleiden mit ihm, und verwünſchten, die Einen im Herzen, die Andern laut und vernehmlich, die Juſtiz und den Amtmann.

Aber es war wohl wahr, was der Schelm ſagte, Ehrlich währt am längſten; denn der Krug geht ſo lang zu Waſſer, bis er bricht. In dem Augenblicke, wo er am übermüthigſten prahlte, und auf ſeine Unſchuld pochte, erwachte ſein Ankläger, und die Strafe ſtand hinter ihm. Die Sache war ſo. Unter den Fremden, die in der Wirthsſtube verſammelt waren, befand ſich auch der Scharfrichter von Culm, welcher ganz ſtill in der Ecke geſeſſen und den Redenden beobachtet hatte. Dieſer bemerkte nun, daß der Rock, den der Gauner anhatte, ihm, dem Scharfrichter gehörte. Er war ihm wenige Tage vor der Verhaftung des Kerls geſtohlen worden, und er kannte ihn genau. Jetzt ſtand der Scharfrichter auf, gab dem Wirth ein Zeichen mit ihm hinauszugehn, und trug ihm auf, den Kerl, der drinne das

große Wort führe, feſtnehmen zu laſſen. Der Wirth wunderte ſich nicht wenig über dieſe Zumuthung, und ſah den Scharfrichter mit großen Augen an. Da ſich dieſer aber durch keine Einwendungen abſchrecken ließ, ſondern Alles auf ſich nahm, und mit ſchwerer Verantwortung drohte, ließ der Wirth endlich die Wache holen. — Nun könnt ihr denken, daß der Hundeſattler, der noch immer im Peroriren begriffen war, kein kleines Geſchrey erhob, als ſich die Häſcher durch ſeine Zuhörer Platz machten, und Hand an ihn legten, und daß die Zuhörer ſelbſt, die ihn für ein unſchuldiges Opfer boshafter Verleumdung hielten, die Köpfe nicht wenig ſchüttelten, als ſie ihn wieder in das Gefängniß abführen ſahen, das er vor wenigen Stunden ſo triumphirend verlaſſen hatte.

Jetzt ging nun Alles anders als das vorigemal. Die Rechnung des Böſewichts war voll, und der Himmel ſchien ihm die Rettung nur gezeigt zu haben, um ihn zu größerer Belehrung der Welt in den Abgrund fallen zu laſſen, den er ſich ſelbſt gegraben hatte. Da er nicht angeben konnte, wie er zu dem Rocke gekommen, den er trug, und ſich in ſeinen Ausſagen verwirrte, und ein Anzeichen ſich an das Andere reihte, ſo wurde der Gefangene mit Einemmal von einer ſolchen Maſſe

von Anklagen und Beweiſen überſchüttet, daß er ſich zum Geſtändniſſe gezwungen ſah. —

Und ohne Folter? fragte Eduard.

Ohne Folter. — Denn mancher bietet jeder Marter Trotz, der die Kraft der Wahrheit nicht überwinden kann. Als er ſich nun überwieſen ſah — Aber Ihr fragt ja gar nicht nach dem armen Leinweber! Habt Ihr ſeine Noth ganz vergeſſen? —

Ach nein, antworteten die Kinder. — Wir haben ſchon lange erwartet, daß wieder Etwas von ihm vorkommen würde, ſetzte Marianne hinzu. — Und Eduard ſagte: Wenn er von der Gefangenſchaft des Hundeſattlers gehört hat und ſeiner Unterſuchung, ſo wird ſeine Angſt dadurch nicht vermindert worden ſeyn.

Allerdings hatte er davon gehört, fuhr der Grosvater fort, und er ging während der ganzen Zeit ſo traurig und niedergeſchlagen umher, daß man Mitleiden mit ihm haben mußte. Und doch konnte er noch nicht ahnen, was ihm bevorſtand.

Die Kinder ſahen ſich einander voll Unruhe und geſpannter Aufmerkſamkeit an. Da ließ ſich auf der Straße ein Poſthorn hören, und ein Wagen hielt vor der Thür, und aus dem Wagen ſtieg ein Profeſſor, der eben aus dem Bade nach

Hauſe reißte, und die Nacht bey ſeinem Freunde, dem Pfarrer, zubringen wollte.

Fortſetzung.

Der fremde Beſuch war den Kindern höchſt unwillkommen. Sie verlangten nach dem Erfolge der angefangenen Geſchichte, und dazu war nun ſobald keine Ausſicht, da der Profeſſor gleich beym Eintritte ſeine Abſicht zu erkennen gab und um ein Nachtquartier bat. Sie ſetzten ſich alſo in der Nebenſtube in einem Eckchen zuſammen, und um ihren Unmuth ſchneller zu vergeſſen, ſchlug Mathilde vor, Mährchen zu erzählen. Der Vorſchlag fand Beyfall. Da aber keines den Anfang machen wollte, looßten ſie, und das Loos traf die kleine Lili.

Lili wurde vor Freude und Schrecken bis über die Ohren roth, da ſie zuerſt erzählen ſollte, und trug gleich ihre Puppe zu Bett, um nicht, wie ſie ſagte, von dem naſeweiſen Dinge im Erzählen geſtört zu werden. Dann ſtellte ſie ſich mit dem Geſichte nach der Wand, und nachdem ſie ſich ein Weilchen beſonnen hatte, rief ſie: Jetzt weiß ich es, und ſprang auf Eduards Knie, mit dem ſie heute gerad in beſonders gutem Vernehmen

ſtand. Ich erzähle Euch die Geſchichte von der Prinzeſſin Mickmack, ſagte ſie; die iſt gar hübſch; aber nicht wahr, Eduard, wenn ich Etwas nicht recht mehr weiß, da hilfſt du mir ein? — Eduard verſprach's, und mit ſeinem Munde an ihrem Ohre, hielt er das Kind mit beyden Händen auf ſeinem Schooße feſt. — Nun fing ſie an:

Es war einmal ein König, der hieß Mack, und eine Königin, die hieß Mick, und die bekamen eine Prinzeſſin, die ſie Mickmack tauften. Die Prinzeſſin war wunderſchön, aber auch entſetzlich ſtolz. Den ganzen Tag ſtand ſie vor dem Spiegel, und putzte ſich, und frug alle Leute, ob es wohl eine ſchönere Perſon in der Welt gäbe, als ſie? und weil — ja, und weil ſie eine Prinzeſſin war, ſagten die Leute alle Nein! Sie wäre ſchöner, als alle Menſchen auf der ganzen Welt; und, wer ſich recht beliebt bey ihr machen wollte, ſagte gar, ſie wäre ſchöner als die Engel im Himmel. —

Kann man denn einen Engel ſehn, Mathildchen? unterbrach ſich Lili.

Ich habe wohl ſchon einen geſehn, antwortete Mathilde, wenn du recht gut und artig warſt. — Ach, aber wo war er denn da? — Zunächſt bey dir. Habe nur Geduld, ich zeige

dir ihn ſchon einmal im Spiegel. Jetzt erzähle nur weiter.

Alſo die Leute ſagten — wie ſagten die Leute? — ja, ſie wäre ſchöner als die Engel im Himmel. Da wurde ſie immer ſtolzer und immer böſer, und plagte alle Menſchen, ſo daß ihre Eltern recht traurig waren, und ſich alle Mühe gaben, ſie gut zu machen. Aber es half nichts. Da gingen denn die armen Eltern in ihrer Betrübniß zu einer großen Fey, die ſehr klug war, und erzählten der, was ſie für Noth mit ihrer Tochter hätten, und baten ſie, ihnen zu helfen und die Prinzeſſin Micknack zu beſſern. Da ſagte die Fey — Nun, Mariannchen, was wird die Fey wohl geſagt haben?

Die Fey wird geſagt haben, antwortete Marianne: Das iſt leicht. Ihr müßt nur für's Erſte alle Spiegel im Hauſe entzweyſchlagen, damit das eitle Ding —

Nein, nein, unterbrach ſie Lili: So war es gar nicht, ſondern ganz anders. Die große Fey ſagte: Das iſt ſchwer. Denn Eure Tochter iſt ſchon dreyzehn Jahre alt, und da beſſert man ſich nicht mehr ſo leicht. Ich weiß nur Ein Mittel; aber das iſt hart, und wird Euch vielleicht ſelbſt nicht recht ſeyn. — Da bat nun der König

und die Königin die Fey himmelhoch, das Mittel zu brauchen; es möchte seyn was es wollte, wenn es nur hälfe. — Da sagte die gute Fey: Nun geht nur, weil ihr es so haben wollt. Aber kommt mir nachher nicht und klagt. Euer Wille ist jetzt schon erfüllt.

Wie nun der König und die Königin nach Hause gingen, sagten sie zu einander, was das nur für ein Mittel seyn muß? Und die Königin sagte: Ich glaube, es wird etwas einzunehmen seyn, das recht häßlich schmeckt. Und das wird Mickmack nicht nehmen wollen. — Nun, wir werden ja sehn, sagte der König. Ich kann mir nichts denken, was so schnell helfen könnte. —

Bey diesen Worten hielt Lili inne und sagte: Jetzt kömmt nun das Rechte; es ist aber etwas Entsetzliches, und Ihr werdet Euch gewiß alle recht fürchten. — Da stellten sich nun die Mädchen zaghaft an, und baten Lili, sie sollte es doch nicht gar zu gräßlich machen; sie stürben ja sonst vor Angst. — Lili aber freute sich über ihre vergebliche Furcht, und sagte endlich: Nun gebt nur Acht. — Es ist ja nur ein Mährchen.

Nun, wo war ich denn geblieben? — Ja — der König und seine Frau kamen nun zusammen nach Hause, und hörten schon unten an der

Thür ein entsetzliches Geschrey. Da sagte die Königin: Das ist ja unsre Tochter Mickmack! Was muß denn der begegnet seyn? Und nun lief sie die Treppe spornstreichs hinauf und der König ausser Athem hinterdrein. Auf der Treppe begegneten ihnen Bedienten und Mägde und andre Leute, die sich Schnupftücher vor's Gesicht hielten; und wie sie den König und die Königin sahen, riefen sie, ach das Unglück, das Unglück! und stellten sich an, als ob sie weinten; eigentlich aber lachten sie. Und da der König sie fragte, was denn das Geschrey bedeute, und was seiner Tochter widerfahren wäre, konnten sie nicht antworten, sondern dachten: Ihr werdet's schon selbst sehn.

Nun will ich Euch aber sagen, was geschehn war; denn errathen kann das kein Mensch. Während der König und seine Frau bey der Fey waren, ging die stolze Prinzessin mit ihren beyden Mägden im Garten spazieren. Von den Mägden mußte immer Eine einen Spiegel bey sich haben, damit sich Mickmack darinne besehen könnte, wenn sie Lust hätte. Nun kam sie in dem Garten an ein Beet, auf welchen schöne blaue Blumen wuchsen. Von denen riß sie welche ab, und machte einen Kranz daraus und sagte: das muß mir schön in meinen

blonden Haaren ſtehn. Gebt mir den Spiegel her. — Den hatten nun die Mägde vergeſſen. Da wurde die Prinzeſſin ſo böſe, daß ſie die alte Magd mit geballter Fauſt in's Geſicht ſchlug, und ihr befahl, auf der Stelle den Spiegel herzuſchaffen. Da hätte keine Widerrede geholfen; und da Mickmack ſo böſe war, ſo lief die andere Magd auch nach, und die Prinzeſſin blieb allein im Garten.

Nun war in dem Garten ein Teich, der war ſo hell wie der ſchönſte Spiegel; und da Mickmack allein war, und ihr die Zeit lang wurde, lief ſie an den Teich, und wollte ſich darinne beſehen, und wie ihr der blaue Blumenkranz ſtände. — Nun was glaubt Ihr, daß ſie da geſehn hat?

Was denn anders, ſagte Marianne, die das Mährchen ſehr wohl kannte, als ein niedliches Geſicht, und prächtige blonde Locken und den blauen Kranz in den Locken?

O! o! unterbrach ſie Lili. Gar nicht ſo. Wie ſie ſich an das Waſſer ſtellte und hinein ſah, ſah ein abſcheuliches Ungeheuer heraus. Sie fuhr natürlich zurück, ſah aber doch wieder hin, und erſchrack nun noch ärger: denn es kam ihr vor, als ob das häßliche Bild ſie ſelber wäre. Das hatte nun ein altes, altes, verſchrumpftes Ge-

ſicht, ein ſpitziges Kinn mit zwey großen Warzen darauf, und in dem Munde lauter Zahnlücken, und die Zähne, die ſie noch hatte, waren groß und gelb und garſtig, und ſtanden ihr überall über die Lippen heraus. Doch das war noch nicht genug. Ihr kleines kirſchrothes Mündchen war ſo groß und weit geworden, wie ein lederner Beutel, und die Unterlippe hing lang und dick herunter, und die rothe ſpitzige Naſe krümmte ſich darüber her wie ein Vogelſchnabel. Ach und die blonden Locken, die ihr ſo ſchön kraus um die Stirn gehangen hatten, wie Mathildchen ihre, waren jetzt weg, und es hingen ihr nur einzelne graue Haare recht garſtig um den kahlen Kopf. Nun konnte ſie lange gar nicht glauben, daß ſie das wäre, ſondern meinte, das Waſſer wäre behext; denn ſie mochte ſo oft hineinſehn als ſie wollte, immer war es das nemliche. Endlich griff ſie ſich in's Geſicht, und da ſie ihr ſpitziges Kinn und ihre rothe Naſe und ihre garſtigen Runzeln fühlte, fing ſie ſo entſetzlich an zu ſchrein, daß alle Leute zuſammenliefen, und die beyden Mägde auch. Die konnten nun gar nicht glauben, daß das die ſchöne Prinzeſſin Mickmack wäre, und wollten wieder davon laufen, um die wahre Prinzeſſin zu ſuchen. Die ſchrie aber immer ärger,

weil die Leute nicht glauben wollten, daß ſie es wäre, und ſchlug und trat wüthend um ſich, bis endlich alle weggingen, und ſie allein ſtehen lieſſen. Da lief ſie nun auch fort, in's Schloß hinein und in ihre Stube, und da war es eben, wo der König und die Königin ſie ſo ſchreyen hörten.

Wie nun die armen Eltern ſahen, was aus ihrer Tochter geworden war, wollten ſie ſich gar nicht zufrieden geben, und die Königin riß ſich die Haare aus, und ſchimpfte auf die Fey, und beyde weinten Tag und Nacht über das Unglück und über die Fey; denn ſie dachten, ſie hätte ihre ſchöne Tochter nur aus Neid und Bosheit ſo häßlich gemacht. Das war aber gar nicht wahr. — Was wird aber wohl nun weiter geſchehn ſeyn?

Je nun, ſagte Mathilde, die häßliche Mickmack wird ſich in den Brunnen geſtürzt haben.

Nein, ſagte Marianne, ſie wird ſich eine ſchöne Puppenlarve auf dem Jahrmarkt gekauft haben, und eine blonde Lockenperücke, wie die Frau Rentverwalterin. — Oder, ſagte Eduard, ſie hat ſich das Geſicht gemahlt, wie die alten Comödianten, die ſich die Runzeln übertünchen.

Gar nicht ſo, fuhr Lili lachend fort; gar nicht ſo. Erſt tobte ſie noch eine Zeitlang, und

wenn sie vor einem Spiegel vorbey ging, schlug sie ihn in Stücken, und trieb es so arg, daß gar niemand mehr zu ihr gehen wollte. Wie sie aber sah, daß ihr Alles nichts half, fing sie erst an zu weinen, und wie sie lang genug geweint hatte, wurde sie ganz still, und dann, weil sie lange Weile hatte, fing sie an zu spinnen und zu stricken, was sie sonst nie hatte thun wollen, und ihre Mägde mußten ihr helfen; und wenn ihr dann die Arbeit recht gut von Statten ging, wurde sie manchmal recht vergnügt, wie sie nie vorher gewesen war. Aber immer arbeiten konnte sie doch auch nicht. Da ließ sie arme Kinder zu sich kommen, und schenkte ihnen was sie gestrickt und gesponnen hatte, und erzählte ihnen auch schöne Geschichten; so daß die Kinder die Prinzessin Mickmack so lieb hatten, wie ihre Mutter, und gar nicht daran dachten, daß sie so alt und häßlich aussah. Weil sie nun aber immer in der Stube saß, und gar nicht ausging — denn sie schämte sich vor den Leuten — wurde sie ganz kränklich, und der Doctor sagte, sie müßte spaziren gehn. Das kam ihr freylich sauer an, und sie hing auch einen dicken Schleyer über, so daß Niemand das häßliche Gesicht darunter sehen konnte; aber da half ihr auch die Luft nicht viel, und sie wurde

immer elender. Endlich dachte ſie: Ich hab' es wohl verdient. Weil ich ſo ſtolz auf meine Schönheit geweſen bin, hat mich der liebe Gott häßlich gemacht. So will ich auch meine Strafe geduldig ertragen, und es nicht mehr vor den Leuten verbergen. Und nun ging ſie ohne Schleyer herum. Zuerſt blieben die Leute freylich ſtehn, und ſahen ſie an. Da ſie aber Allen freundlich zuſprach, und den Armen immer Etwas ſchenkte, und überhaupt gegen Jedermann gut war, verſpottete ſie Niemand, ſondern die Leute hatten Mitleid mit ihr. Manches dachte auch: Die iſt wohl hart geſtraft; aber ohne die Strafe wäre ſie auch nimmermehr gut geworden.

Das währte nun ſo eine Zeit — ach gar lange Zeit — wohl ein Jahr oder zwey Jahr währt' es, da wurde die Prinzeſſin krank, todſterbens krank, und der Doctor ſagte, er könnte ihr nicht helfen, ſie müßte ſterben. Da war ein Jammer im Schloß! Der König und die Königin wollten ſich gar nicht zufrieden geben, daß ihre gute Tochter ſterben ſollte, und alle Mägde meinten, und es wurde den ganzen Tag weder gekocht noch gebraten; denn kein Menſch hatte Hunger. Sie hatten die Prinzeſſin gar zu lieb. Auch in der Stadt war eine große Traurigkeit, und es kamen

immer Leute, die frugen, ob es mit der guten Prinzeſſin noch nicht bald beſſer würde, und alle Kirchen waren voll von Menſchen, die für ſie beteten. Wie es aber Nacht wurde, ſagte die Prinzeſſin, ſie fühlte, daß ſie nun bald ſterben würde, und nahm Abſchied von ihren Eltern und von allen Leuten, und ſagte, ſie dankte dem lieben Gott, daß er ſie häßlich gemacht hätte, weil ſie doch nun hoffe, ſelig zu werden. Endlich bat ſie, ſie möchten ihr die Bettvorhänge zuziehn, und ſich alle zu Bett legen, damit ſie ruhig ſterben könnte. — —

Als Lili in ihrer Geſchichte ſo weit gekommen war, hielt ſie inne, als ob ſie vor Beklommenheit nicht weiter könnte, ſah mit einer komiſch-traurigen Miene ihre Zuhörer, eines um das andere an, und fuhr endlich, nach einem tiefen Seufzer fort:

Was nun kömmt, habt Ihr gewiß nicht geglaubt. Aber das iſt das Allerſchönſte. Wie nemlich die Prinzeſſin ſo im Bette lag und ſterben wollte, und alle andere Leute weggegangen waren, ſaß nur ihre alte Wartfrau allein noch in der Ecke bey einem Nachtlichte, und es war ganz ſtille und ganz dunkel in der Stube. Aber mit Einemmal — eben wie es auf dem Thurme zwölfe ſchlug — wurde es ganz hell, nicht anders als ob

viele tauſend Kerzen in der Stube brennten; die Bettvorhänge fuhren auf, und ſtatt der alten Wartfrau ſtand eine ſchöne, ſchöne Dame vor dem Bette — das war nemlich die Frau geweſen — rührte die Prinzeſſin mit einem Blumenſtengel an, den ſie in der Hand hatte, und ſagte: Mickmack, du biſt geſund. Deine Prüfung iſt zu Ende. Bleibe ſo gut, wie du geweſen biſt, und du wirſt glücklich ſeyn. — Und nachdem die ſchöne Dame das geſagt hatte, war ſie weg, und die Wartfrau war auch nicht mehr da, und es war wieder ganz dunkel in der Stube, und nur das Nachtlicht brannte noch in der Ecke. Mickmack aber war ganz geſund und recht frohen Muthes, und dachte immer: Wenn doch meine lieben Eltern gleich da wären; denn die werden ſich unten betrüben, weil ſie glauben, ich wollte ſterben.

Darüber wurde es nun endlich Tag, und der König und die Königin waren aufgeſtanden, und kamen die Treppe herauf, und der König ſagte: Nun wird unſre gute Tochter wohl geſtorben ſeyn. Und die Königin ſagte: Ich glaub' es auch, denn ſie war geſtern Abend gar zu ſchlecht. — Wie ſie aber die Stubenthür aufmachten, kam ihnen eine ſchöne junge Prinzeſſin entgegen, die noch viel viel ſchöner ausſah, als Mickmack ſonſt

geweſen war. — Da ſagte die Königin: Lieber Mann, wer iſt denn das? — Und der König antwortete: Ich glaube, es iſt der Engel, der unſre liebe Tochter in den Himmel abholen will. Da fiel Mickmack — denn das war eben die ſchöne Prinzeſſin, die nun wieder jung geworden war — alſo die Prinzeſſin fiel ihren Eltern um den Hals, und erzählte ihnen Alles, was ſich in der Nacht zugetragen hatte. Daß ſie aber wieder ſo ſchön war, wußte ſie ſelbſt noch nicht; denn es war kein Spiegel in der Stube. Und da ſie es erfuhr, war es ihr lieb; aber ſtolz wurde ſie nicht wieder, ſondern blieb immer gut. — Und nun iſt mein Mährchen aus.

Bey diesen Worten ſprang die Erzählerin mit hochrothem Geſicht von Eduards Knien herab, und lief zu Mathilden, die ſie in die Arme nahm und küßte. Da rief Eduard mit Einemmal: Aber was iſt denn das? und ſtellte ſich ganz beſtürzt. Seht Ihr nicht, daß Lili in dem Augenblicke ganz zuſammengeſchrumpelt iſt? — Und nun ſtellten ſich die Andern auch ganz erſchrocken, und ſchlugen die Hände über dem Kopfe zuſammen, und ſchrien Ach und O durcheinander. Lili aber ſprang auf den Stuhl, und beſchaute ſich im Spiegel, und es entſtand ein gewaltiges Lachen,

wobey ſie ſelbſt am Beſten half. Und dann ging ſie gebückt, wie eine alte Frau, in der Stube umher, und machte es der verwandelten Prinzeſſin nach, und es war ein großer Jubel bis es zu Tiſch ging.

Fortſetzung.

Bey Tiſche wurde viel von den Begebenheiten der Zeit geſprochen. Die Welt, ſagte der Großvater mit mehr als gewöhnlicher Lebhaftigkeit, die Welt geſtaltet ſich neu, wie in dem Zeitalter der Reformation. Alle Stoffe, welche die vorigen Jahrhunderte geſammelt haben, ſind in Bewegung gerathen, und in allen Theilen zeigt ſich eine Regſamkeit, die die Menſchen zu neuen Zielen fortreißt. Ich bin zu alt, um noch den ganzen Erfolg dieſes großen Prozeſſes zu ſehn; aber auch ſchon das, was ſich vor unſern Augen geſtaltet hat, erfreut mein altes Herz, und läßt mich noch Größeres und Heilſameres hoffen. Iſt nicht ſchon unter mehrern Völkern eine heitere Geſetzmäßigkeit an die Stelle der Willkühr getreten? Sind nicht in Ländern, wo wir es am wenigſten erwarteten, das Joch gebrochen, das die Menſchen als Knechte zu Boden drückte, und ihnen jede freye Entwicke-

lung ihrer edelſten Kräfte verbot? Iſt nicht das verabſcheuungswürdigſte aller Inſtitute, die Inquiſition, zu Grabe getragen, und dadurch würdigern Vorſtellungen von Religion und einer reinern Verehrung Gottes der Weg gebahnt?

Dieß iſt allerdings ein großer Sieg der Vernunft, ſagte der Profeſſor, der wohl eher ein Te Deum verdient hätte, als ſo mancher auf dem Schlachtfelde, der den Feldherrn unfruchtbare Lorbeern, den Völkern Elend und Knechtſchaft brachte. Ich hätte aber gewünſcht, neben der Befreyung von der Inquiſition auch die Befreyung von dem Gewiſſenzwange aufblühn zu ſehn.

Dieſe kann nicht ausbleiben, ſagte der Pfarrer. Die abſolute Einheit des Glaubens — eine der größten Täuſchungen, mit denen die Willkühr der Herrſchſucht die Menſchen gequält hat — kann ohne Inquiſition nie erhalten werden, und da man dieſe nicht zurückrufen kann, und künftig, ſelbſt in Spanien und Amerika, kein Menſch mehr wegen einer Abweichung von den Hirngeſpinſten der Schultheologie in Kerker geworfen, gefoltert und den Flammen übergeben werden wird, ſo iſt gar nicht zu bezweifeln, daß die Gewiſſensfreyheit, auch ehe das Geſetz ſie ausſpricht und anerkennt, Wurzel ſchlagen wird. Die politiſchen

Erſcheinungen der gegenwärtigen Zeit ſind auch in dieſer Rückſicht von der größten Bedeutung, und es iſt unverkennbar, daß die Wiederherſtellung der wahren Kirche Chriſti, die unter dem Schutte des Mönchthums und der Hierarchie faſt vergraben worden, in ihrer herrlichen Reinheit und Lauterkeit jetzt eher als zu jeder andern Zeit erwartet werden darf.

Amen, ſagte der Grosvater, und Amen wiederholte der Profeſſor.

Der letztere hatte in frühern Jahren Reiſen gemacht und ſich auch in Italien aufgehalten. Das Geſpräch führte mehrere Erinnerungen aus jener Zeit herbey, und die Kinder hörten dem, was er von Neapel zu erzählen wußte, deſto aufmerkſamer zu, da ſie ſeit kurzem durch die Briefe ihrer Muhme Luiſe mit dieſer Stadt näher befreundet worden waren.

Nachdem er nun ein Bild von der Schönheit der Stadt, dem Gewühle der Menſchen darinn und dem faſt unerträglichen Lerm und Toſen gegeben, die ſeltſame Grotte des Pauſilipe, die Herrlichkeit des Meerbuſens und der benachbarten Inſeln, und die Majeſtät jener alten Eſſe der Erde, des Veſuvius, beſchrieben hatte, ſagte er: Seltſamer und merkwürdiger aber iſt mir doch

nichts vorgekommen, als das Fest des Schutzheiligen von Neapel, des heiligen Januarius.

Die Kinder sahen sich erwartend an, und da die Pfarrin auch nur oberflächlich von diesem Feste unterrichtet war, gab der Professor ohngefähr folgende Beschreibung davon:

Das, was diesem Feste vor andern eine große Bedeutung und Wichtigkeit gibt, ist das Wunder, das sich an demselben zu ereignen pflegt, und wenn es ausbliebe, für ein untrügliches Anzeichen der größten Unglücksfälle angesehen werden würde. Man glaubt nemlich, Etwas von dem Blute des H. Januarius zu besitzen, der unter dem Kaiser Diocletianus den Märtyrertod gestorben ist, und dieses Blut, oder was es seyn mag, wird in einem crystallenen Fläschchen aufbewahrt. Gewöhnlich scheint es eine harte Masse zu bilden; an dem Festtage des Heiligen aber wird es in den Händen des Priesters flüssig. Dieses große Fest beschäftigt die Menge lange vor seinem Eintritte; an dem eigentlichen Tage aber ist, vom Aufgange der Sonne an, Alles in der größten und fröhlichsten Bewegung. Alle Zünfte und Brüderschaften begeben sich in ihren Festkleidern nach ihren Vereinigungsplätzen, um mit den zahlreichen Mönchs-Orden einen Zug zu bilden, der durch die vor-

nehmſten Straßen nach der Cathedralkirche führt, in welcher ſich die koſtbargeſchmückte Capelle des H. Januarius befindet. Dieſe Straßen ſind bunt und feſtlich geſchmückt, die Häuſer mit Tapeten und Kränzen behangen, auf den Wegen grüne Zweige und Blumen geſtreut. Gegen neun Uhr ſetzt ſich die Prozeſſion in Bewegung, ein ungeheurer Zug in zahlreichen Abtheilungen, jede durch hohe reich geſtickte Fahnen, oder durch goldne und ſilberne Heiligenbilder ausgezeichnet, die dazwiſchen getragen werden. Die ungeheure Kirche iſt mit Menſchen angefüllt. Alles aber drängt ſich nach dem Hauptaltar, wo der Prieſter mit der Flaſche ſteht, die er unter Gebeten bald an die Bruſt drückt, bald von ſich abwärts hält. Auf dieſen Gegenſtand ſind alle Blicke mit ängſtlicher Erwartung gerichtet. Im Anfange herrſcht eine tiefe Stille, in der man nur bisweilen ein leiſes Murmeln der Betenden vernimmt; aber je länger das Wunder verzieht, deſto größer wird die Unruhe der Verſammlung. Die Gebete werden lauter; man reißt ſich die Haare aus, man ſchlägt ſich ungeſtüm mit der Fauſt gegen die Bruſt; die Aeuſſerungen der Andacht nehmen die Geſtalt der Wuth an. Der Prieſter fährt indeß in ſeinen Gebeten und ſeinen Bewegungen fort, und oft bricht

ihm der Angſtſchweiß über der Arbeit aus. — Als ich dieſem Feſte beywohnte, fuhr der Erzählende fort, ließ der Heilige etwas länger als gewöhnlich auf ſein Wunder warten. Ein Theil der Gegenwärtigen gerieth darüber in Wuth; mehrere brachen in Verwünſchungen gegen den Heiligen aus, der ihnen die Wohlthat des Wunders entziehen wollte; ſelbſt Drohungen und Scheltworte wurden nicht geſpart. Endlich erfolgte das Wunder; die harte Maſſe ſchien flüßig zu ſeyn; und mit dem Ausrufe „Es iſt geſchehn" hielt ſie der Prieſter dem Zunächſtſtehenden zum Küſſen hin. Nun folgte allgemeiner Jubel dem Zorn. Alles ſtürzte auf die Knie. Alles prieß den Heiligen, und Mancher wünſchte ſich Glück, durch ſeine ſtürmiſche Andacht die Vollendung des Wunders bewirkt, oder doch befördert zu haben. —

Kann man wohl etwas Närriſcheres ſehn, ſagte Eduard leiſe zu ſeinem Vater, als einen Heiligen, den man anbetet, zu ſchimpfen und zu läſtern, weil er nicht gleich thut, was man will?

Der Profeſſor, der die leiſe Frage gehört hatte, nahm das Wort wieder und ſagte: Wenn man Einmal die Ehrfurcht, die der Heiligkeit und

den hohen Eigenſchaften Gottes gebührt, auf Bilder, Reliquien und überhaupt auf irdiſche und ſinnliche Gegenſtände überträgt, ſo iſt kein Unſinn ſo groß, dem nicht dadurch der Weg gebahnt wäre. Auch die heidniſchen Götter mußten ſich Mißhandlungen gefallen laſſen. Ihr kennt ohne Zweifel die alte Fabel von dem Manne, der ſeinen tauben hölzernen Merkur in Stücken ſchlug, und einen Schatz darinne fand; und wenn in Arcadien die Jagd nicht ergibig ausgefallen war, wurde der Pan mit Neſſeln gehauen. Der Ruſſe ſteckt ſeinem Heiligen eine Kerze mehr auf, wenn ſeine — oft höchſt ſinnlichen — Wünſche erfüllt worden ſind, und läßt ihn im Dunkeln, wenn er unzufrieden iſt; ja er dankt ihn auch wohl gar ab, ſetzt ihn auf ein Bret und übergibt ihn dem Fluſſe. Als die Tiroler mit dem König von Baiern Krieg führten, und ihre Sache nicht den gehoffften Fortgang hatte, trugen ſie ein hochverehrtes Marienbild von der Höhe des Berges, wo es in weiter Ferne geſehen werden konnte, zu dem Fuße deſſelben, und verwarnten es nachdrücklich, ihre Unternehmung beſſer als bisher zu unterſtützen; außerdem werde es nie wieder hinauf an ſeine vorige Stelle kommen. Zu derſelben Zeit fiel ihnen ein, daß eine andre Maria, die

dem berühmten Bilde der ſchwarzen Mutter Gottes von Alten-Oettingen nachgeformt iſt, und großer Verehrung geneß, aus dem Lande ihrer Feinde ſtamme. Sie ſchalten ſie daher eine Baieriſche Metze, beſchuldigten ſie, den Fortgang der Tiroliſchen Waffen zu hemmen, und drehten ihr, ſie ganz zu verlaſſen. Dieſes und Vieles ähnliche iſt alſo vor wenigen Jahren in unſerm eignen Vaterlande geſchehn, und man hat ſo wenige Urſache ſich darüber zu wundern, daß man ſich, bey dieſer Entfernung von dem wahren Geiſte des Chriſtenthums, vielmehr höchlich wundern müßte, wenn es anders wäre. —

Eduard ſchüttelte den Kopf, und Alle kamen überein, daß ein ſolcher verworrener Aberglaube nichts weniger als chriſtlich, und nichts weniger als die Gottesfurcht ſey, die ſich vor dem Höchſten und Heiligſten beugt.

Dreyßigſter Abend.

Als ſich die Familie den nächſten Abend um den Seſſel des Grosvaters verſammelt hatte, ſagte dieſer nach ſeiner Weiſe ſcherzend: Der Beſuch unſers Freundes kam Euch wohl geſtern ſehr erwünſcht. Meine Geſchichte dauerte Euch zu lange. Ich thue auch wohl am Beſten, wenn ich ſie fallen laſſe. —

Ach beſter Grosvater, ſagte Marianne, mit weinerlicher Stimme, wie Du nur ſo ſcherzen kannſt! Ich habe die Zeit kaum erwarten können, um zu erfahren, was aus dem verworrenen Handel geworden iſt. — Und ich, ſagte Aurora, habe von dem armen Leinweber geträumt, und es kam mir vor, als ob er in einem dunkeln Loche ſäße, und ich mußte bey ihm ſeyn. Da hab' ich mich recht geängſtigt, bis ich aufwachte. Bitte,

beſter Gredvater, laß uns nicht länger auf das Ende warten!

Die Andern baten nicht minder. Lili aber ließ ihre Puppe vor dem Gredvater niederknien, hielt ihr die Hände zuſammen, und ſagte in ihrem Nahmen, bitte, bitte!

Nun denn, antwortete der Gredvater, wenn es Euer Ernſt iſt, ſo mag es ſeyn. — Wir haben, denk' ich gehört, daß der Hundeſattler, durch die Menge von Anklagen, Zeugniſſen und Beweiſen, die gegen ihn anſtürmten, gezwungen wurde, das Meiſte von dem, was er vormals ſo hartnäckig geleugnet hatte, einzugeſtehn. Das wäre nun ganz gut geweſen, denn er ſagte die Wahrheit; aber er miſchte eine greuliche Lüge ein, die ſein Bekenntniß wieder verdarb. Er ſagte nemlich, der Genoſſe ſeiner ſchlimmſten Streiche, der eigentliche Angeber aller Büdereien, und ein höchſt gefährlicher Dieb, ſey — was meint Ihr wohl? — unſer armer Leinweber. Ihr wißt, was an dem Vorgeben war; aber der Hundeſattler erzählte eine Menge Geſchichten, bey denen der Leinweber geholfen haben ſollte; Eine immer ſchlimmer als die Andere; und er erzählte Alles, als ob es gedruckt wäre. Dem Richter kam das freylich zuerſt ſonderbar vor; denn der Leinweber war als ein armer

Mann bekannt, und galt auch für eine ehrliche Haut; da aber der Andre auf ſeiner Ausſage beharrte, ließ er ihn gefangen nehmen und in den Kerker ſtecken. Da geſtand er nun gleich was wir Alle wiſſen, daß er Einmal hintergangen worden, und Schildwache bey der Mühle geſtanden, und gezwungener Weiſe ſieben Gulden dafür bekommen habe. Das war auch das Einzige was er in ſeinem Leben verbrochen hatte. Weil er aber das Eine geſtand, ſo meinte der Richter, das Uebrige ſey auch wahr. Nun mochte wohl dieſer Richter einer von denen ſeyn, die durch ihr trauriges Geſchäft abgehärtet, lieber Schuld als Unſchuld an einem Menſchen finden, und ließ, da der arme Leinweber nichts weiter eingeſtand, ihn auf die Folter legen. — Das kömmt Euch nun freylich entſetzlich vor —

Entſetzlich — abſcheulich — himmelſchreyend! riefen die Kinder.

Auch bey dieſem Falle zeigte ſich, was das für ein ſchlechtes Mittel zur Erforſchung der Wahrheit iſt. Der Leinweber, ein ſchwacher Mann, widerſtand, trotz ſeiner Unſchuld, dem Schmerze nicht, ſondern bekannte gleich, was man wollte, und ſagte zu allen Beſchuldigungen Ja, und da

war ſein Prozeß bald zu Ende, und er wurde mit ſammt ſeinem Ankläger zum Galgen verurtheilt. —

Die Kinder gaben Zeichen des Erſtaunens und Unwillens. Eduard ſprang auf und ſagte mit hochrothem Geſichte: Nein, ich ließe mich eher zerreiſſen, eh' ich ein Verbrechen geſtände, das ich nicht begangen hätte.

Die Pfarrin aber ſagte: Ich kann mir nicht denken, daß Gott eine ſo ſchreyende Ungerechtigkeit zulaſſen könnte. —

Als dem Leineweber ſein Todesurtheil bekannt gemacht wurde, fuhr der Grosvater fort, weinte er bitterlich; aber aus Angſt vor neuen Qualen nahm er keine ſeiner Ausſagen zurück, ſondern dachte, es müßte wohl Gottes Wille ſeyn, daß er ſtürbe, und ergab ſich geduldig in ſein Schickſal. Nun war der Tag der Hinrichtung angeſetzt. Eine große Menge Volks zog hinaus, und der Richtplatz war ſchon am frühen Morgen beſetzt; viele gingen auch erſt mit den beyden Verurtheilten hinaus. Ich war unter den Letztern, und befand mich ganz in ihrer Nähe. Der Leineweber betete auf dem ganzen Wege, und ſchlug die Augen nicht auf; der Hundeſattler aber ſah ſich frech um, grüßte ſeine Bekannten, und machte ſich über den Leinweber und die traurige Figur luſtig, die er

ſpielte. Unter Andern ſagte er: Er ſey gar zu demüthig, da ihm doch eine ſo anſehnliche Erhöhung bevorſtehe; und zeigte dabey auf den Galgen, der das traurige Ziel ihrer Wallfahrt war. Dann auch: Er müſſe nicht ein ſo jämmerliches Heilands-Geſicht machen, wenn ihm die Ehrenketten umgehangen würden, die er ſich wohl beſſer verdient hätte, als mancher vornehme Herr die ſeinige. Auch rieth er ihm, mit dem Athem, den er jetzt zum Beten verſchwende, die häßlichen ſchwarzen Fliegen wegzublaſen, die ſich da oben ſchon in Hofnung auf eine gute Mahlzeit ſchwenkten. — Mit dieſen und ähnlichen rohen Worten vertrieb er ſich die Zeit, und wir ſtanden ſchon unter dem Richtplatz, und die Leitern waren angelehnt, und die Henkersknechte hielten die Stricke in der Hand. Jedermann ſah ſchon die armen Sünder hängen, und es war eine Todtenſtille in der Verſammlung. Jetzt ſetzte nun der Leinweber den Fuß auf die erſte Sproſſe — denn er ſollte die Strafe zuerſt leiden — und der Hundeſattler ſchnitt höhniſche Geſichter, und ſchien ſich auf das Schauſpiel zu freuen, und uns Allen klopfte das Herz — da rief es mit Einemmal in dem äußerſten Umkreiſe, Halt, Halt! und dann wieder und lauter. Alle ſahen hin, woher das Rufen kam,

und ſieh, da ſprengte von der Stadt her ein Reiter Querfeld ein nach dem Richtplatze zu, und ſchwenkte ein weißes Tuch, und machte Zeichen; und man ſah bald, daß es der Zwerg der Markgräfin war. Nun wurde das Halt-rufen allgemein; die Henkersknechte, die ſich mit ihren Stricken ſchon übergebeugt hatten, richteten ſich wieder in die Höh; der Leinweber zog den Fuß von der Leiter zurück; das Geſicht des Hundeſättlers aber wurde ganz ernſt. Jetzt kam nun der Zwerg bey dem Richter an, der mit ſeinem Pferde unter dem Galgen hielt, und brachte einen Befehl von dem Markgrafen, mit Vollſtreckung des Urtheils inne zu halten, und den Prozeß noch Einmal vorzunehmen. —

Die Sache war nemlich ſo. Die Frau des Leinwebers war während der Gefangenſchaft ihres Mannes immer krank und bettlägrig geweſen. Ihr Elend war groß; aber an dem Tage der Hinrichtung hatte ſie ſich doch aufgemacht, und zu ihrem Manne in das Gefängniß geſchleppt, und hatte ihm bey ſeiner Liebe und Seligkeit beſchworen, ihr zu vertrauen, ob er wirklich eine böſe That auf ſeinem Gewiſſen habe. Da fiel er ihr nun mit bittern Thränen um den Hals, und ſagte: Sie wiſſe ja, was er gethan, als er die ſieben Gulden

mit nach Hauſe gebracht. Das wäre Alles, ſo wahr er in wenigen Stunden vor Gott ſtehen werde. Wie das die arme Frau hörte — ſie wußte es freylich vorher ſchon — aber da er es ihr ſo feyerlich betheuerte, faßte ſie ſich ein Herz, und ging, ohne es ihrem Manne zu ſagen, in's Schloß zu der Markgräfin. Der warf ſie ſich zu Füſſen, und bat und flehte, indem ſie die Unſchuld ihres Mannes betheuerte, einen Aufſchub zu bewirken, damit die Sache beſſer unterſucht würde. Die Markgräfin hatte Mitleiden mit der armen jammernden Frau, ging zu ihrem Gemahl, und bat vor. Dieſer wollte freylich erſt nichts davon hören, da das Urtheil unterſchrieben ſey, und vielleicht eben vollſtreckt werde; aber da ſeine Gemahlin ihm vorſtellte, daß, ſo wie der Hundeſattler Einmal frey geſprochen und doch nachher ſchuldig befunden worden, ja auch umgekehrt der Leineweber unſchuldig gefunden werden könnte, und daß hier nicht nur ein Leben, ſondern die Rettung einer ganzen Familie auf dem Spiele ſtehe, beſann er ſich und willigte ein. Und nun wurde der Zwerg mit dem fürſtlichen Befehl auf den Schimmel geſetzt, und kam, wie ich Euch geſagt habe, eben in dem Augenblicke an, wo der Henker dem armen un-

ſchuldigen Leineweber den Strick um den Hals legen wollte. —

Da war es nun merkwürdig, die Wirkung dieſes unerwarteten Befehls zu ſehn. Erſt ging ein dumpfes Murmeln, wie ein Sturm, durch die Menge, indem immer Einer den Andern, der Näherſtehende die Entferntern über den Vorfall verſtändigte. Es war das Werk eines Augenblicks. Dann brach die Menge in lauten Jubel aus; denn Alle hatten Mitleiden mit dem armen Leineweber und wünſchten ſeine Rettung. Aber Niemand hatte ſie für möglich gehalten. Das Allermerkwürdigſte aber war der Hundefattler. Dieſer ſtand eine Zeitlang wie erſtarrt. Die beweglichen Züge ſeines Geſichtes waren plötzlich feſt geworden; ſeine tiefliegenden blitzenden Augen waren tod; eine tödliche Bläſſe hatte ſich über ſein Geſicht ergoſſen; ſein Mund war halb geöffnet, aber ohne Laut. Endlich erhob er die zuſammengebundenen Hände gen Himmel, und ſagte: So iſt es alſo doch wahr! — Und da ihn der Richter über die Meinung dieſer Worte fragte, ſagte er, alle ſeine Beſchuldigungen wären lügenhaft und falſch; der Leineweber habe an ſeinen Miſſethaten nicht den mindeſten Antheil; vielmehr ſey er ein frommer und grundehrlicher Mann. Und das ſey

eben die Urſache ſeiner boshaften Anklage. Denn da er von Kindheit an ſoviel von Gott und göttlicher Gerechtigkeit gehört, und doch ſo viele Menſchen geſehen habe, denen es bey aller ihrer Ruchloſigkeit weit beſſer zu gehen ſchiene, als den Frömmſten und Ehrlichſten, hab' er allen Glauben verlohren, und das Predigen von Gottes Vorſehung für eitles Geſchwätz gehalten. Das habe ihn denn bewogen, da er ſeine eignen Verbrechen nicht hätte ableugnen können, eben um jenes eitle Vorgeben ſo recht zu prüfen, den armen Leinweber, als den allerunſchuldigſten Mann, den er gekannt, ſo hart anzuklagen, und ihn in ſein eigenes Unglück zu verwickeln. Das habe denn auch bis hieher den beſten Erfolg gehabt, und er habe ſeit dem Todesurtheile und noch mehr, auf dem Wege zum Richtplatze, nicht anders gemeint, als daß nun die Richtigkeit des Glaubens an Gott unwiderſprechlich bewieſen ſey. Jetzt gehe ihm nun, zu ſeinem größten Erſtaunen, der Glaube in die Hand.

Da war nun Niemand, der dieſe Erklärung hörte, der nicht davon ergriffen wurde. Die Ungläubigen gingen in ſich; die Gläubigen prießen Gott ſtill und laut für die Rettung der Unſchuld und den ſichtbaren Beweis ſeiner Gerechtigkeit.

Es war ein ſchöner und erbaulicher Tag, an den ich nie ohne Rührung und Andacht habe denken können. —

Aber wie wurde es denn mit den armen Sündern? fragte Aurore.

Recht, Aurora, antwortete der Großvater, du willſt einen befriedigenden Schluß; und wir können allerdings die armen Sünder nicht ſo unter dem Galgen verlaſſen. Der Hundeſattler bekehrte ſich — ſo gut ſich Einer im Gefängniſſe bekehren kann; das heißt, er bereute ſeine Miſſethaten und das Böſe was er andern gethan hatte, und wurde nach kurzer Friſt gehenkt; der Leinenweber aber wurde wieder mit den Seinigen vereint. Dieſe waren nun freylich, während ſeiner langen Gefangenſchaft und der Krankheit ſeiner Frau, in großes Elend gerathen; da aber ſeine Geſchichte im ganzen Lande erſcholl, und überall großen Eindruck machte, bekam er von allen Seiten her Geſchenke, ſo daß es ihm jetzt beſſer ging als vorher, und er ſeine Kinder mit weniger Sorgen erziehen konnte. Doch blieb er ſeit der Zeit immer ſtill und in ſich gekehrt. —

Dieſe Geſchichte gab zu vielen Betrachtungen Veranlaſſung. Jeder ihrer Theile wurde beſonders vorgenommen, und Jedes hatte Etwas zu bemerken,

zu fragen, hinzuzuſetzen, ſelbſt Lili, die ihre Augen auf den Hofzwerg der Markgräfin gerichtet hatte, und die genauſten Erkundigungen über ihn einzog.

Da auch über den Gebrauch der Folter geſprochen wurde, der ja nun wohl, Dank ſey es den Fortſchritten der Vernunft und Menſchlichkeit, aus allen gebildeten Staaten verbannt iſt, ſagte der Pfarrer: Einem andern unſchuldigen Manne fiel ſein Loos nicht ſo glücklich, wie dem Leineweber in Baireuth. Aber ein ſolcher Prozeß, wie der war, könnte auch in unſern Tagen nicht mehr vorkommen: und es iſt gut, denk' ich, auch an die Irrthümer unſerer Vorfahren zu erinnern, um die Fortſchritte unſrer Zeit im Guten deſto dankbarer zu erkennen.

Bey Weilburg am Rhein, fuhr er fort, auf einem Dorfe, deſſen Nahmen ich vergeſſen habe, wohnten vor einigen hundert Jahren zwey Brüder, Markard und Heinrich, gemeinſchaftliche Beſitzer eines Rittergutes. Der Jüngere, welcher unverheirathet war, bekam Luſt die Welt zu ſehn, machte ſich auf und kam weit herum, ſchrieb aber nicht nach Hauſe, ſo daß Niemand wußte, wo er war; auch ſein Bruder nicht. Da kam nun mit Einemmal ein Gerücht unter die Leute, der Heinrich wäre zurückgekommen, und ſey nicht

weit von ſeiner Heimath erſchlagen worden. Und das ſollte ein Bauer, Henn Schütz, gethan haben, der in einem benachbarten Dorfe wohnte, dem Trunke ergeben war, und überhaupt nicht im beſten Rufe ſtand. Denn man ſah ihn mehr im Wirthshauſe und bey der Karte, als in der Kirche und bey der Arbeit. Der wurde alſo feſtgenommen, und auf das bloße Gerücht hin ſo lange gemartert, bis er ſagte, er und ſein verſtorbener Vater hätten den Edelmann zuſammen erſchlagen und im Walde begraben.

Um nun dem Leichname des Erſchlagnen die letzte Ehre zu erzeigen, führten ſie den Henn Schütz in den Wald, damit er die Stelle angäbe, wo der Todte läge. Der zeigte auch eine Stelle; aber da man nachgrub, fand ſich nichts. Darauf führte er ſie an einen andern Ort, und ließ ſie wieder graben. Es war aber auch umſonſt. Und ſo wieder an einer dritten Stelle. Da man nun nichts fand, und der Richter meinte, der Mörder wolle ihn und die Gerichte zum Beſten haben, ließ er ihn noch Einmal martern. Da blieb nun der arme Kerl bey ſeinem erſten Bekenntniſſe, ſetzte aber hinzu, er habe den Ort vergeſſen, weil es ſchon ſo lange her ſey. Hierauf wurde er verurtheilt und zum Tode geführt.

Als nun der Henne auf den Richtplatz angekommen war, und ihm der Scharfrichter den Hals ſchon entblößt hatte, ſagte er ganz laut: Weil ich denn doch ſterben ſoll und muß, ſo will ich wenigſtens nicht mit einer Lüge ſterben. Ich will keinen Theil an der ewigen Seligkeit haben, wenn ich den Edelmann gekannt habe, den ich erſchlagen haben ſoll. Ich habe ihn, meines Wiſſens, nicht mit Augen geſehn, viel weniger um's Leben gebracht, ſo wenig als mein Vater. — Da ſagte der Scharfrichter zu dem Amtmanne, der dabey ſtand: Hört Ihr wohl, Herr Richter, was dieſer arme Mann ſagt? Er will nichts von der Mordthat wiſſen. — Da fiel ihm aber der Markard in's Wort, der den Henne nun Einmal für den Mörder ſeines Bruders hielt: Was nützt das Reden? Das Recht hat ihn verurtheilt; der Stab iſt gebrochen über ihm. Thu du nur was Deines Amtes iſt. — Wie nun der arme Menſch ſah, daß keine Barmherzigkeit war, knicte er nieder und ſagte: Ich wiederhol' es noch Einmal, daß ich mich nicht an dem Junker vergangen habe, und ich hoffe zu Gott, daß meine Unſchuld an den Tag kommen ſoll, ehe die Raben meinen Leib gefreſſen haben. Und da er ſo geſagt hatte, hieb ihm der Scharfrichter den Kopf ab, und ſein Leib wurde auf das Rad gelegt.

Nun wußten die Leute freylich nicht recht, was sie von der Sache denken sollten; und viele schüttelten die Köpfe, und meinten, es sey doch kaum zu glauben, daß der Schütz so gar gottlos gewesen, sein Gewissen noch in der Todesstunde mit einer Lüge zu belasten, und es sey ihm doch vielleicht zuviel geschehn. Und die, welche so urtheilten, hatten Recht. Denn noch waren keine vier Wochen verflossen; da kam der Edelmann, den man für tod gehalten, von seinen Reisen zurück, und hatte ihm nie Etwas gefehlt; und sein Bruder sah nun, daß er selbst ein Mörder war. Die Reue kam jetzt zu spät; und es war für das große Vergehn immer nur eine geringe Buße, daß er der Frau und den Kindern des Hingerichteten zu leben gab. Der Leichnam wurde auch vom Rade genommen, in einen Sarg gelegt und mit allen Ehren zu Grabe gebracht, und es gingen fast eben so viele Leute mit zur Leiche, als bey der Hinrichtung gewesen waren. Aber was half das? Die Wittwe bekam dadurch weder ihren Mann, noch die Kinder ihren Vater wieder, und den Jammer, den die armen Leute ausgestanden hatten, machte weder das Geld des Edelmanns, noch der Leichen Conduct wieder gut.

Ein und dreyßigſter Abend.

Der Pfarrer war eben dabey, eine Beſchreibung von Surinam zu leſen, in welcher das Leben der mannichfaltigen Einwohner jenes Landes mit groſſer Anſchaulichkeit beſchrieben iſt. Das Buch war auf dem Tiſche liegen geblieben, und Aurora, die Bilder gewahr wurde, blätterte darinn. Auf einmal fuhr ſie in die Höh, und rief, nach ihrer lebhaften Weiſe, ihre Geſchwiſter herbey. Was iſt das nur, um des Himmels willen? ſagte ſie. Da hängt ein ſchwarzer Mann, und ein Hacken iſt ihm durch das Fleiſch gezogen. Was muß der verbrochen haben? Das iſt ja ganz entſetzlich. Weiſt du was ſein Verbrechen war, ſagte Eduard, der in dem Buche geleſen hatte. Um den grauſamen Mishandlungen ſeines Herrn zu entgehn, hatte er ſich um's Leben bringen wollen, und war

daran gehindert werden. Nun wird er dafür gestraft, und muß auf eine so erbärmliche Weise sterben. Es ist schändlich, über allen Glauben schändlich, und das Herz möchte einem springen, wenn man liest, wie die armen Schwarzen von ihren Herren gemishandelt, und wie sie oft um kleiner Vergehungen willen zu Tode gemartert werden.

Eduard war im Zuge seinem Herzen Luft zu machen, und die Mädchen standen auf seine Erzählungen harrend umher. Da kam der Pfarrer dazu, und als er hörte, wovon die Rede war, suchte er dem Gespräche eine andere Richtung zu geben. Er ist nemlich der Meinung, und ich glaube, nicht mit Unrecht, daß die Vorstellung von solchen Unmenschlichkeiten mit einem nachtheiligen Reiz auf das Gefühl wirkt. Wenigstens ist so viel gewiß, daß die Menschen nirgends roher sind, als wo viele Hinrichtungen vorkommen, und daß immer die entsetzlichsten Verbrechen da begangen worden sind, wo man die Hinrichtung der Uebelthäter mit ausgesuchten Martern begleitete. Auch ist es ganz bekannt, daß Menschen, die in Europa nicht für hartherzig galten, wenn sie in die amerikanischen Pflanzungen kamen, und Tag für Tag die grausame Behandlung der Scla-

ven ſahen, ſich gar ſchnell daran gewöhnten, und, was man kaum für möglich halten ſollte, daß die Männer an Hartherzigkeit von Frauen übertroffen wurden, die in andern Verhältniſſen zart und gefühlvoll ſchienen.

Es iſt wohl entſetzlich, ſagte der Pfarrer, nachdem er ſich der bilderreichen Reiſebeſchreibung bemächtigt hatte, daß roher Eigennutz einen Menſchen gegen den andern, den Gebildeten gegen den Ungebildeten und Wehrloſen, Chriſten gegen ihre Mitbrüder, ihre Gehülfen und Diener, zu einer ſolchen Wuth reizen kann! Erſt veranlaſſen ſie die gierige Habſucht der Neger Könige zum Menſchenraub, dann kaufen ſie ihnen die armen Schlachtopfer dieſer Habſucht ab, ſchleppen ſie in engen Schiffen aufgeſchichtet nach Amerika, und wenn ſie dort, ihrer Freyheit beraubt, ohne Lohn, bey ſchlechter Koſt, die ſchwerſten Arbeiten verrichten, werden ſie oft wegen geringer Vergehungen, ja, um der bloßen Laune ihrer übermüthigen Aufſeher willen gemißhandelt. Doch iſt es, Gott ſey Dank, nicht immer und nicht überall ſo. Es gibt auch Beyſpiele von guten und milden Herrn, die ihr Unrecht — denn immer bleibt es ein Unrecht, Menſchen zu Sclaven zu machen — durch eine ſanfte und freundliche Behandlung gut zu

machen ſuchen; und ich freue mich, ſagen zu können, daß es vorzüglich die Erkenntniß der reinen Lehre Chriſti war, was dieſe Ausnahmen hervorgebracht hat. Ich könnte Euch da eine Geſchichte erzählen — —

O liebſter Vater, laß uns das hören! das wird uns das greuliche Bild wieder aus dem Gedächtniſſe bringen.

Das war nun eben die Abſicht des Vaters. Ihr habt von den Quäkern gehört? fuhr er fort. — O ja, ſagte Mathilde, das ſind die Leute, die alle Welt duzen, vor Niemanden, auch vor dem Könige nicht, den Hut abziehn, und nie einen Eid ablegen. — So iſt es, fuhr der Vater fort. Sie haben auch noch manches andere Eigenthümliche und Sonderbare an ſich; aber meiſt ſind es friedliche und rechtſchaffene Leute, die die Gottesfurcht über Alles ſetzen, und ihr Chriſtenthum mehr durch ein unſträfliches Leben, als durch Lehren und Meinungen bewähren. Einer von dieſen, der fromme William Penn, ein Mann von vornehmer Abkunft, begab ſich mit vielen ſeiner Glaubensgenoſſen, die ſich am liebſten Freunde nannten, nach Amerika, wo ihnen der König ein Land geſchenkt hatte, und gründeten dort einen neuen Staat — —

Ach das iſt Penſylvanien, ſagte Eduard, wo Philadelphia liegt.

Ja, fuhr der Vater fort, und das erſte Land in der neuen Welt, in welchem eine allgemeine Gewiſſensfreyheit geſetzmäßig eingeführt wurde. Obgleich die Quäker urſprünglich den gröſſern Theil der Bevölkerung ausmachten, und die Regierung in den Händen hatten, nahmen ſie doch jeden zu ihrem Mitbürger auf, der an Gott und die göttliche Vorſehung glaubt, und durch ein rechtſchaffenes Leben ſeinen Glauben an das göttliche Geſetz zu erkennen gibt. Alles übrige, die Art ſeiner Gottesverehrung, und die beſondere Geſtalt ſeiner Meinungen über göttliche Dinge iſt lediglich ſeiner Einſicht und ſeinem Gewiſſen anheim geſtellt. Daher leben dort die verſchiedenſten Secten einträchtig neben einander, wie die Zweige Eines Baumes, bey aller Verſchiedenheit ihrer Richtung, doch Einem Stamme angehören, alle nach Einem Himmel ſtreben, und dieſem ihre Früchte zeigen; und es iſt nichts ungewöhnliches, daß in Einem Hauſe, ja in einer Familie die verſchiedenſten Secten vereinigt ſind. —

O, ſagte Eduard, wie in München in dem Hauſe, wo mein Pathe wohnte. Das Haus gehörte einem Juden; im erſten Stock wohnte

eine katholiſche Familie; im zweyten war der Mann lutheriſch, die Frau reformirt; und täglich aßen an dem Tiſche dieſer Leute ein katholiſcher Prieſter und ein rheinländiſcher Mennonit.

Allerdings, antwortete der Vater, war das ſo ein Penſylvanien im Kleinen; und es iſt ein unſterbliches Verdienſt des Königs von Baiern — möge ihn Gott noch lange erhalten! — daß er ſein Land mit dieſem edeln Geiſte der Duldung begabt hat. Es war dort nicht immer ſo. Aber ſein Beyſpiel hat Großes gewirkt, und die Zeit ſcheint immer näher zu rücken, wo die ächte Religion, die ſich mit keiner Art von Gewaltthätigkeit verträgt, aber bey der größten Verſchiedenheit der Meinungen gleich ſtark und lebendig ſeyn kann, überall Wurzeln ſchlägt.

Doch wir wollen nach Penſylvanien zurück. Dieſes Land war urſprünglich mit Wäldern bedeckt. Es mußte urbar gemacht werden, und man bediente ſich, wie in allen amerikaniſchen Pflanzungen, zu dieſer ſchweren Arbeit der ſchwarzen Sclaven. Anfänglich hatte Niemand Bedenken dabey. Man folgte dem allgemeinen Gebrauche; die Nothwendigkeit, ſchien es, gebot dieſen Gebrauch, und auch der Vortheil ſtrach laut dafür. Dennoch fanden ſich ſchon früh Leute

unter den Freunden, die ſich nicht verbargen, wie ſehr die Sclaverey den erſten und heiligſten Geboten des Chriſtenthums zuwiderlaufe, und daher zur Freylaſſung der ſchwarzen Sclaven riethen. Einige der gewiſſenhafteſten folgten dieſem Rath; die meiſten aber blieben bey dem alten Gebrauch. Da ergriff Einen von ihnen, den Abkömmling franzöſiſcher Pflanzer, der ächte Geiſt des chriſtlichen Glaubens. Nachdem er in einem treflichen Buche das Sündhafte des beſtehenden Verhältniſſes mit den ſtärkſten Farben geſchildert hatte, überließ er die Sorge für ſein Hausweſen der Obhut ſeines Weibes, und predigte, von einer Gemeinde zu der andern, die menſchenfreundliche Lehre der Freylaſſung der gekauften Sclaven. Mit der einfachen und innigen Beredſamkeit eines Herzens, in welchem Glaube an Gott und Liebe der Menſchen wohnte, gelang es ihm, der Kraft ſeiner ſegenvollen Lehre den Sieg über den Eigennutz zu verſchaffen. Viele Familien ließen ihre Sclaven frey, und die Gemeinde des wackern Anton Benelet — dieß war der Nahme jenes Menſchenfreundes — faßte aus freyem Antriebe den Entſchluß, kein Mitglied in ihre kirchlichen Verſammlungen zuzulaſſen, das nicht die Sclaverey in ſeinem Hauſe aufgehoben hätte.

Dieſe Bereitwilligkeit, der Wahrheit Eingang zu geben, und das für göttlich erkannte Gebot mit großen Aufopferungen — denn ein guter Sclav wird nicht wohlfeil gekauft — auszuführen, gereichte dieſen wackern Leuten zu deſto größerer Ehre, da bey weitem die Meiſten ihre Sclaven mit Menſchlichkeit behandelten, und ſich alſo nicht die Vorwürfe zu machen hatten, die das Gewiſſen anderer Pflanzer belaſteten. Ein Neger durfte es ſchon für ein glückliches Loos halten, wenn er nach Penſylvanien verkauft wurde, und in das Haus eines der Freunde kam. Auch waren die meiſten dieſer armen Menſchen, die bey milder Behandlung ihrem Herrn faſt immer mit unverbrüchlicher Treue anhangen, ihrem Hauſe ſo ergeben, daß ſie das Geſchenk der Freyheit nicht einmal annehmen wollten. Es iſt mir ein Beyſpiel dieſer Art bekannt, das Euch Freude machen wird, wie es mir und demjenigen gemacht hat, welcher Augenzeuge des Vorfalls geweſen iſt. Es war damit ſo.

Unter den Freunden, die von der Lehre des menſchenfreundlichen Benelet ergriffen worden, befand ſich Walter Miffling, ein reicher Mann, dem aus der Erbſchaft ſeines Vaters ſieben und dreyßig ſchwarze Sclaven zugefallen waren. Seine

Frau gehörte urſprünglich nicht zu ſeiner Secte. Nachdem ſie aber binnen kurzer Zeit durch das Beyſpiel ihres Mannes Neigung zu der Lehre der Freunde gewonnen hatte, faßte ſie den herzhaften Entſchluß, allen Ueberfluß ihrer reichen Mitgabe aus dem Hauſe zu entfernen, ihren koſtbaren Hausrath zu vereinfachen, und ihre Kleidung mit der ſchlichten Tracht der Quäker zu vertauſchen. Die frommen Geſinnungen ihres Mannes waren die ihren, und als er ihr den Entſchluß mittheilte, ſeinen Sclaven die Freyheit zu ſchenken, ſtimmte ſie mit Freuden ein, und unterſtützte ihn bey dieſem chriſtlichen Geſchäft mit rührendem Eifer.

An dem zur Ausführung beſtimmten Tage wurde denn auch ein junger Sclave, Nahmens Jacob, ein rüſtiger und brauchbarer Menſch, in das Zimmer ſeines Herrn gerufen. Wie alt biſt du, Jacob? ſagte dieſer. — Neun und zwanzig und ein halbes Jahr. — Nach der Sitte unſrer weißen Brüder, fuhr ſein Herr fort, wäreſt du im ein und zwanzigſten Jahre, dein eigner Herr geweſen. Menſchlichkeit und Religion gebieten mir, dir die Freyheit zu geben, und die Gerechtigkeit fordert, daß ich dich für die neunthalb Jahre entſchädige, die du ſeit deiner Volljährigkeit bey mir gearbeitet haſt. — Dabey nannte er eine ge-

wiſſe Summe, die er ihm dafür ſchuldig zu ſeyn bekannte. — Da du geſund und ſtark biſt, fuhr er fort, und für deine Erhaltung arbeiten kannſt, ſo will ich dir für dieſe Summe einen Schein ausſtellen, und ſie für dich mit den jährlichen Landesüblichen Zinſen zurücklegen. Jetzt, Jacob, biſt du frey, wie ich ſelbſt, und haſt keinen andern Herrn über dir, als Gott und das Geſetz. Geh nun in das andere Zimmer zu deiner ehemaligen Herrin, meiner Frau, die eben jetzt deinen Freybrief ſchreibt. Dieſen werde ich in Gegenwart einiger Zeugen unterſchreiben und beſiegeln; du aber nimmſt ihn, trägſt ihn zu der Behörde, und läßt ihn in die Regiſter der Grafſchaft eintragen. Jetzt geh, Jacob, und Gott möge mit dir ſeyn. Sey fromm und arbeitſam, wie du bisher geweſen biſt, und ſollte dir etwa eine Noth zuſtoßen, ſo wirſt du immer an deinem alten Herrn einen hülfreichen Freund finden.

Das war nun Alles recht ſchön und grosmüthig, und Ihr werdet wohl erwarten, daß der arme Jacob, der nun mit Einemmal zu einem freyen Manne geworden war, ſich für das unerwartete Geſchenk bedankt, und ſeinem braven Herrn die Hände geküßt haben werde. Aber ſo war es nicht. Erſt wollte der Neger antworten; aber es

ging nicht. Die Stimme verſagte ihm den Dienſt. Endlich brach er in einen Strom von Thränen aus, und weinte ſo bitterlich, als ob ihm die härteſte Strafe, oder das größte Unglück angekündigt worden ſey. Nachdem er ſich aber etwas gefaßt hatte, ſagte er, indem ihm die Thränen immer noch über die Wangen liefen: O mein theurer Herr, was ſoll ich mit der Freyheit machen? Meine Mutter hat mich unter Ihrem Dache gebohren; ich habe hier von Kindheit auf Alles gehabt, was ich brauchte, und ich habe nicht weniger für mich, als für Sie gearbeitet. Hab' ich nicht immer gute Koſt, warme Kleider, und freye Stunden zur Ergötzung gehabt? Was hätte mir denn je gefehlt, oder warum ſollt' ich mir die Freyheit wünſchen? Wenn ich etwa krank war, ſo kam meine gute freundliche Herrin an mein Bett, und ſagte: Was fehlt dir, armer Junge? Laß nur den Muth nicht ſchwinden; es wird bald ein Arzt kommen, und ich will für dich ſorgen. Habe nur Gedult; das iſt das erſte und beſte Mittel. — So ſagte ſie zu mir, und ſorgte für mich. Wenn ich nun frey wäre, wo ſollt' ich denn hingehn? und wenn ich krank würde — — Bey dieſen Worten wurden ſeine Thränen wieder ſo heftig, daß ſie ſeine Stimme erſtickten. — Du

mußt es machen wie die Weiſſen, ſagte ſein Herr, und dich als Gehülfen vermiethen. Du biſt ein ſtarker und arbeitſamer Burſche; du kannſt einen guten Lohn fordern, und dir dafür und für das, was ich dir ſchuldig bin, in einigen Jahren ein Stück Land kaufen. Dann heiratheſt du ein braves und arbeitſames Weib, das dir in deinem Hausweſen beyſteht, und du erziehſt deine Kinder in der Furcht Gottes und in der Liebe zur Arbeit und Ordnung, wie ich dich erzogen habe. Haſt du dann als ein freyer und rechtlicher Mann gelebt, nun, ſo ſtirbſt du in Frieden, und deine Kinder erben als freye Leute, dein Eigenthum. — Es iſt nicht anders, Jacob, fuhr er fort, du mußt den Freybrief annehmen, den ich dir ſchon längſt hätte geben ſollen. Wären doch nie die Menſchen auf den ſchändlichen Gedanken gekommen, mit ihren Brüdern in Africa einen Menſchenhandel zu treiben, der durch keinen Grund vor Gott gerechtfertigt werden kann! und möchte Gott, der ja ein Vater aller Menſchen iſt, und die Schwarzen gewiß nicht weniger als die Weißen liebt, den Sinn aller Amerikaner lenken, damit ſie unſerm Beyſpiele folgen. Wir Weißen betrachten die Freyheit als das erſte Gut. Wie können wir ſie denn unſern Mitbrüdern vorent-

halten, die unter Einem Dache mit uns wohnen, und ſich künftig in Einem Himmel mit uns freuen werden?

Das war nun wieder recht chriſtlich und menſchenfreundlich geſprochen, aber eben darum wollte es dem armen Jacob immer weniger in den Sinn, ſich von einem ſolchen Manne zu trennen. Ach mein gütiger Herr, hub er von neuem an, wie ſoll ich von Ihnen ſcheiden? Ich habe ja niemals empfunden, daß ich ein Sclav war. Nie haben Sie anders mit mir geſprochen, als mit den weißen Menſchen, und mir nie mehr Arbeit auferlegt, als Ihre Nachbarn für ſich ſelbſt thun. Ach und meine gute Herrin, die uns nie befiehlt, ſondern immer ſagt, wenn ſie etwas verlangt: Jacob, guter Jacob, ich wollte, daß du mir dieſes und jenes machteſt — wie ſollt' ich von der ſcheiden? Geben Sie mir jährlich ſo viel oder ſo wenig, als Sie wollen, als einem Freyen oder als einem Sclaven, mir gilt es gleich; nur verſtoßen Sie mich nicht. Ich kann Sie nicht verlaſſen. Auſſer dieſem Hauſe iſt kein Glück und kein Friede für mich.

Bey dieſen wehmüthigen Reden war dem guten Walter ſchon längſt das Herz weich geworden, und er hatte Mühe, die Thränen zurück-

zuhalten. Nun gut, ſagte er, weil du es denn durchaus willſt, ſo mag es ſeyn. Sobald dein Freybrief ausgfertigt und eingetragen iſt, will ich dich auf ein Jahr in Dienſt nehmen. Jetzt aber mache dir eine Woche lang Feyertage. Es iſt dieß ein wichtiger Zeitpunkt deines Lebens. Ich will, daß du ihn feyerſt, und dazu mußt du Muße haben. — Nein, Herr, antwortete Jacob, das geht ſo nicht. Es gibt jetzt viel auf dem Felde zu thun. Iſt die Arbeit gethan, dann will mir, mit Ihrer Erlaubniß, einen freyen Tag machen. Für jetzt mag es mit dem heutigen Tage genug ſeyn. Den will ich mit den andern Schwarzen feyern. Denn weil Sie es durchaus wollen, ſetzte er hinzu, ſo nehme ich Ihre Wohlthat an. Erlauben Sie mir aber jetzt den erſten Gebrauch von meiner Freyheit zu machen, Ihre Hand mit der Meinigen zu faſſen, ſie zu drücken und auf mein Herz zu legen, zum Zeichen, daß Jacobs Dankbarkeit und Liebe nicht eher enden wird, als bis dieſes Herz aufhört zu ſchlagen. Nie aber ſoll es in dieſem Lande einen emſigern Arbeiter geben, als den treuen Jacob; denn das ſoll künftig mein Nahme ſeyn. —

Ach welche ſchöne Geſchichte! ſagte Mathilde, als der Vater inne hielt. Was für brave und

fromme Leute! Ich bin überzeugt, daß der gute Jacob ſein Verſprechen heilig erfüllt hat. — Ganz gewiß, ſetzte Eduard hinzu; und wenn man ſieht, was für gute Menſchen auch dieſe Schwarzen ſind, ſo muß es einen um deſto mehr erbittern, daß ſie von geizigen und hartherzigen Herren ſo entſetzlich gemishandelt werden.

Nichts iſt gerechter als dieſes Gefühl, erwiederte der Vater, um ſo mehr, da auch grobe Vergehungen eines Untergebenen nie zu einer grauſamen Behandlung berechtigen können. Milde und vernünftige Herren machen meiſt auch vernünftige und wohlgeſinnte Diener, und es iſt nicht nur eine chriſtliche Pflicht, ſondern auch vortheilhaft, ſich ſeine Diener zu Freunden zu machen. Die Dienſtbarkeit iſt überall eine Bürde, und es iſt höchſt ungerecht, diejenigen, die uns die ſchwerſten und niedrigſten Arbeiten abnehmen, ſo zu behandeln, als ob ſie von Gott zur Knechtſchaft verdammt wären, ſtatt ihnen durch Milde und Liebe ihr hartes Loos zu erleichtern. Es gehört hiezu nicht mehr als ein menſchenfreundliches Herz, und wer ſich zum Chriſtenthume bekennt, deſſen erſtes Geſetz Liebe der Menſchen — nicht aus dieſer oder jener Claſſe, ſondern aller — und deſſen erſter Grundſatz die allgemeine Gleichheit vor Gott

iſt, ſollte ſich nie der Härte gegen ſeine Dienſtleute ſchuldig machen. —

Da Ihr, fuhr der Pfarrer nach einer kurzen Pauſe fort, den braven Walter lieb gewonnen habt, ſo will ich Euch noch ein Beyſpiel ſeiner großen und edeln Gewiſſenhaftigkeit erzählen. Von ſo treflichen Menſchen muß man nichts in Vergeſſenheit gerathen laſſen. Lange vor dem Beſchluſſe der Freylaſſung, hatte dieſer edle Mann unter ſeinen Sclaven Einen, mit dem er durchaus unzufrieden war. Er verkaufte ihn alſo an einen andern Pflanzer, und auch dieſer fand ihn ſo unverbeſſerlich, daß er ihn ebenfalls nach kurzer Friſt weiter verkaufte. Und ſo kam dieſer Menſch endlich nach Jamaica, wo ihn Züchtigungen aller Art gelehriger machten. Da dachte er nun in ſeinem Elende an ſein früheres Glück, und ſeine große Undankbarkeit gegen den erſten Herrn, und ließ an dieſen einen Brief ſchreiben, worinn er ihm ſeine Noth und Reue ſchilderte. Einen Andern hätte nun wohl das Andenken an das ſchlechte Betragen des Menſchen abgehalten, etwas zu ſeinem Beſten zu thun; er hätte gedacht, dem Taugenichts geſchieht ſchon recht, wenn es ihm übel geht; er büßt ſeiner Sünden Schuld; er hat

es ja nicht anders haben wollen — und was dergleichen Gemeinplätze mehr sind, mit denen man sich so gewöhnlich das Herz umpanzert. Aber Walter Mifflin war andern Sinns. Der Brief des resignirten Sclaven machte einen grossen Eindruck auf sein Herz, und er klagte sich wegen des Unglücks an, das diesen Menschen betroffen habe, da er ihn ja, bey mehr Geduld, vielleicht hätte bessern können. Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe. Er ergriff die erste Gelegenheit, um nach Jamaika zu schiffen, kaufte den Sclaven los, und ließ ihn späterhin mit allen übrigen frey. So ein Mann war dieser Walter, und wir wollen hoffen, daß er nicht der Einzige seiner Art gewesen ist. —

Da die Pfarrin, durch ein häusliches Geschäft entfernt gehalten, nur die letztere Geschichte gehört hatte, und ihre Freude daran zu erkennen gab, drängten sich die Kinder alle um sie her, um ihr auch die erstern zu erzählen. Die Reden hatten sie freylich nicht so im Zusammenhange merken können; da aber das Eine dieses, das Andre jenes Stück daraus wußte, brachten sie denn doch genug davon zusammen, um auch die Mutter mit dem guten Jacob zu befreunden. Die Thränen flossen ihr dabey reichlich über die Wangen herab,

und ſie hätte ſelbſt nicht ſagen können, ob dieſe Thränen mehr dem frommen Quäker und ſeinem dankbaren Sclaven, oder der lebendigen, gutmüthigen und frohen Theilnahme ihrer Kinder galten.

Zwey und dreyßigſter Abend.

Der Pfarrer in Mäinau iſt ein groſſer Freund der Bienenzucht und als ein erfahrner Bienenvater in der ganzen Gegend bekannt. Den ungewiſſen Vortheil achtet er dabey weniger als die Beſchäftigung ſelbſt und die Freude, die er an der Beobachtung dieſer kleinen geflügelten Republiken hat. Die ganze Natur, ſagt er oft, iſt voll von Wundern, und der Menſch könnte eigentlich nie aus dem Erſtaunen herauskommen, wenn ihn nicht die Gewohnheit abſtumpfte. Unter den Erſcheinungen aber, die uns nah liegen, kenn' ich kaum Etwas, das mich immer von neuem in ein ſo freyes Erſtaunen ſetzt, als die wohlgeordnete, kunſtvolle Haushaltung dieſer kleinen, ſtruppigen, wohlthätigen Thiere, die recht ein Herold des unermeſſlichen Verſtandes der Natur iſt.

Daß Edwark ſeinem Vater bey der Bienenwirthſchaft fleißig zur Hand geht, und ſich mit Allem bekannt macht, was zu ihrer Pflege und Erhaltung erforderlich iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Auch kennen ſie ihn nicht gut, und oft ſieht er mit einem Meliſſenzweig mitten unter der ſummenden Schaar, ohne daß Eine wagt ihn zu ſtechen. Was ſollen ſie mir denn thun? ſagt er. Sie wiſſen ja, daß ich es gut mit ihnen meine. —

Die Mädchen ſind nicht ſo dreiſt. Sie halten ſich immer in ehrfurchtsvoller Entfernung von dem Bienenhauſe, und wenn eine Biene auf ſie zu fliegt, laufen ſie meiſtentheils davon. Sie haben einige ſchreckhafte Geſchichten von Leuten gehört, die von wüthenden Bienenſchwärmen überfallen und jämmerlich zerſtochen worden ſind; auch von Pferden, denen ſich der Schwarm an die Schnauze gehängt, und weil ſie es nicht geduldig gelitten hatten, von ihm tod geſtochen worden waren. Dieſe Geſchichten ſpuken nun in ihrer Einbildungskraft, und die Mutter ſieht es auch nicht eben ungern, daß ſie nicht gar zu dreiſt ſind.

Eines Abends, wo ein Stock geſchwärmt hatte, und glücklich eingefangen worden war, gab

die Bienenzucht den Text zum Gespräch. Ich habe heute, sagte der Pfarrer, die Kappe gar nicht gebraucht. Es geschieht selten, daß sie Einen stechen, der sie nicht muthwillig reizt; aber dann sind sie freylich unversöhnlich. Es ist ein heldenmüthiges Geschlecht, das sich nicht scheut, auch den stärksten Feind zu strafen, nie flieht und lieber stirbt, als sich furchtsam erfinden läßt.

War es nicht, sagte Eduard, ein Spartaner, der eine Maus, die ihn gebissen hatte, mit den Worten fahren ließ: Es ist doch nichts in der Welt so klein und schwach, das nicht sein Leben retten kann, wenn es nur den Muth hat, sich zu vertheidigen? —

Was mir am Besten an ihnen gefällt, sagte Mathilde, ist die Ehrfurcht, die sie vor ihrer Königin haben; daß sie ihr überall hinfolgen, ihr eine abgesonderte schönere Wohnung bauen, sie sorgfältig füttern und mit einer Leibwache umgeben. Auch die Ordnung, mit der sie ihre Geschäfte betreiben, und die zierliche Einrichtung ihres Hauses gefällt mir außerordentlich.

Auch das, fuhr der Pfarrer fort, ist sehr zu bewundern, daß sie ihre Freunde nicht weniger als ihre Feinde kennen. Und dieses gilt nicht

bloß von den zahmen Hausbienen, wo es weniger auffallend wäre, sondern selbst von den Wilden. Ein Schottländer, welcher in Amerika als Officier gestanden hatte, erzählte mir folgendes: Während eines Feldzuges gegen aufrührische Sclaven bewohnte er eine luftige Hütte, die er sich in einem sumpfigen Grunde auf einem Dutzend Pfählen, die mit Baumrinde überdeckt waren, hatte bauen lassen. Eines Tages wurde er von einem Nachbar besucht. Kaum aber war dieser Mann in die Hütte getreten, als er eiligst zurückblieb, die Treppe hinabsprang und sich bis an den Kopf im Wasser verbarg. Verwundert forschte der Besitzer der Hütte nach der Ursache dieses plötzlichen Schreckens, und erblickte endlich ein Nest wilder Bienen, die weit größer und gefährlicher sind als die unsrigen, und sich hier in einem Winkel des Daches angebaut hatten. Dieses Nest hatte Jener beym Eintritte in die Hütte gesehn, und sich davor entsetzt; und da die Furcht ansteckt, lief auch der Eigenthümer sporenstreichs hinaus, und befahl, aus einer gefahrlosen Ferne, seinen Leuten, das Nest zu vernichten. Diese machten auch schon Anstalten dazu, als ein alter Neger dazu kam, und betheuerte, indem er seinen Kopf zum Pfande setzte, daß keine dieser Bienen den

Eigenthümer der Hütte, und wahrſcheinlich auch keinen ſeiner Leute ſtechen würde. Sie kennen, ſetzte er hinzu, den Herrn des Grundes und Bodens, auf dem ſie ſich ankauen, und achten ihn. — Auf dieſe Verſicherung ließ der Schettländer einen ſeiner Leute hinaufſteigen und ſich dem Neſte nähern; dieſer wurde nicht geſtochen. Nun folgte er Jenem ſelbſt nach, ja, er wagte es, an dem Neſte zu rütteln. Die Bienen fuhren mit Ungeſtüm heraus, aber ſie verwundeten ihn nicht. Von dieſer Zeit an ließ er ſeine Einmiethlinge in Ruhe, ohne daß Er, oder irgend einer der Seinigen je Urſache gehabt hätte, ſich dieſe Nachſicht gereuen zu laſſen. — Derſelbe Neger, der dieſe Bienen Colonie durch ſeine Dazwiſchenkunft gerettet hatte, erzählte, daß ſich auf der Pflanzung ſeines Herrn ein alter Baum befände, in deſſen Stamme ſeit undenklichen Zeiten Schwärme von Bienen wohnten, während ſich auf den Zweigen zahlloſe Vögel angebaut hätten. Dieſe beyden Arten von Bewohnern lebten in der größten Eintracht zuſammen. Die Vögel auf den Zweigen ſchützten die Bienen gegen die Angriffe fremder Vögel, und die Bienen im Stamm vertheidigten die Neſter ihrer Freunde gegen die Anfälle fremder Bienen. Dieſe ſeltne Freundſchaft werde geehrt,

und keine Axt berühre den Baum, ob man gleich gar oft sein Holz gut hätte brauchen können.

Nachdem diese Erzählung zu mannichfaltigen Betrachtungen veranlaßt hatte, die alle auf ein Lob des Bienenstaates hinausliefen, sagte Eduard, von dem Gesellschafter aufgefordert, folgenden Panegyricus auf die Bienen her:

O möcht' ich so wie ihr, geliebte Bienen, seyn:
An innerm Geiste groß, obwohl von Körper klein:
Möcht' ich, so schnell wie ihr, so glücklich im Bemühen
Der Wissenschaften Feld, so weit es ist, durchziehen:
So stark durch Emsigkeit, als fähig durch Natur.
Von Kunst zu Künsten gehn, wie ihr von Flur auf Flur:
Bemüht, den treuen Freund durch Nutzen zu ergötzen,
Bereit, dem kühnen Feind den Stachel anzusetzen.
Wie schön wünscht mein Herz, daß meine Melodey
An Kunst und Ordnung reich, wie eure Zellen, sey,
Und mein gelindes Lied wie euer Honig fließe,
So nahrhaft für den Geist, wie für die Sinne süße!

Nachdem Eduard diese Verse gesagt hatte, setzte er nach einigem Nachsinnen hinzu: Es ist doch höchst wunderbar, daß diese Thiere, und so

viele andere, das Künſtlichſte ohne Unterricht zu Stande bringen, und ſich von ſelbſt in Allem, was ſie nöthig haben, zu helfen wiſſen. Sollte man ſie nicht darum beneiden müſſen? Denn gewiß ſind ſie mit ihrem Naturtrieb beſſer daran, als die Menſchen, die mit unſäglicher Mühe doch nie ſo etwas machen können, und es auch nie zu der Ordnung und Ruhe bringen, die bey Bienen und Ameiſen ohne Geſetze und Obrigkeit herrſcht.

Möchteſt du mit einer Biene oder Ameiſe tauſchen? ſagte der Großvater.

Das kann ich mir freylich nicht denken, antwortete Eduard lachend; aber es iſt doch gewiß eine köſtliche Sache um den Naturtrieb, der immer ſo beſtimmt auf das Rechte führt, während der Menſch, wenn er Etwas thun oder machen will, lange hin und her ſinnen muß, und ſich doch am Ende vielleicht betrogen hat.

Allerdings, erwiederte der Großvater, iſt der Naturtrieb eine köſtliche Gabe, die uns auch in dem geringſten Thiere die höchſte Bewunderung abzwingt. Aber laß ſehn, was wir hierbey bewundern. Das Thier, das nach dem unwandelbaren Geſetze des Naturtriebs ſein Daſeyn vollbringt? oder die große und weiſe Geſetzgeberin, die

Natur, die die Erhaltung ihrer Schöpfungen an dieſes Geſetz geknüpft hat?

Die Natur, ohne Zeifel.

Du trägſt kein Bedenken, die Spinne zu vernichten, die ihr großes und wunderbares Netz, deſſen Stoff und Form ihr Eigenthum iſt, zwiſchen den Bäumen oder in der Oefnung eines Fenſters ausgeſpannt hat, ob du ſie gleich für eine Künſtlerin erkennen mußt, der es der geſchickteſte Weber nicht gleich thut. Du achteſt die Kunſt, nicht aber die Künſtlerin; die Kunſt aber achteſt du als ein Beyſpiel des unbegreiflichen Verſtandes, der das, was wir die Natur nennen, eingerichtet und geordnet hat. Iſt es mit dem Menſchen auch ſo?

Ich weiß nicht, ob ich deine Frage recht verſtehe, ſagte Eduard. Das, was der Menſch hervorbringt, bringt er nicht, wie das Thier, durch ein in ihn gelegtes Naturgeſetz, ohne Bewußtſeyn, hervor, ſondern durch Nachdenken. —

Allerdings. Der Menſch muß, was er macht, ſelbſt erfinden, oder es von Andern lernen. Er muß bey dem, was er thut, ſeinen Verſtand brauchen, und da geſchieht es denn, wie du ſagſt, gar oft, daß er, trotz aller Anſtrengung, dennoch das Rechte nicht trift, und ſein Ziel verfehlt. Und

darum meinteſt du, daß die Thiere beſſer daran wären, und der Menſch ihnen nachſtehe.

So ſcheint es mir.

Aber die Sicherheit, mit der die Thiere bey ihrem Thun zu Werke gehn, ſteht doch wohl im engſten Zuſammenhange mit ihrer Beſchränkung, und iſt nur durch und mit dieſer möglich?

Wie meinſt du das?

Du haſt von Blinden gehört, deren Gehör und Gefühl außerordentlich ſcharf, und bey weitem ſichrer war, als das der Sehenden. Noch jetzt lebt am Fuße des Thüringer Waldes ein Uhrmacher, der ſeit ſeinem zweyten Jahre des Geſichtes beraubt iſt, und durch ſein Gefühl die geringſten Fehler einer Uhr wahrnimmt, und jeden falſchen Strich der Feile bemerkt, ſo daß ihm nicht leicht ein Schloſſer oder Schmidt zu Dank arbeiten kann. Es iſt kein Zweifel, daß dieſe Erhöhung des Gefühls mit der Erlöſchung des Geſichtes zuſammenhängt, mit ihr entſteht, und wenn ſie gehoben und das Geſicht wieder hergeſtellt wird, ſich allmählig verliehrt. Möchteſt du nun wohl durch Blindheit eine Erhöhung anderer Sinne erkaufen?

Das möchte freylich niemand wollen. Man möchte gern Alles in der größten Vollkommenheit beſitzen, wenn es möglich wäre.

Gut, wir wollen es uns als möglich denken, und ein Thier mit allen Gaben der Sinne in ihrer größten Vollkommenheit ausrüſten. Dieſes idealiſche Thier ſoll ſcharfſichtig ſeyn, wie der Luchs, feinhörig, wie der Maulwurf, ſcharfwitternd, wie der Hund, kunſtfertig, wie die Biene und die Ameiſe. Wird dieſes ſeltne Thier darum mehr Anſpruch auf unſre Achtung haben, als die Spinne, die du ohne Bedenken zertrittſt?

Es ſcheint mir unmöglich, ſagte Eduard nach einigem Beſinnen, Achtung gegen ein Thier zu fühlen.

Aber man liebt doch manche Thiere?

Freylich wohl; aber das ſcheint mir doch etwas ganz anders.

So iſt es allerdings. Nur gegen Menſchen findet Achtung ſtatt, ſo wie wir auch nur den Menſchen verachten können.

Was iſt aber die Urſache davon?

Wenn ein Sclav eine vorgeſchriebene Arbeit verrichtet, weil ihm ihre Unterlaſſung Strafe zuziehen würde, achteſt du ſeinen Fleiß?

Im geringſten nicht; ich bedaure ihn vielmehr.

Du haſt auch wohl von künſtlichen Webereyen gehört, in denen man die ſchönſten Gemälde nachbildet, und die doch von Arbeitern gefertigt

werden, die nichts von Malerey verſtehn, ja, das, was ſie machen, während der Arbeit nicht einmal ſehn.. Sie verfahren nach einer genauen Vorſchrift, ganz mechaniſch, ohngefehr wie die Biene oder die Spinne nach ihrem Naturgeſetz. Iſt das nicht bewundernswürdig?

Ganz gewiß; man kann es nicht ohne Erſtaunen hören. Aber ich fühle wohl, daß ich hier nicht den Weber bewundre, ſondern die Arbeit, die er faſt bewußtlos macht.

Und in der Arbeit ohne Zweifel ihren Erfinder?

Ja freylich.

Und doch wieder nicht ſeine Perſon, ſondern das Nachdenken, das er auf die Sache gewendet hat, und den hellen, durchdringenden Verſtand, den eine ſolche Erfindung vorausſetzt?

Ich glaube, ja.

Und iſt nicht der Verſtand, der ſolche Dinge erfinden kann, unendlich mehr werth, als die Dinge, die dadurch hervorgebracht werden? Das Leben kann auch ohne jene künſtliche Webereyen beſtehn, ſo wie wir auch des Honigs und Wachſes entbehren können.

Das leidet wohl keinen Zweifel.

Und iſt nicht der Menſch eben dadurch ſo hoch über die Thiere geſtellt, daß er mit der Na-

tur wetteifert, daß er auch Geſetze erfinden und aufſtellen kann, nach denen ſich auch die größten und ſchwerſten Dinge zu Stande bringen laſſen — ohne daß er bey dieſen Erfindungen durch irgend etwas gezwungen oder genöthigt wird? Daß er alſo mit Freyheit verfährt?

So ſcheint es.

Bey dieſer Freyheit aber kann er auch irren und ſein Ziel verfehlen. Möchten wir darum dieſe Nebenbuhlerin der Natur, dieſe geſetzgebende — wenn auch bisweilen irrende Gewalt, gegen die Knechtſchaft des nur gehorchenden, bey ſeinem Gehorſam aber nie fehlenden Naturtriebs vertauſchen wollen?

Nimmermehr, rief Eduard freudig aus. O ich ſehe wohl, daß ich Unrecht gehabt habe, und worinn. Der Menſch kann irren, weil er frey iſt. Aber durch ſeine Freyheit ſteht er hoch über dem Thiere, das nur ein Werkzeug der Natur iſt, der es wie der Knecht ſeinem Herrn dient. — Aber durch ſeine Freyheit kann ein Menſch auch ſehr unglücklich ſeyn! —

Ganz gewiß. Aber glücklich ohne ſie?

Schwerlich.

Drey und dreyßigſter Abend.

Das was der Grosvater von Blinden geſagt hatte, die den mangelnden Sinn auf gewiſſe Weiſe durch die Erhöhung anderer Sinne erſetzen, gab am folgenden Abend zu neuen Geſprächen Veranlaſſung. Die Kinder kennen alle den blinden Niklas in Marisfeld, der ſein Geſicht durch die Pocken verloren hat, und jedes häusliche Geſchäft, auch in der tiefſten Nacht — der Arme weiß leider von keiner andern Tageszeit — ohne Anſtoß verrichtet. Da iſt es nun allerdings ſonderbar, wenn er im Dunkeln das Holz mit dem ſcharfen Beile ſpaltet, ohne ſich je den mindeſten Schaden zu thun, oder beym Mühlenwaſſer über den ſchmalen Steg geht. Mußten ſich nicht in den Siebziger Jahren bey einem gewaltigen Ridel in Paris die Sehenden von den Blinden führen

laſſen, um nicht in die Seine zu fallen? Und ſpielte nicht der blinde Dulon ſeine Flöte, und die blinde Paradies ihr Forte-Piano mit einer Vollkommenheit, die nur ſelten ein Sehender erreicht? Die Kinder erinnerten ſich auch an den hölzernen Jäger, der überaus zierlich und im vollkommenſten Ebenmaaſe geſchnitzt, in den reichen Sammlungen der Academie zu München zu ſehen iſt, und den ein blinder Tyroler mit dem Meſſer geſchnitzt hat. Auch trug der Pfarrer von dem Thüringer Uhrmacher noch nach, daß er die Thurmuhren, die er verfertigt, ſelbſt an Ort und Stelle bringt, und dabey ohne Gefahr, in der höchſten Höhe, über ſchmale Bretter und Balken geht. — Und lehte nicht, fuhr er fort, noch vor Kurzem in England ein blinder Weber, der nicht nur ſein Handwerk trieb, ſo gut als einer, ſondern ſich ſeine Webersſtühle, und überhaupt ſein ganzes Hausgeräthe ſelbſt gemacht hatte? Doch ließ er es dabey noch nicht bewenden. Da er ein außerordentlicher Liebhaber der Muſik war, und vorzüglich große Freude an der Orgel hatte, ergriff ihn einmal eine heftige Begierde, ſich mit dem Mechanismus der großen Orgel in der Stadtkirche bekannt zu machen; weil er aber wenig Hoffnung hatte, daß ihm eine Unterſuchung erlaubt werden würde,

ſchlug er ſich die Sache aus dem Sinn. Da geſchah es nun, daß der Organiſt ſtarb, und viel in des Webers Gegenwart von der Geſchicklichkeit dieſes Mannes geſprochen, und die vorzügliche Güte des Inſtruments geprieſen wurde. Dieſe Geſpräche entzündeten nun die alte Begierde von neuem in ihm, ſo, daß er ſich einſtmals um Mitternacht aufmachte, die Thüren, die nach der Orgel führten, öffnete, und hier ſeine Unterſuchung mit einem Geräuſche anfing, das die ganze Nachbarſchaft aufweckte. Aus allen Fenſtern fuhren die Köpfe heraus, und Einer fragte den Andern, ob er es auch höre; und die Meiſten waren des Glaubens, der verſtorbene Organiſt gehe um. Doch faßten Einige, die geſcheiter waren, und meinten, es könnten wohl gar Diebe ſeyn, ein Herz, und gingen mit Laternen und Waffen in die Kirche, fanden aber Niemanden darinn, als den blinden Weber, der noch in voller Arbeit war, und vor Freude an den Entdeckungen, die er machte, nichts von den Kommenden gewahr werden war. Sie nahmen ihn nun freylich gefangen, da ſie aber ſahen, was ihn zu ſo ungewöhnlicher Zeit in die Kirche getrieben hatte, entließen ſie ihn wieder mit einem leichten Verweiß. Und da ſein Wunſch bey der Behörde zur

Sprache kam, fand man, da die Geſchicklichkeit und Vorſicht des Mannes bekannt war, kein Bedenken, ihm auch die weitere Unterſuchung des Werkes zu geſtatten. Von der Zeit an legte er ſich nebenbey auf den Orgelbau, und eine große Orgel auf der Inſel Man iſt von dieſem blinden Weber gebaut.

Das Unglück dieſer Art von blinden, ſagte die Pfarrin, iſt denn doch vergleichungsweiſe immer noch erträglich zu nennen gegen das einer Engländerin, von der mir meine gute Miſtriß Carleton vor Jahren erzählt hat. Dieſes unglückliche Mädchen verlohr durch die Pocken zugleich Geſicht und Gehör. Indeß wurde doch auch dieſes entſetzliche Schickſal durch Gottes Barmherzigkeit in etwas gemildert; denn, wie die arme Marie bey Yorick ſagt, Gott mildert den Wind, wenn das Lamm keine Wolle hat. Ihr Geruch und Gefühl wurde ſo fein, daß ſie die Farben unterſcheiden konnte, und ſehr beſtimmt wußte, wenn jemand Fremdes im Zimmer war. Sie erwarb ſich auch eine große Fertigkeit in der Fingerſprache, aber wer auf dieſe Weiſe mit ihr ſprechen wollte, mußte ihre Hand und Finger dazu nehmen, ſtatt der ſeinigen. In ihrer Abgeſchiedenheit vertrieb ſie ſich die Zeit mit nähen, und ihre Nähterey

ſoll bewundernswürdig fein geweſen ſeyn. Auch Schreiben konnte ſie, und ihre Schrift war nicht weniger bewundernswürdig. Denn die Zeilen waren ſchnurgerade, die Buchſtaben und Wörter ſtanden in der gehörigen Entfernung von einander, die Züge waren zart und nett. Ja, was das aller Sonderbarſte war, ſie konnte bemerken, wenn ſie einen Buchſtaben ausgelaſſen hatte, und ſie ſetzte ihn dann an der rechten Stelle über die Zeile. Dieſes waren ihre Beſchäftigungen bey Tag und Nacht; denn wenn ſie nicht ſchlafen konnte, brauchte ſie kein Licht anzumachen, ſondern ſetzte ſich gleich an ihren Stickrahmen oder ihr Schreibepult; und es mag wohl auch ſonderbar anzuſehn geweſen ſeyn, wenn ſie in tiefer Dunkelheit ſo ſchön ſchrieb und nähte, als es Viele nicht am hellen Tage und mit guten Augen können.

Mathilden fielen bey dieſer Erzählung helle Thränen auf den Schoos, und da ihre Mutter es bemerkte, ſagte ſie: Kann man ſich wohl in der Welt etwas Traurigeres denken, als ſo in ewiger Nacht zu ſitzen, nie den Aufgang und Untergang der Sonne zu ſehn, nie den blauen Himmel, noch die blühenden Bäume — ſondern immer und immer, wie ein Verbrecher, in einem finſtern Kerker

zu ſchmachten, ohne Hoffnung einer Erlöſung, und nicht zu wiſſen, ob es Tag oder Nacht ſey! Schon das iſt fürchterlich; aber nun noch überdieß, wie dieſes arme Mädchen, des Gehörs beraubt zu ſeyn! — Ach Mutter, ich glaube doch, daß ich die Blindheit noch eher ertrüge — ſo ein ſchreckliches Unglück ſie auch ſeyn mag — ich könnte mir ja doch noch das vorſtellen, was ich nicht ſähe — aber wenn ich auch deine Stimme nicht mehr hörte, und Alles das Schöne und Gute, was hier geſprochen wird, für mich verlohren wäre, und ich nur immer über mir und meinen armen traurigen Gedanken ſitzen müßte — „Sie konnte nicht ausreden, ſondern fing an wieder heftiger zu weinen, und warf ſich ihrer Mutter an die Bruſt, und konnte ſich gar nicht zufrieden geben.

Glücklicherweiſe, ſagte der Grosvater, iſt dieſer Fall einer der ſeltenſten, und, wie Malchen ſagt, Gott mildert den Wind, wenn das Lamm keine Wolle hat — meiſt haben die Blinden einen heitern Sinn. Ich bin in Wien in dem Erziehungshauſe der blinden Kinder geweſen. Gegen vierzig ſolcher Unglücklichen waren hier vereinigt, und man ſah kein niedergeſchlagenes Geſicht unter ihnen; Alle ſahen heiter aus. Die menſchen-

freundlichen Vorſteher beobachten die Vorſicht, die eintretenden Fremden durch eine aufgehängte Tafel zu erſuchen, kein Zeichen des Mitleidens von ſich zu geben, und überhaupt die Kinder durch nichts an ihr Unglück zu erinnern. Dieſe erhalten hier den mannichfaltigſten Unterricht. Die Meiſten haben Geſchick zu mechaniſchen Arbeiten, und man findet trefliche Rechner unter ihnen. Jede häusliche Arbeit verrichten ſie ohne Anſtoß. Vorzüglich glücklich ſind wohl die zu preißen, die Gott mit einem ſtarken Gemüthe und lebendiger Einbildungskraft begabt hat. Statt der äußern Welt, die ihnen verſchleyert iſt, ſchaffen ſie ſich eine innere, welche jene oft an Glanz übertrifft. Es war im Alterthume eine ziemlich gemeine Meinung, daß Homer blind geweſen; auch von andern alten Sängern ging die nemliche Sage. Ihr kennt wohl die rührenden Klagen des alten räthſelhaften Oſſian? —

Du meinſt wohl, ſagte die Pfarrin, die ſchöne Anrede an die Sonne?

Dieſelbe, antwortete der Vater. Sie iſt, denk' ich, im Carthon.

Ich glaube ſie im Gedächtniß zu haben, fuhr die Pfarrin fort; dann ſann ſie ein wenig, und

ſagte mit ihrer milden melodiſchen Stimm
gendes:

„O du, die du oben rollſt, rund wie
ner Väter Schild! Woher ſind deine Str
woher, o Sonne, dein unvergängliches
Du trittſt hervor in deiner Schöne; die
verhüllen ſich, und der Mond ſinkt kalt un
in die weſtliche Fluth. Nur du wandelſt
Wer kann Gefährte deines Laufes ſeyn?
Eichen der Berge fallen; die Berge ſelbſt ſ
den dahin mit den Jahren; das Meer fäl
ſteigt; der Mond ſelbſt entfliehet; aber d
immer dieſelbe und freuſt dich in dem Glan
nes Laufs. Wenn die Welt finſter iſt
Sturm, wenn der Donner rollt und die
fliegen, ſo ſchauſt du aus den Wolken in
Herrlichkeit, und lächelſt in den Sturm.
für Oſſians Aug' lächelſt du umſonſt.
mehr erblickt er deinen Strahl, wenn dein
Haar in die öſtlichen Wolken fließt, oder
du an den Pforten deines Niedergangs
Aber vielleicht biſt du auch nur für eine Zeit
ich ſelbſt, und deine Jahre werden ein End
ben. Dann wirſt du ſchlafen in den W
und die Stimme des Morgens wird dich
aufwecken. Freue dich denn, o Sonne,

Kraft deiner Jugend. Das Alter iſt finſter und unlieblich; es iſt gleich dem Schimmer des Mondes, wenn er durch zerriſſene Wolken ſcheint, und der Nebel auf den Hügeln liegt. Der Sturm des Nordwinds brauſt auf der Ebene, und der Wandrer erbebt in der Mitte ſeines Wegs.“

Eine herrliche Stelle, ſagte der Grosvater, indem er ſeine Hand auf den Arm ſeiner Tochter legte, und viele, nicht weniger ſchöne, finden ſich überall in dieſem melancholiſchen Dichter des nebligen Norden. Doch auch nicht minder ſchön und rührend ſind die Verſe, mit denen der Homer der Engländer, der ernſte und edle **Milton**, auch blind wie Homer und Oſſian, das Licht begrüßt, nachdem er die Nacht der Hölle und ihre Bewohner beſungen hat. Laß ſehn, ob ich ſie noch in meinem alten Gedächtniſſe zuſammen finde:

Nun ſeh ich froh dich wieder, ewiges Licht,
Und fühle deiner Leuchte Lebenskraft.
Doch nie beſuchſt du dieſe Augen mehr:
Sie rollen, ach! und ſuchen deinen Strahl
Umſonſt: kein Morgen dämmert ihnen auf.
So hat ein dicker heller Tropfen wohl
Ihr Licht verlöſchet, oder dunkles Blut
Sie rund umfloſſen. Dennoch wandr' ich noch
Da wo am hellen Bach der Musen Chor

Im Schatten-Hain, auf Sonnenhügeln wohnt,
Erfüllt von Luſt des heiligen Geſangs.
Am liebſten aber ſucht in ſtiller Nacht
Mein Geiſt dich, Zion, und des Baches Rand,
Der unten ſich durch Blumenſchmelz ergießt,
Und deine heiligen Füße murmelnd wäſcht.
Oft denk' ich Jener, deren Loos mir gleich;
O wär' ich ihnen auch an Ruhme gleich! —
Des blinden Mäoniden und des Thamyris;
Des alten Phineus und Tireſias,
Der blinden Seher. Mächtig ſteigen dann
Gedanken auf, und bilden ſich von ſelbſt
In Harmonie und Maas; ſo wie der Nacht
Wachſamer Vogel, wenn die Finſterniß
Mit ihren dunkeln Schatten ihn umaibt,
Den nächtlichen Geſang erhebt. — Wohl kehrt
Der Frühling mit des Jahres Lauf zurück;
Doch mir kehrt nicht der Tag, der Morgen nicht,
Und nicht des Abends milde Nähe mehr.
Auch nicht der Frühlings Blüthe ſüßer Reiz,
Des Sommers Roſen nicht, die Heerden nicht,
Und nicht des Menſchen göttliche Geſtalt.
Statt deſſen hüllt mich ewiges Dunkel ein,
Und Wolkennacht, die von dem heitern Pfad
Der Menſchen mich entfernt, und Einen Weg
Von Wiſſenſchaft mir und Erkenntniß ſperrt.
So mehr denn ſcheine du, o himmliſch Licht,
In meiner Bruſt; durchſtrahle meinen Geiſt
Und jede Kraft in mir; ſchaff Augen hier,
Und banne Nacht und Nebel fern von ihm,
Um das zu ſchaun und zu verkündigen,
Was ſterblichem Geſicht unſichtbar iſt. —

Während der Grosvater dieſe Zeilen mit feſter Stimme recitirte, nickte die Pfarrin ihrem Manne mit gar freudigen Blicken mehr als Einmal zu; denn das Geſicht des alten Mannes war dabey wie verklärt, und ſeine Augen ſtrahlten von großer Heiterkeit. Was ihn dabey bewegte, war nicht bloß die Schönheit der Verſe, ſondern auch die Erinnerung an die Zeit ſeiner Jugend, wo er die Dichter aller Zeiten und Völker mit unbeſchreiblichem Entzücken geleſen, auswendig gelernt und überſetzt hatte. Die ſchönſten Stellen ſtanden ihm noch feſt im Gedächtniß, und er ſagte wohl bisweilen, wie man in einer ſtillen Sommernacht dem Geſange der Nachtigall lauſche, ſo horche er in ſchlafloſen Stunden auf die großen Gedanken und die harmoniſchen Töne der alten Sänger, die denn auch in ſeiner Seele gar manche Gedanken und Betrachtungen erweckten. Dann ſey ſein Gefühl allerdings wohl demjenigen ähnlich, das Milton von ſich beſchreibe. Ganz vorzüglich aber, ſetzte er hinzu, fühle er ſich durch die letzten Zeilen bewegt und erhoben, die auch Jeder, vorzüglich aber ein alter Mann, auf ſich anwenden könne. Jeder ſey ja, in einem gewiſſen Sinne, für blind zu halten, und alle Herrlichkeit der Natur ſey doch nur ein Schleyer, der Gott unſern

Augen verhülle. Das rechte Licht komme immer von Innen, und zerſtreue das Gewölk, das ſich zwiſchen den Menſchen und Gott lagere. Darum bete er oft mit rechter Andacht die Worte:

Scheine du, o himmliſch Licht,
In meiner Bruſt, und ſchaffe Augen hier,
Um das zu ſchau'n und zu verkündigen,
Was ſterblichem Geſicht unſichtbar iſt.

Nach dieſen Worten faßte der Grosvater die Hand ſeiner Tochter und ließ ſich von ihr nach ſeinem Bette führen.

Als Malchen zurückgekommen war, gab der Pfarrer Mathilden ein Buch, in welchem er die Geſchichte von einem blinden Jünglinge, der wieder zu ſeinem Geſichte gekommen war, aufgeſchrieben hatte. Mathilde las nun, wie folgt:

„Ein junger Engländer, Nahmens William, war blind zur Welt gekommen. Wie andere Blindgebohrene hatte er ſich in ſeinen Zuſtand gefunden, und den Mangel des Geſichts, ſo weit es möglich iſt, durch andere Sinne zu erſetzen geſucht. Er war dabey von angenehmer Bildung und der ſanfteſten Gemüthsart, ſo daß ihn Niemand ſehn konnte, ohne Mitleid über ſeinen Zuſtand zu fühlen, der ihm doch ſelbſt, da er nie einen andern gekannt hatte, keinen Kummer

machte. Als daher ein Augenarzt nach ſorgfältiger Unterſuchung Hofnung gab, die Blindheit heben zu können, machte dieſer Ausſpruch auf Williams ſelbſt nur wenigen Eindruck, und er hätte ihm wahrſcheinlich keine Folge gegeben, wenn nicht ſeine Eltern und Alle, die ihn liebten, die erregte Hofnung mit Begierde ergriffen hätten.“

„Die Operation wurde beſchloſſen und ging glücklich von Statten.“

„Als nun die erſten Schimmer des dämmernden Lichtes in dem abſichtlich verdüſterten Zimmer auf die Augen des jungen Mannes fielen, ſchien ihn der Eindruck der ungewohnten Erſcheinung der Stimme beraubt zu haben. Er betrachtete den Arzt mit der größten Aufmerkſamkeit, und ſchien ihn mit ſich ſelbſt zu vergleichen, und da ſeine Mutter, die ihrer Gefühle nicht Herr war, ihn mit Ausrufungen und zärtlichen Worten um den Hals fiel, erkannte er ihre Stimme, konnte aber nichts ſagen als die Worte: Seyd Ihr meine gute Mutter? denn indem er dieſe Worte ausſprach, ſank er dem Arzte ohnmächtig in die Arme.“

„So heftige Erſchütterungen konnten nachtheilige Folgen haben. Man verband ihm alſo während der Ohnmacht die Augen; und nachdem er wieder zu ſich gekommen war, ſagte man ihm,

er müſſe jetzt den Genuß des Lichtes noch eine Zeitlang entbehren, und vor Allen Dingen die Heilung der Wunde erwarten. Dieſe Nothwendigkeit betrübte ihn. Er hatte das Licht nur einen Augenblick genoſſen, und da er jetzt wieder in die vorige Finſterniß zurückgeſunken war, fing er an zu glauben, jener kurze Genuß ſey ein Werk der Täuſchung und Zauberey geweſen, und ſagte: er würde wahnſinnig werden, wenn er die Hofnung aufgeben müßte, jene wunderbaren und unbeſchreiblichen Eindrücke zu erneuern. Man ſuchte ihn zu tröſten und ermahnte ihn zur Geduld; aber es war doch nicht möglich, ihn von aller Unruhe zu befreyen, und noch weniger konnte man eine Beſchreibung der Eindrücke von ihm erhalten, die die erſte Einwirkung des Lichtes auf ihn gemacht hatte. Es war ihm durchaus unmöglich, ſich darüber zu erklären, oder ſeine Gefühle mit Worten auszudrücken."

„Der Tag erſchien endlich, wo man ihn von ſeiner Binde befreyen wollte. Ein junges Mädchen, Sophie genannt, eine nahe Verwande des Hauſes, welcher Williams von Jugend an zugethan geweſen war, bat um die Erlaubniß, ihm die Binde abzunehmen. Niemand war zugegen, auſſer den Eltern des Blinden; denn der

Arzt wollte nicht, daß ſein Gemüth durch eine zu große Menge von Gegenſtänden ergriffen werden ſollte. Das Mädchen näherte ſich ihm; aber ehe ſie die Binde löſte, ſagte ſie: Du wirſt nun den Gebrauch deines Geſichts bekommen, Williams; du wirſt eine Menge von Dingen ſehen, und Eindrücke empfangen, die dir bisher fremd waren; du wirſt erfahren was Schönheit iſt. Ich habe dich von Kindheit auf geliebt; du haſt mich geliebt. Wie? wenn dir nun ein anderer Gegenſtand liebenswürdiger erſchiene? wenn du mich aus deinem Herzen verbannteſt? wenn du aufhörteſt, mir gut zu ſeyn? —

Als das Mädchen ſo ſprach, ergriff der Blinde ihre Hand, die eben im Begriff war, die Binde aufzulöſen, hielt ſie zurück, und ſagte: Ich habe nie aus einem andern Grunde gewünſcht, mein Geſicht wieder zu bekommen, als um dich zu ſehen. Wär' es möglich, daß ich mit der Wiederkehr des Lichtes die Liebe verliehren könnte, die ich zu dir trage, daß mich der Ton deiner Stimme, wenn du ſprichſt, dein leiſer Tritt, wenn du dich mir näherſt, nicht mehr wie jetzt entzückte; wenn ich die Freude, die ich in deiner Nähe und in deinem Umgange genoſſen habe, auf immer einbüßen, und nichts dafür eintauſchen ſollte, als

den Taumel, der mich in jenem Augenblicke ergriff, wo ich das Licht zum erstenmal sah — o so reißt mir lieber die Augen aus, die dich und mich unglücklich machen würden, und laßt mich zurückkehren in die Nacht, in der ich gebohren bin. —

Bey diesen Worten, welche der Blinde mit großer Gemüthsbewegung sprach, machte Sophie ihre Hand wieder frey und sagte: Nein, Williams, du wirst mich immer lieben! wir werden uns nie vergessen! — Und nun lößte sie das Band. Williams Erstaunen war diesesmal nicht geringer als das Erstemal. Er ergriff Sophien bey der Hand, und beschwor sie zu sprechen, damit er sich überzeuge, daß sie es wirklich sey; und da sie seinen Willen erfüllte, brach er in Thränen aus. Er lernte nun allmählig, die Eindrücke, die das Aug ihm gab, mit denen zusammenreimen, die er bisher durch andere Sinne empfangen hatte; aber es dauerte einige Zeit, ehe er Gestalt, Farbe und Nähe durch die Augen erkennen konnte, wie er sie bisher durch andere Organe erkannt hatte. Bewunderung, Erstaunen und Entzücken erfüllten abwechselnd seine Brust. Sein Gemüth blieb sich gleich. Er und Sophie wurden ein glückliches Paar." —

Wenn künftig einmal die Hand des Todes unſer leibliches Auge geſchloſſen hat, und kein Strahl der Sonne und des Tages mehr in unſer Inneres dringt, und dann ein Engel uns wieder aufrichtet in der Gruft, an die Ufer der Welt uns ſtellt, die jenſeits des Grabes beginnt, und allmählig die Binde löſt, die das innere Auge des Menſchen verſchleyert, — wird dann unſer Staunen, unſre Bewunderung, unſer Entzücken geringer ſeyn? — Oder ſollen wir uns auch vor Täuſchung fürchten? ſollen wir auch zittern, daß uns durch das neue Licht die Liebe entwendet werden möchte, die wir hienieden zu den Unſrigen und zu unſern Freunden hegen: dieſe Liebe, die wie ein Unterpfand einer höhern Beſtimmung in unſerer Seele liegt, und ſelbſt ein Vorgefühl der Seligkeit enthält? —

Gott iſt die Liebe. Vor dem Throne der ewigen Liebe werden wir uns wiederſehn, um uns noch beſſer zu lieben, als wir hienieden konnten.

Vier und dreyßigster Abend.

Der Grosvater theilte der verſammelten Familie die Nachricht mit, daß die Römiſche Kirche, nachdem ſie ſich einige Jahrhunderte hindurch geſperrt, endlich der Sonne bedingungsweiſe erlaubt habe, ſtill zu ſtehn, und die Erde, nebſt den andern Planeten, um ſich her gehn zu laſſen. Da die Kinder dieſes nicht begriffen, erklärte er die Sache ſo, daß der Römiſche Hof, nach langer Weigerung, die Erſcheinung eines Buches erlaubt habe, in welchem das Copernicaniſche Weltſyſtem gelehrt werde, da bisher nur das Ptolomäiſche erlaubt geweſen.

Eduard machte große Augen und konnte lange nicht überzeugt werden, daß der Grosvater ernſtlich ſpräche. — Mathilde aber fragte ganz treuherzig, ob denn ſolche Dinge vernünftiger Weiſe

von irgend einer Obrigkeit erlaubt oder verboten werden könnten?

Diese Frage führte zu mannichfaltigen Erörterungen.

Unter Andern sagte der Grosvater: Leider hat geistige Beschränktheit, oder misverstandene Frömmigkeit, oft auch — und dieser Fall ist nicht der seltenste gewesen — der Hochmuth der Mächtigen und Einflußreichen die Fortschritte des menschlichen Geistes und der Wissenschaften gehemmt, indem er die Grenzen seiner eignen Kenntnisse zur Grenze des Wissens überhaupt machen wollte. Daher haben die Menschen nicht nur in göttlichen und kirchlichen Dingen, zum Theil bey Gegenständen, die wohl ewig dunkel und ungewiß bleiben werden, und es auch ohne Nachtheil für das Heil der Menschheit bleiben können, einen Glauben festgesetzt, an welchem kein Tittelchen soll geändert werden können; sondern sie haben auch mit diesem abgeschlossenen Zwang-Glauben die Wissenschaften in eine solche Verbindung gesetzt, daß sich der Geist der Menschen nicht mehr frey bewegen konnte, ohne Gefahr zu laufen, die Grenzen zu überschreiten, an denen die Inquisition Wache hält. Unzählige Menschen, die zu etwas Höhern berufen waren, als die

Früchte des Feldes zu eſſen, haben ſich aus Furcht vor jener Gefahr, die nicht unbedeutend iſt, in den Schoos der Trägheit verſenkt, halten ſich an das erlaubte Alte, wobey ſie äußere Ruhe haben, wenn auch keine innere Befriedigung, und weiſen jede neue Idee zurück, die ihre Ruhe vielleicht um deſto mehr ſtören würde, je lichtvoller und eindringlicher ſie iſt. Gottlob, wir kennen dieſe Sünde willkührlicher Beſchränkungen nur von Hörenſagen, und ſeitdem uns die nie genug zu ſegnende Reformation — die eben aus jenem Misbrauche der Gewalt über die Geiſter hervorbrach, und die Schranken der ſündhafteſten Willkühr niederwarf — zur Freyheit verholfen hat, ſind Verfolgungen wegen wiſſenſchaftlicher Anſichten in proteſtantiſchen Ländern nur ſelten vorgekommen, und haben immer mit der Schande der Verfolgungsſüchtigen geendigt. —

Und hat man denn wohl, fragte Eduard, irgendwo in der Welt einen Menſchen darum verfolgt, weil er gelehrt hat, was wir Alle glauben, daß die Sonne ſtill ſtehe, und die Erde ſich mit den andern Planeten um ſie her bewege?

Allerdings, antwortete der Grosvater, hat man das zur Schande der Vernunft und der Menſchlichkeit gethan. Gerade dieſe Lehre brachte

einen der größten Physiker Italiens in die Kerker der Inquisition. —

O wer war das? — Wie war das? fragten die Kinder.

Es sind noch nicht zweyhundert Jahre, antwortete der Grosvater, zu einer Zeit, wo der wissenschaftliche Geist überall mächtig aufgeregt war, als Galilei sich mit unbesieglicher Wisbegierde auf die Erforschung der Natur warf. Die ausgebreiteten Kenntnisse, die er sich erwarb, der Geist, mit dem er die Wissenschaften belebte, die Klarheit, mit der er sie vortrug, verschaffte ihm überall das ausgezeichnetste Ansehn, und dieses stieg noch durch die Entdeckungen, mit denen er die Naturwissenschaften bereicherte. Ich will Euch von mehrern nur Eine nennen — die Erfindung der Fernröhre — durch die der Himmel gleichsam erst geöffnet und die unzähligen Entdeckungen möglich geworden sind, die aus der Sternkunde eine ganz neue Wissenschaft gemacht haben. Aber eben dieses Ansehn weckte den Neid. Mönche und Priester hatten ihn schon von mehrern Stellen vertrieben, als ihn der Grosherzog von Toskana, in dessen Staaten er gebohren war, ein Fürst, der sich nicht vor neuen Ideen fürchtete, nach Florenz berief, und unter seinen Schutz nahm. Aber

auch dieſer Schutz war gegen die Macht von Galileis unverſöhnlichen Feinden nicht ſtark genug. Ein Geſpräch über die verſchiedenen Weltſyſteme, das er zu Florenz an das Licht ſtellte, und in welchem er dem Copernicaniſchen den Vorzug ertheilte, gab der Verfolgungswuth eine erwünſchte Gelegenheit. Denn da der Römiſche Stuhl, und alſo die ganze Römiſch-katholiſche Kirche an dem Ptolemäiſchen feſt hielt, welches die kleine Erde zum Mittelpuncte der Welt macht, um die ſich nicht nur die Sonne, ſondern die ganze unermeßliche Maſchiene der Welt täglich bewegen muß, ſo ſtürzten ſich ſeine Feinde auf die neue Lehre, predigten gegen die Galileiſche Ketzerey, und veranlaßten den Papſt, ein Gericht von Cardinälen und Mathematikern niederzuſetzen, die das Werk des Angeſchuldigten prüfen ſollten. Dieſes Gericht erklärte es für gefährlich und ketzeriſch. Dieſem Ausſpruche zu Folge wurde der Mann, der der Stolz ſeines Zeitalters und die Zierde ſeiner Nation war, von der Inquiſition nach Rom gefordert; und nachdem ſeine Lehre feyerlich verdammt worden war, wurde er ſelbſt gezwungen, das, was er mit überzeugenden Gründen behauptet hatte, auf den Knien, bus-

fertig und mit einer Kerze in der Hand, abzuſchwören. —

Abzuſchwören? rief Eduard. Alſo einen Meineid zu begehn? — Und das waren Prieſter, die ihn dazu zwangen? — —

So war es allerdings, fuhr der Grosvater fort, gerührt von des Knaben lebhaftem Unwillen; ſie zwangen ihn, neidiſche Prieſter zwangen ihn, ſeine Ueberzeugung zu verläugnen. Der Tag, an welchem die brutale Willkühr dieſen Sieg über die Vernunft gewann, ſich ſelbſt aber ein Denkmal der Schande ſetzte, war der 23 Junius des Jahrs 1633, ein Tag, den wir nie vorübergehn laſſen ſollten, ohne Gott für die edle Freyheit zu danken, mit der wir die Wiſſenſchaften nach allen Seiten durchforſchen dürfen, ohne vor den Kerkern der Inquiſition, oder den Bannflüchen eines unwiſſenden Hochmuths zu zittern. — Nun werdet Ihr wohl glauben, es ſey an dieſer Gewaltthätigkeit genug geweſen, und die Dummheit habe genug triumphirt, nachdem ſie einen großen und geiſtreichen Mann zu einem Eide genöthigt hatte, den ſein Herz verabſcheuen mußte. Aber nein. Das Abſchwören der vermeintlichen Ketzerey war nur die Bedingung der gemilderten Strafe. Nachdem dieſe Bedingung erfüllt war, wurde ihm ein von

ſieben Cardinälen unterzeichnetes Urtheil vorgeleſen, wodurch ſein Buch verboten, ſeine Lehre verdammt, er ſelbſt aber auf unbeſtimmte Zeit zum Kerker verurtheilt wurde. Zum Ueberfluſſe wurde ihm auferlegt, drey Jahre lang wöchentlich Einmal die ſieben Buß-Pſalmen zu beten. —

Eduard ſprang bey dem Schluſſe der Erzählung auf. Sein Geſicht glühte vor Unwillen und Schaam. Er ſuchte umſonſt nach Worten, um ſeine Gefühle auszuſprechen.

Aber warum, fragte Mathilde, ließ man ihm denn die Buß-Pſalmen ſo oft herſagen? Was kann denn das für eine Andacht ſeyn, Eines und daſſelbe Gebet immer und immer zu wiederholen? Man kann ja gar bald dabey nichts mehr denken.

Darauf kam es auch nicht an, antwortete der Grosvater. Es ſollte eben eine Strafe ſeyn, und gewiß war es für einen denkenden Mann eine ſehr harte Strafe, einmal, etwas zu thun, wobey er, auch mit dem beſten Willen, bald nichts mehr denken konnte, und dann, für Etwas zu büßen, was er in ſeinem innerſten Herzen nicht für Unrecht, noch viel weniger aber für eine Sünde halten konnte.

Der Aberglaube, fuhr er fort, wähnt, daß die öftere Wiederholung derſelben Formeln, binnen einer geſetzten Zeit, und in vorgeſchriebener Ordnung abgebetet werden, die Strafe einer Sünde mildern oder ganz aufheben könne. Ihr wißt, daß, nach dem Glauben der Römiſch-katholiſchen Kirche, kein Menſch — wenige Heilige ausgenommen — zu Gott kommen kann, ohne durch die Flammen des Fegfeuers gegangen zu ſeyn. Die Zeit, deren es hier zur Reinigung von den irdiſchen Schlacken bedarf, iſt unbeſtimmt, und hängt von der Größe und Menge der Sünden ab, die ein Menſch verſchuldet hat. So weit hat dieſer Glaube Zuſammenhang; er iſt aber nicht auf Ausſprüche der Bibel gegründet, die von einem Fegfeuer nichts weiß, ſondern aus den Schriften heidniſcher Philoſophen ziemlich ſpät in die chriſtliche Dogmatik aufgenommen worden. Die Furcht iſt abergläubiſch, und der Aberglaube freygebig. Ein Glaube an Qualen, denen kein ſterblicher Menſch entgehen kann, und deren Dauer nicht zu berechnen iſt, bot ſich alſo dem Eigennutze auf das erwünſchteſte an, und der Eigennutz hat dieſes Anerbieten nicht verſchmäht. Er hat den abergläubiſchen Wahn, daß die Zeit jener Reinigung durch äußere Mittel verkürzt, und ihre

Härte gemildert werden könnte, tief in die Gemüther eingeprägt, und die Anwendung dieſer Mittel wird den Gläubigen von der Kirche zum Verdienſte gerechnet. Die Wiederholung gewiſſer Gebete gehört auch dazu. Nach dieſem Bußtarif macht ein zwanzigmaliges Abbeten des Pſalters, verbunden mit dreymalhunderttauſend Streichen, die man ſich dabey mit der Geißel gibt, hundert Jahre Fegfeuer gut, und die Legende der Heiligen ſagt, daß der heilige Dominicus, der, weil er immer einen Panzer trug, den Beynahmen des Cuiraſſiers führt, einſtmals während der vierzigtägigen Faſten den Pſalter zweyhundertmal durchgebetet, und ſich ſechzig Millionen Streiche dazu gegeben habe. —

Die Mädchen ſahen ſich bey dieſer Erzählung mit Erſtaunen an; Eduard zog ſeine Schreibtafel hervor, und ſagte, nach einigem Rechnen: Das trägt auf jede Minute beynah funfzehnhundert Hiebe. Und nun noch das Zählen dazu, und das Beten der Pſalmen zu gleicher Zeit, und der Panzer endlich, der nie abgelegt wird, und doch die Kaſteiung nicht hindert. — Nein, es iſt doch gar zu thörigt!

Wenn man Einmal, fuhr der Grosvater fort, dem Aberglauben die Stelle der Religion

einräumt, wenn man das, was durch wahrhafte Erhebung zu Gott und göttlichen Dingen den Geist reinigen und läutern, und dadurch würdig machen soll, einst in seine ewige Heimath einzugehn, durch bloß äußere Werke ersetzen will, dann gibt es keine Thorheit, keinen Wahnsinn, zu dem die menschliche Vernunft nicht könnte erniedrigt werden. Dann wird das Einfachste verwirrt, und die Religion mit ihren Gebräuchen wird zu einer Art von Zauberey herabgewürdigt, durch welche die Gnade Gottes und die Seligkeit erzwungen werden soll. Christus hat gesagt: Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein, und schließ die Thür hinter dir zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird's dir vergelten öffentlich." Der Aberglaube aber, der es besser wissen will, als Christus, spricht: Wirf dich nieder vor aller Welt in den Staub; knie auf den Straßen, und bete an den Ecken der Straßen mit aufgehobenen Händen; kasteye dich vor dem Volk, und geh' im Sack und härnen Hemde, damit die Welt über deine Frömmigkeit staune. — Dabey kümmert es ihn nicht, daß Christus von denen, die so thun, gesagt hat: Warlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin! —

Ob wohl, ſagte Edward, die Säulenheiligen, von denen mir der Vater erzählt hat, etwas von dieſem Gebote Chriſti gehört, oder daran gedacht haben. Denn dieſe ſtellten doch wohl ihre Frömmigkeit am meiſten zur Schau. —

Da Marianne nicht wußte, was Säulenheilige waren, ſo erzählte der Pfarrer, daß ein Hirt, Nahmens Simeon, zuerſt auf den Einfall gerathen ſey, ſein Leben auf einer Säule zuzubringen. Er fing dieſe Uebung auf einer Säule von neun Fuß Höhe an, und indem er immer höher und höher ſtieg, endigte er zuletzt auf einer Säule von ſechzig Fuß. Länger als dreyßig Jahre ſtand er ſo unter freyem Himmel, ohne zu ſchwindeln, bald aufrecht, und mit ausgeſtreckten Armen, indem er die Geſtalt eines Kreuzes nachahmte, bald ſo, daß er ſich mit der Stirn zu den Füſſen bückte. Solcher Verbeugungen zählte einſtmals einer ſeiner Bewunderer in Einer Folge zwölfhundert und vier und vierzig, und wurde müde weiter zu zählen. Ein Geſchwür im Schenkel machte ſeinem Leben ein Ende, ohne ihn doch zu bewegen ſeinen Platz zu verlaſſen. Um ſeine Säule her wurde eine Kirche und mehrere Kapellen gebaut. Er fand zahlreiche Nachahmer.

Das Erſtaunen der Kinder über dieſe Art von Frömmigkeit war nicht gering. Wie nur ein Menſch habe glauben können, durch ein ſo prunkendes und hochmüthiges Selbſtquälen Gott zugefallen, und etwas Verdienſtliches damit zu thun!

Und doch, ſagte der Grosvater, iſt nichts leichter, als in dieſen Wahnſinn zu verfallen, wenn man Einmal die tröſtliche Lehre des Chriſtenthums von einer väterlichen Weltregierung verläßt, und auf ihren Thron einen Tyrannen ſetzt, der die Freude der Menſchen haßt, und ihnen ihre Irrthümer und Schwachheiten nur unter der Bedingung verzeiht, daß ſie ſich irgend einer einförmigen Weiſe der Verehrung gegen ihn unterwerfen. Allerdings gebietet die Religion, ſich ſelbſt zu beherrſchen, nüchtern und mäßig zu ſeyn, und in allen Dingen ſeine Begierden zu zügeln; dieſe Pflicht iſt unerlaßlich, und Gott hilft dem, der ihn ernſtlich liebt, zu ihrer Erfüllung. Aber der Lohn, den dieſe Erfüllung gibt, iſt die Freyheit des Willens und des Gemüths, die ohne Selbſtbeherrſchung und Mäßigung unmöglich iſt. Der Aberglaube aber macht das, was dem höhern Menſchen unentbehrlich iſt, zu einem Verdienſte vor ſeinem unväterlichen Gotte, und glaubt dann, wenn er die Selbſtbeherrſchung bis zur willkühr-

lichen Selbſtqual treibt, ſein Verdienſt zu erhöhen. Dieſer unchriſtliche Gedanke hat die allerwahnſinnigſten Handlungen veranlaßt, von denen der Wahnſinn der Säulenheiligen nur eine Gattung iſt. —

Die Kinder meinten, jetzt ſey wohl von ſolchen Dingen nicht mehr die Rede.

Wollte Gott, ſagte der Grosvater, die Religion wäre überall, was ſie ſeyn ſollte, die unverſiegende Quelle der Erhebung, des Troſtes, der Liebe und Ehrfurcht gegen Gott, die Gehülfin unſres mühſamen Lebens, und unſre freundliche Führerin über die dunkle Kluft, die das Leben von der Ewigkeit trennt! Wollte Gott, die Lehre Chriſti herrſchte überall in der Reinheit, Fülle und Erhabenheit, in der ſie von den Lippen ihres göttlichen Lehrers gefloſſen iſt — dann würden wir nicht mehr von Klöſtern hören*), deren Bewohner alle Banden der Liebe und des Blutes zerriſſen, ja ſelbſt der göttlichen Gabe der Rede entſagt haben, um durch eine Selbſtquälerey, die ſehr bald gänzliche Stumpfheit nach ſich zieht, Gott, wie ſie wähnen, zu dienen und für das, was ſie hienieden aufopfern, einen Schatz im Himmel zu bereiten.

*) La Trappe.

Ein wahrhaft frommer Menſch, fuhr er fort, dient Gott, ohne ſich einzukerkern, und ohne gewaltſame Büſſungen, durch ein unſchuldiges Leben, durch Erfüllung ſeiner Pflicht, und durch die Richtung ſeiner Gedanken auf Gott. Dankbar für das, was er empfängt, dankbar auch für das, was ihm verſagt wird, ſind ihm die Freuden und Leiden des Lebens Zeichen und Gaben der ewigen und unerſchöpflichen Liebe. Gern opfert er dieſer ſeine Wünſche und Hofnungen, unterwirft ſich mit ſtiller Ergebenheit ihrem Willen, und empfängt dafür Stärkung, Troſt und Hülfe von ihr. Dazu bedarf es nur eines wahrhaft frommen, kindlichen und treuen Sinns, aber keiner Kloſterkerker, keiner Geiſſeln, ja, auch nicht des normalmäßigen Betens, das in den allermeiſten Fällen nur ein drückendes, gedankenloſes Geſchäft iſt. —

Daher, ſagte Mathilde, kömmt wohl das Sprichwort: etwas ohne Gedanken herſagen, wie die Nonne den Pſalter, nur damit es gethan iſt.

Allerdings, und es ſind leider nicht die Nonnen allein, die gedankenlos beten. Ich muß immer wieder auf das Evangelium zurückkommen. Hat nicht Chriſtus geſagt: „Wenn ihr betet, ſollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden; denn ſie meinen, ſie werden erhört, wenn ſie viele

Werke machen?" — Der Aberglaube weiß es aber beſſer und ſagt: „Stürme den Himmel mit Gebeten! Laß immerfort den Roſenkranz durch deine Finger laufen, und deinen Mund ſich bewegen; wenn du auch ſchon nichts dabey denkſt, und das, was du beteſt, nicht verſtehſt; es iſt doch ein frommes und Gott wohlgefälliges Werk." Ich denke, wenn ſich der Himmel dieſer Art zu beten öffnete, ſo hätte nichts Heilbringenderes erdacht werden können, als die Gebeträder der Kalmücken. —

Gebeträder? fragte Mathilde. Was kann das ſeyn?

Ich denk', ich weiß es, ſagte Eduard. Haben nicht in Aſien die Lamadiener in ihren Tempeln gewiſſe Cylinderförmige Behälter, in denen heilige Schriften und Gebete um eine Spindel gewunden ſind? Dieſe können durch Räder und Riemen in Bewegung geſetzt werden. —

So iſt es allerdings, ſagte der Grosvater. Einige dieſer Behälter ſind ungeheuer groß, andre ſind klein. In den großen ſtecken die nemlichen Gebete in unzähligen Wiederholungen; denn ſchon dieſe ſchriftliche Vermehrung frommer Formeln wird für etwas Gottesdienſtliches und Frommes gehalten. Die hauptſächlichſte Kraft aber legen ſie

dem Umſchwingen dieſer Gebete bey, die, wie ſie meinen, durch die bloße Bewegung zum Himmel dringen. Es iſt daher ganz gewöhnlich, auch in den Rauchfängen der Kalmückiſchen Jurten ſolche kleine Gebeträder zuſehn, die durch den Rauch in Bewegung gehalten werden. Ja, ſelbſt auf den Mützen tragen ſie welche, die mit Windflügeln verſehn, von der Luft umgetrieben werden. Und die Völker, die dieſen ſonderbaren Aberglauben treiben, ſind dabey nichts weniger als einfältig. —

Aber was für Vorſtellungen von Gott müſſen ſie haben! ſagte Mathilde.

Nicht viel andre, als wir, erwiederte der Grosvater; und ich muß zu ihrem Ruhme hinzuſetzen, daß ſie, trotz ihres Aberglaubens, im Ganzen fromm, gutmüthig, geſittet, ja, ſelbſt gegen Andersgeſinnte, überaus billig und nachſichtig ſind, und nichts von Religionskriegen, Inquiſitionen und Verfolgungen wiſſen. Sie halten ihr Wort gewiſſenhaft, ſind verſöhnlich, und immer geneigt, die Fehler ihres Nächſten zu entſchuldigen — mit Einem Worte, gar manches ſtolze Europäiſche Volk könnte ſich glücklich preißen, wenn es die Tugenden dieſer verachteten Nomaden beſäße.

Fünf und dreyßigster Abend.

Es war ein ſtürmiſcher Tag, wie es zu ſeyn pflegt, wenn ſich der Herbſt mit dem Winter um den Platz ſtreitet, und keiner dem andern weichen will. Der Abend war noch ſchlimmer. Wie ausgelaſſen tobte der Wind gegen das Fenſter, und warf den Regen dawider, der vor dem Sturme kaum zur Erde kommen konnte. Am Himmel flogen die Wolken, als ob ſie ſich jagten, und wenn der Mond bisweilen durch ihr zerriſſenes Vließ hindurch ſah, war es, als ob er ihnen entgegen liefe. In dem Pfarrhauſe war Alles ſtill, und als Licht angebrannt wurde, und die Fenſterladen mit Mühe angezogen worden waren, kam es den Kindern in der großen Stube recht heimlich vor. Der Grosvater las noch; der Pfarrer ordnete alte Papiere zuſammen; die Pfarrin und Mathilde

ſpannen; die andern Kinder flüſterten in der Ecke zuſammen, und man hörte nur einzelne Laute von ihnen, wie Ja! Ja! das wäre herrlich! — oder: Sag du's. — Nein, ſag du's — und dergleichen aus der Flüſterecke hervor.

Die Mutter merkte nun wohl, daß ſie einen gemeinſchaftlichen Wunſch auf dem Herzen hatten, aber ſie verſtellte ſich und ſpann emſig fort. Die Kinder hatten endlich, weil ſie nicht hatten einig werden können, gelooßt, und ſo trat Eduard jetzt als Geſander vor, während die Andern im Hintergrunde den Erfolg ſeines Antrags erwarteten, und ſagte mit zuſammengelegten, aufgehobnen Händen: O Mütterchen, der Abend iſt ſo ſchauerlich; wir möchten uns wohl einmal recht fürchten. — Du weißt gewiß herrliche Geſpenſtergeſchichten. Wir bitten dich Alle recht inſtändig, uns Eine zum Beſten zu geben. —

Die Andern drängten ſich jetzt auch alle zu und riefen: Bitte, bitte!

Die Mutter lächelte: Ja, damit ich nachher nur meine Noth hätte, Euch zu Bette zu bringen.

Ach, liebſte Mutter, riefen die Aelteſten; das iſt ja ſchon gar lange nicht mehr ſo. Du weißt, wir glauben kein Wort von den ſchönen Geſchichten, und eben darum ſind ſie ſo ſchön,

weil Einem dabey graut, und man doch weiß, es iſt nicht Ein Wort davon wahr. Wir fürchten uns nur ſo lange, als Du erzählſt.

Gut, Ihr andern; aber Aurora und Lili?

O, beſte Mutter, ſagte Aurora, ich bin doch gewiß nicht mehr ſo kindiſch. Wenn hätt' ich mich denn gefürchtet? Bin ich nicht vorige Woche allein in den Keller gegangen — und es war gewiß recht dunkel darinn.

Und ich, ſagte Lili, bin jetzt auch recht herzhaft, ſeitdem Marianne ihr Bett vor das Meinige gerückt hat. Da bin ich ſchon ſicher. Und dann beten wir immer den Abendſegen zuſammen, und ich halte ſie bey der Hand, bis ich eingeſchlafen bin, und das dauert gar nicht lange.

Da nun das Bitten kein Ende nahm, ſagte die Mutter: Ich will mich auf Etwas beſinnen; denn ich habe ſeit Jahren nicht an die fratzenhaften Ammengeſchichten gedacht, von denen man nichts weiter hat, als die Furcht. Jetzt laßt mich alſo in Ruhe und gedultet Euch.

Die Kinder waren durch die Hofnung auf einen ſchaurigen Abend zu ſehr in Bewegung geſetzt worden, um dieſer Ermahnung ſogleich folgen zu können. Und da der Pfarrer jetzt ſein Geſchäfte geendigt hatte, ſagte er: Bis ſich Eure

Mutter besinnt, ob sie Euch fürchten machen will, und womit, will ich Euch eine Geschichte erzählen, die sich zu meiner Zeit in Paris zutrug, und die wohl gespenstisch genug ist, obschon eigentlich kein Gespenst darinne vorkömmt; eine Geschichte von einem Bräutigame, der nach seinem Tode bey seiner Braut speißte, ohne daß sie sich vor ihm fürchtete —

Wie? rief Mathilde mit einer Mischung von Staunen und Unglauben auf ihrem lieben Gesichte; wie? ein todter Bräutigam? Wie wäre das Möglich?

Eine Leiche am Tisch! rief Marianne ganz bestürzt. Und neben der Braut? und die hat sich nicht gefürchtet? —

Ich sage nicht, daß es eine Leiche war, fuhr der Vater fort. Es war ein junger, blühender Mann von ernstem Ansehn, und was bey einem Todten vorzüglich merkwürdig ist, von einem recht angenehmen und heitern Betragen. —

Ach, bester Vater, sagte Mathilde, das sind Räthsel für uns. — O erzähle uns wie das war, riefen die Andern, und Alle rückten etwas näher bey.

So wie ich Euch jetzt gesagt habe, fuhr der Vater fort, wurde in Paris einige Tage lang von

der wunderbaren unglaublichen Geſchichte geſprochen, und Niemand wußte, was er davon denken ſollte. Man nannte das Haus, die Familie, die junge Perſon, die an der Seite des Todten geſeſſen hatte. Wer es hörte, erzählte es weiter, und da die Geſchichte in jedem Munde ihre Geſtalt ein wenig veränderte, ſo war in Kurzem ein Mährchen daraus geworden, das faſt noch ſeltſamer klang als die Mährchen der Tauſend und Einen Nacht. Unterdeſſen war die achtbare Familie, bey der ſich dieſe Begebenheit ereignet hatte, in einer Unruhe, die ſich nicht wohl beſchreiben läßt. Die Braut zerfloß in Thränen. Ihre Verwandten erſchöpften ſich in eiteln Vermuthungen. Alles ſtimmte zuſammen, ihr etwas Unglaubliches glaubhaft zu machen. —

Da erſchien endlich nach mehreren Tagen in den öffentlichen Blättern eine Erklärung, die man freylich nicht hatte vermuthen können, mit einer Entſchuldigung an der Spitze, daß eine achtbare und liebenswürdige Familie in ſo große Unruhe geſtürzt worden ſey. Und dieſe Erklärung war eben von dem Geſpenſte, das neben der Braut geſeſſen hatte.

O, liebſter Vater, das wird ja immer ärger! —

Nun habt nur Geduld. Die Sache war so. Ein junger Mann, den ich Dorval nennen will — er selbst hat sich nicht genannt — reißt einstmals aus dem Elsaß nach Paris, und trifft in der Postkutsche mit einem andern jungen Manne zusammen, der das nemliche Ziel hat. Sie machen bald Bekanntschaft mit einander, Jeder theilt dem Andern die Veranlassung seiner Reise mit, und Dorval erfährt, daß sein Begleiter Bräutigam ist. Die Sache ist unter den Eltern abgemacht; die Braut erwartet ihn, und da sie nicht nur sehr reich, sondern auch schön und liebenswürdig seyn soll, so sieht er natürlich dem Augenblicke seiner Ankunft in Paris mit der größten Ungeduld entgegen. —

Kannte er sie denn nicht? fragte Mathilde verwundert.

Nein, antwortete der Vater, er kannte sie nicht. Nichts war in dem alten Frankreich gewöhnlicher, als diese Art von Verbindungen, die von den Eltern beschlossen und wie ein Handelsgeschäft abgemacht wurden. Stimmten nur die äussern Verhältnisse zusammen, war nur der Vortheil von beyden Seiten klar, und keine erklärte Abneigung vorhanden, so wurde die Zuneigung nicht verlangt. Oft hatten sich die jungen Leute,

die mit einander leben ſollten, kaum Einmal geſehn, bisweilen wohl gar nicht, wie eben in dem Falle, von dem ich Euch erzähle, und die Leute kamen in den unauflöslichen Eheſtand, ſo fremd, wie in eine Geſellſchaft, die man nach wenigen Stunden wieder verläßt.

Das iſt eine ſonderbare Art zu heirathen, ſagte die Mutter. So ohne Neigung, ohne Liebe in den Eheſtand zu gehn, wie ein Paar Handels-Compagnons in ihre Zahlſtube! —

Aurora ſeufzte hier tief auf. Alle ſahen auf ſie. Warum ſeufzt denn meine Aurora? fragte die Mutter. Iſt dir etwa vor einem ſolchen Eheſtande bang? —

Ach nein, antwortete das Kind erröthend, aber die Geſchichte....

Aurore hat Recht, ſagte der Vater, wir müſſen wieder nach unſern Reiſenden ſehn. Dieſe ſetzten alſo ihre Fahrt mit einander fort, und unterhielten ſich viel von ihren beyderſeitigen Verhältniſſen. Vorzüglich war der Bräutigam unerſchöpflich in Entwicklung der mannichfaltigen Ausſichten, die ihm die bevorſtehende Verbindung eröffne, und verbreitete ſich dabey über ſeine gegenwärtige Lage und ſeine ganzen Familien-Verhältniſſe mit der Ausführlichkeit, die man ſich auf

einer Reise erlaubt, wo man Lust zu sprechen, und doch nur wenigen Stoff hat. So kamen sie endlich in Paris an. Dorval, der hier einheimisch war, führt seinen Reisegefährten nach dem Englischen Hof in der Straße Richelieu, und ist im Begriff sich von ihm zu trennen, als der Fremde, ich weiß nicht wie, von heftigen Schmerzen überfallen wird. Jetzt bleibt er, um ihm Hülfe zu leisten. Aber alle Hülfe, alle Theilnahme ist umsonst. Das Uebel steigt mit jedem Augenblick, und rafft ihn nach wenigen qualvollen Stunden hinweg. —

Ach der arme Mann, sagte Aurore, nun hat er doch seine Braut nicht gesehn!

Aber gegessen hat er doch bey ihr, sagte Eduard scherzend und gesprochen hat er sie auch. Tröste dich also. Lebendig oder tod, das ist am Ende gleich viel.

O so schweigt doch, fiel die ungeduldige Marianne ein, und laßt den Vater weiter erzählen. Man erfährt ja sonst gar nicht.....

Der Bräutigam war also wirklich tod, und man schickte nach den Leichenbestattern; denn damals war es noch Gebrauch in Paris, die Todten ohne viele Umstände an dem nemlichen Tage zu begraben, wo sie gestorben waren. —

Eduard wollte Etwas bemerken, aber Marianne, die ihm zunächst saß, legte ihm sanft und mit bittenden Blicken die Hand auf den Mund.

Derwal war jetzt überflüßig. Aber er hielt es für seine Pflicht, in dem Hause, wo sein Reisegefährte erwartet wurde, das unglückliche Schicksal desselben zu melden, und die Papiere, die er bey sich hatte, in sichere Hände zu geben. Mit diesem Vorsatze nahm er die Brieftasche des Reisenden zu sich, und trat in das Haus, das ihm die Adresse der Briefe, und die Erzählungen des Verstorbenen hinlänglich bezeichnet hatten. —

Aber hier ging Alles anders, als er gedacht hatte. Man wußte, daß der Bräutigam mit der Postkutsche ankommen würde, und hatte ihn schon seit einigen Stunden erwartet. Die Diener standen an der Thür, ihn zu empfangen; die Eltern und die Braut saßen harrend im Besuchzimmer. Da erschien nun der fremde, junge Mann, der bis jetzt an nichts anders gedacht hatte, als die traurige Geschichte, von der er Zeuge gewesen, schicklich einzukleiden; und da ihn die Diener als den erwarteten Bräutigam empfangen, und fast eben so schnell der Vater der Braut ihm von der Treppe entgegen kömmt, ihn umarmt, und ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, den Seinigen

vorſtellt, da fährt ihm der Gedanke durch den Kopf, die Rolle des Bräutigams weiter zu ſpielen. Alles kömmt ihm dabey zu Statten. Die Briefe, die er übergibt, die genaue Kenntniß, die er von beyden Familien hat, und vor allen Dingen, die Liebenswürdigkeit ſeines Betragens, die ihn der Braut und ihren Eltern empfiehlt. Man ſetzt ſich zu Tiſch; der Fremde ſitzt an der Seite der Braut; ſeine Unterhaltung wird immer anziehender — um ſo anziehender, da er die witzigſten Dinge mit der ernſthafteſten Miene zu ſagen weiß. Die Braut ſprach wenig; aber ihre Blicke verkündigten die Zufriedenheit, die ſie mit ihrem Loose fühlte.

So ging die Mahlzeit höchſt angenehm vorüber; auch der Caffee war genommen, und das Geſpräch wurde auf den Gegenſtand der Reiſe und der Zuſammenkunft gelenkt. Ehe man aber noch zu einer genauen Erklärung kam, und das künftige Hausweſen und ſeine Einrichtung verhandeln konnte, griff der Fremde nach dem Hut und machte Miene weggehn zu wollen. — Wo wollen Sie hin? ſagte der Schwiegervater, dem dieſes Weggehn gerade bey dieſem Geſpräche ſehr unerwartet kam. Ich habe ein höchſt dringendes Geſchäft, antwortete der Fremde mit einem Anſchein von Verlegenheit, aber ein Geſchäft, das mich

durchaus nöthigt, Sie jetzt zu verlaſſen. — Vergebens ſtellte man ihm vor, daß er ja noch ganz fremd in der Stadt ſey; daß ſich ſein Geſchäft doch wohl noch bis auf den nächſten Morgen aufſchieben laſſe; und was dergleichen mehr war. — Wenn Sie vielleicht, ſagte der Vater, zu ihrem Bankier gehen wollen, um Geld aufzunehmen, ſo iſt dieſer Gang unnöthig. Es ſteht Ihnen ſoviel zu Dienſt, als Sie brauchen. Legen Sie alſo nur Ihren Hut wieder ab! — Während dieſes Hin- und Her-Redens hatte ſich der Fremde in das Vorzimmer zurückgezogen, und da er ſich mit dem Vater der Braut allein ſah, ſagte er leiſe: Es iſt nicht das, was Sie glauben. Ein Geſchäft, das meine perſönliche Gegenwart unumgänglich fordert, zwingt mich, ſehr gegen meinen Willen, Ihre angenehme Geſellſchaft zu verlaſſen. Wir ſind jetzt allein, ſetzte er mit noch leiſerer Stimme hinzu, indem er ſich noch weiter von der Thür zurückzog, als ob er fürchtete im Zimmer gehört zu werden; jetzt kann ich Ihnen Alles entdecken. Ich bin, wie Sie wiſſen, dieſen Morgen hier angekommen. Gleich nach meiner Ankunft überfiel mich ein unbeſchreiblicher Schmerz, und, nach zweyſtündiger Qual, gab ich unter den Händen des Arztes meinen Geiſt auf. —

Die Mädchen lachten. Eduard aber ſagte ernſthaft und faſt unwillig: Iſt es nur möglich? Wie man nur ſolchen Scherz treiben kann!

Einem Deutſchen, fuhr der Vater fort, wäre ſo etwas auch ſchwerlich eingefallen. Hätte er auch vielleicht die Rolle des Bräutigams bis hierher geſpielt — was doch auch wohl keinem in den Sinn gekommen wäre, der ſo eben von einem Todtenbette kam — ſo hätte er doch nun gewiß dem armen getäuſchten Vater die Wahrheit geſtanden, ihn um Verzeihung gebeten, und zu tröſten geſucht. Aber in dem Kopfe eines jungen Franzoſen geſtalten ſich ſolche Dinge anders, ohne daß man ihn deshalb für gefühllos halten darf. Der Kopf ſpielt dann nur einen Augenblick den Herrn über das Herz, zumal wenn die Eingebungen des Kopfes etwas Luſtiges ſind.

Was aber nur der Vater der armen Braut zu dieſer närriſchen Rede geſagt haben mag, ſagte Mathilde.

Der Fremde hat noch nicht ausgeſprochen, verſetzte der Pfarrer. Ich bin alſo geſtorben, fuhr er fort, und habe mein Wort gegeben, um ſechs Uhr nach meiner Wohnung im Engliſchen Hof, Straße Richelieu, zurückzukehren, um mich begraben zu laſſen. Sie ſehen ſelbſt, daß ein Fremder,

der ſein Wort bey ſeinem erſten Geſchäfte in Paris brechen wollte, ſich einen ſehr ſchlimmen Ruf machen würde. Ich bitte Sie alſo, mich nicht hievon abzuhalten, und nur hier meine Brieftaſche aufzubewahren. — Und ohne eine Antwort zu erwarten, entfernt er ſich, und läßt den Vater, mit der Brieftaſche in der Hand, im größten Erſtaunen über dieſe wunderliche Miſchung von Narrheit und Verſtand zurück. —

Er mußte glauben mit einem Wahnſinnigen zu thun zu haben, ſagte die Pfarrin. Nun und der Erfolg? —

Der Vater der Braut kehrte kopfſchüttelnd zu den Seinigen in das Zimmer zurück, und theilte ihnen das wunderliche Geſpräch des Fremden mit, das er ſo wenig wie die Frauen mit dem übrigen Betragen des jungen Mannes und ſeiner verſtändigen Unterhaltung zu reimen wußte. Allen erſchien dieſer Scherz froſtig und abgeſchmackt, und ſie erwarteten ſeine Aufklärung von der Rückkehr des Bräutigams. Die Nacht brach ein, und der Bräutigam kam nicht zurück. Nun ſchickte man einen Diener nach dem Gaſthofe, wo er abgetreten war, um Erkundigung von dem Fremden einzuziehn. Und was war dieſe Antwort? Der Fremde aus Strasburg ſey

um neun Uhr angekommen, dann plötzlich krank geworden, dann gestorben, und endlich um sieben Uhr begraben worden. —

Ob diese Antwort geeignet war, die Hausfrauen zu beruhigen, mögt Ihr Euch selbst sagen. Das Uebrige wißt Ihr. —

Die arme Braut! sagte Mathilde. Erst versprochen an Einen, den sie nicht kennt — dann betrogen um den, der ihr so wohl gefiel! Es war doch ein schlechter Spaß!

Allerdings, sagte die Mutter, ist die Geschichte besser als der Spaß, der dazu Veranlassung gegeben hat. Man erwartet etwas ganz anders; etwa einen Betrug, eine Geldprellerey, wie dergleichen auf diesem Wege wohl oft gespielt worden ist, und am Ende läuft Alles auf eine Posse hinaus. —

Nachdem nun noch Manches darüber gesprochen worden war, sagte Marianne: Aber, liebe Mutter, du vergißt ja die Gespenstergeschichte ganz, die Du uns versprochen hast.

Ich habe nichts versprochen, sagte die Mutter lächelnd, indeß, weil Ihr es dafür genommen habt, so mag es seyn. Nur fürchtet Euch nicht gar zu sehr. —

Die Kinder zitterten vor Freude, rückten näher zusammen, und hielten sich Alle umschlungen, so daß Kopf an Kopf, Schulter an Schulter ruhte.

In einem Winkel von Westphalen liegt ein altes Schloß, das seit Jahrhunderten der Familie Lernow angehörte. Die dicken Mauern mit vorspringenden Strebepfeilern, die runden Thürmchen, die überall an den Mauern hängen, die zum Theil verwitterten und zerstörten Zinnen — Alles das verkündigte schon von Fern, daß seine Erbauer einer Zeit angehörten, wo man mehr Ursache hatte, auf Sicherheit als auf Schönheit zu denken. Der größte Theil dieses Schlosses war unbewohnt, wenn man nicht die Dohlen für Bewohner rechnet, die sich mit ihrem einförmigen Geschrey in großen Schaaren um die Thürme schwenkten, oder die zahllosen Ratten, denen die langen wüsten Gänge zu Rennbahnen dienten, oder die Kauze und Eulen, die hauptsächlich eine halbverfallene Warte eingenommen hatten, und sich von hier aus die Säuberung des alten Hauses von Mäusen mit Eifer, aber ohne sonderlichen Erfolg, angelegen seyn ließen. Nur Ein Flügel des Schlosses war, wenn man es so nennen kann, etwas eingerichtet, das heißt, in Einem Zimmer

waren: die herabhängenden Fetzen der alten Leder Tapeten — ſie waren vor Jahren vergoldet geweſen — mit Nägeln an die Wand befeſtigt, die runden Fenſterſcheiben waren ausgeflickt, und aus den übrigen Zimmern waren einige Tiſche und Stühle — ein Dutzend etwa — deren Füſſe am wenigſten wackelten, aber ohne bedenkliche Rückſicht auf Gleichförmigkeit der Geſtalt, Größe und Farbe hier zuſammengetragen. In dieſem Zimmer, an welchem ein groſſer Alcoven als Schlafkammer hing, wohnte der alte Rittmeiſter Ternow, welcher beym ſpaniſchen Erbfolge Krieg einige Feldzüge bey der Reichsarmee mit gemacht, und ſich dann zur Ruhe begeben hatte, um auf dem Erbſitze ſeiner Ahnherrn, wo er das Licht der Welt erblickt hatte, in Geſellſchaft einer Haushälterin auf ſeinen Lorbeern auszuruhn.

Wie das Schloß, ſo waren auch ſeine Umgebungen verwildert. Auf dem Hofe wuchs das Gras faſt luſtiger als auf der Wieſe, und in dem Garten waren die Wege mit Diſtelbüſchen und Neſſeln zugewachſen. Rund umher lagerten ſich traurige Föhrenwälder, mit allerley Gebüſch durchzogen, das nicht hineingehörte, und überall ſtiegen graue Felſen zwiſchen den Bäumen empor, in denen Luchſe und wilde Katzen ziemlich ungeſtört

wirthſchafteten. Mit Einem Worte Alles war wüſt, ſchauerlich und öde, und wo ſich das Land öffnete, hatte ſich eine ſumpfige Steppe gelagert, von Schilf und Binſen umſtarrt, in denen ſich das Brüllen der Rohrdommeln mit dem Kreiſchen der Kibitze und wilden Enten miſchte, die ſchwerfällig über dem Pfuhle ſchwebten. Etwas luſtiger war es bey Nacht. Denn wenn im Sommer die Sonne hinter den Bergen war, erhoben die Fröſche Chorweis ihren Geſang, und überall hüpften leichte Flämmchen auf, die zu dem Froſch-Concerte zu tanzen ſchienen, ſich bald vereinigten, bald wieder trennten, und bisweilen in Eine große helle Flamme zuſammenbrannten. In der ganzen Gegend hielt man das für einen Geſpenſter-Sabbath, und Niemanden war wohl dabey zu Muthe.

So wüſt und häßlich nun das Alles war, ſo hätte es doch mit einiger Mühe recht hübſch und romantiſch gemacht werden können; wie es denn allerdings unter den vorigen Beſitzern ganz anders ausgeſehn hatte. Auch war wirklich bey dem alten Rittmeiſter oft die Rede von Veränderungen und neuen Schöpfungen. Aber es blieb auch beym Reden. Ein Jahr verging nach dem andern, und da die Unordnung immer mehr über

Hand nahm, und die Umschaffung immer schwieriger wurde, beredete er sich am Ende, es könnte nicht anders seyn, lebte in dem Gleis der alten Gewohnheit fort, und wurde endlich eines Morgens auf seinem zerrissenen Sopha tod gefunden.

Die nächste Verwande und einzige Erbin des Rittmeisters war eine junge Wittbe, eine Frau von heitern Sinn, die bisher in einer wenig erfreulichen Ehe mit dem Neffen des Verstorbenen, und in sehr beschränkten Umständen gelebt hatte. Die Nachricht von der Erbschaft kam ihr also nicht unerwünscht, und um den Tod des Erblassers hatte sie desto weniger Ursache sich zu betrüben, da sie ihn nie gesehn, und nie ein Zeichen des Wohlwollens von ihm erhalten hatte. Wenige Tage nach dem Empfange der Nachricht setzte sie sich mit einem Kammermädchen in den Wagen, und eilte dem Schlosse Zernow zu, von dem sie nichts wußte, als daß es ein alter und einträglicher Besitz ihrer Familie war. Seinen jetzigen Zustand ahnete sie nicht. Vielmehr setzte sich ihre Phantasie aus dem, was sie in Romanen und Rittergeschichten von alten Burgen gelesen hatte, das Bild einer Alhambra zusammen, voll alter fürstlicher Pracht, seltsamen, aber reichen Hausgeräthes, großen Rittersälen und herrlichen stillen

Kapellen. Sie ſpielte unterwegs mit dieſen Bildern, und es kam ihr ergötzlich vor, mit ihrem modiſchen Aufzuge, ihrem Stickrahmen und ihrem Forte-Piano in den hohen Pracht-Sälen zu wirthſchaften, in denen einſt, wie die Sage ging, der gewaltige Ritter Detlev von Iernow den Raugrafen Bobo, von dem er beym Armbruſtſchießen überwunden worden, beym geräuſchvollen Mahle im Trinken aus dem Schwenkkeſſel beſiegt hatte.

Die Reiſe ging nun ganz glücklich von ſtatten bis in die Nähe des Schloſſes. Als aber ſchon die Zinnen der alten Mauern und die halbverfallene Warte über die Bäume hervorſchaute, und der künftigen Beſitzerin das Herz vor Ungeduld pochte, wurden die Wege ſo ſchlecht, daß auch dem Muthigſten bange werden konnte. Es konnte zweifelhaft ſeyn, ob die ungeheuern Löcher, die den Weg überall unterbrachen, oder die großen Steine, die zur Ausbeſſerung des Weges in die Löcher geworfen worden, gefährlicher waren; genug, der Wagen wurde, wie ein Schiff auf den Wellen, hin und her geworfen, und jeder Schritt drohte Lebensgefahr. Endlich war denn doch auch der unermeßliche Schmutz überwunden, und man kam mit zerſchellten Rädern an das Schloßthor,

deſſen Pfeiler ſich nur mit Mühe aufrecht erhielten, um an ihren verroſteten Angeln zwey Thorflügel zu halten, an denen der Zahn der Zeit oben und unten genagt, und mehr als ein Bret ausgeriſſen hatte. Auf dem Hofe, wo eine Schweinemutter mit einem großen Gefolge von Ferkeln bis über den Bauch im Graſe ging, wurde Frau von Ternow von dem Verwalter — dem vormaligen Diener des Rittmeiſters — und ſeiner Familie empfangen, die aus der Haushälterin und zwey Söhnen beſtand. Die beyden Alten waren die Freundlichkeit ſelbſt, und die Kratzfüße des Verwalters und die Knixe ſeiner Frau wollten kein Ende nehmen. Die Söhne aber zogen verdrüßliche Geſichter, ſahen mit untergeſchlagenen Armen den zerſchellten Wagen an, und konnten nur durch die wiederholten Mahnungen des Vaters bewogen werden, faul und ſchläfrig genug, beym Abpacken des Koffers die Hand zu bieten.

War nun die Annäherung und der erſte Eintritt in den neuen Beſitz keineswegs als lachend, ſo war das Innere des Schloſſes noch weniger mit den Bildern zu vereinigen, welche die Einbildungskraft der jungen Wittwe unterwegs geſchaffen hatte. Sie durchlief an dem Arme ihres Röschens die langen ſtaubigen Gänge, und ließ

die keuchende Haushälterin hinter ſich, die ſie mit unendlichen Entſchuldigungen über den traurigen Zuſtand des Schloſſes langweilte, und Alles auf den Eigenſinn des ſeligen Herrn ſchob. Es war freylich arg. Durch die mit hundertjährigem Schmutze überzogenen Fenſterſcheiben fanden die Sonnenſtrahlen den Weg nicht mehr; dagegen ging Sturm und Regen ungehindert durch die Löcher darinn, und tobte in dem Innern faſt nicht weniger frey als Auſſerhalb. Am ärgſten war es auf dem langen Corridor, der die Kapelle des Schloſſes mit der verfallenen Warte verband. Hier hingen die lebensgroßen Bilder der alten Herrn von Ternow der Reihe nach in ritterlichem Schmuck, mit großen Doggen zur Seite; aber in welchem Zuſtande! Bey den meiſten hatte ſich die Leinwand von dem Rahmen losgegeben, und hing bis auf den Boden herab; andere waren jämmerlich zerſchlitzt; Alle aber mit Schmutz überdeckt. Denn hinter ihnen und über ihnen niſteten an den Rahmen umher Schaaren von Vögeln, die durch die zerlöcherten Fenſter freyen Durchgang hatten, und jetzt nicht wenig verwundert waren, als ein menſchlicher Fußtritt ihre alte Freyſtatt zu betreten wagte. Mit zornigem Ungeſtüm fuhren ſie von ihren Neſtern in die Höh, und regten ſolche Gewölke von Staub

auf, daß Frau von Ternow für gut fand umzuwenden, ohne den großen Detlev von Ternow unter ihren Ahnen aufzusuchen, und das furchtsame Kammermädchen versicherte, daß sie noch nie einen Begriff von einem bezauberten Schlosse gehabt habe, als jetzt.

Nach dieser vorläufigen Untersuchung des Innern kam es auch an die Umgebungen des Schlosses. Es war überall dasselbe; überall das Bild der Unordnung, der Vernachlässigung und der widrigsten Trägheit. Wir werden Arbeit bekommen, sagte Frau von Ternow zu der Haushälterin, die sich immer an ihrer Seite hielt, und sie mit süßlicher Freundlichkeit umschmeichelte, wir werden Arbeit bekommen, um diese Wildniß umzuschaffen. — Sie erklärte hierauf, daß sie ihren Aufenthalt hier zu nehmen entschlossen sey, und das Gut selbst bewirthschaften wolle; denn auf dem Lande erzogen, hatte sie die Liebe zum Landleben erhalten, und befand sich im Besitze der Kenntnisse, die zur Verwaltung einer weitläuftigen Oeconomie erfordert werden. Zugleich gab sie dem Verwalter Befehl, Arbeiter zu dingen, und so schnell als möglich mit der Reinigung des Schlosses, des Hofes und der Gärten anzufangen. Wäre dieses geschehn, so sollte das Baufällige

ausgebeſſert, das Mangelnde herbeygeſchafft, und ſo immer weiter raſchen Schrittes in der Wiederherſtellung der verfallen Wirthſchaft vorgeſchritten werden.

Dieſe Befehle wurden mit ſcheinbarer Unterwürfigkeit angehört, und ihre pünktliche Erfüllung mit lächelnder Miene verſprochen.

Gegen Abend, als ſich Frau von Ternow von ihrem Mädchen auskleiden ließ, ſagte dieſes: Ich ſollte es Ihnen freylich nicht wiederſagen; aber wie kann ich es auf dem Herzen behalten? Auch iſt es ja im ganzen Orte bekannt, daß der ſelige Herr Rittmeiſter umgeht. Ueberall ſieht man um Mitternacht ſchwarze Hunde mit feurigen Augen umherlaufen und heulen — es mögen wohl die Doggen ſeyn, die auf den häßlichen Bildern abgemalt ſind — und auch den ſeligen Herrn ſelbſt hat man geſehn, bald oben auf der Warte, wie einen geharniſchten Mann, bald im Leichentuche am Fenſter. Seine Geſtalt und Gebehrde ſoll fürchterlich ſeyn. Das komme daher, ſagen ſie, weil er der letzte von dem Mannsſtamme der Ternows geweſen iſt; und, weil er keine Sorge getragen hat, ſein Erbſchloß, das ſeit Jahrhunderten den Ternows gehört, wieder Einem ſeines Nahmens zu hinterlaſſen, ſo hat er im Grabe keine Ruhe.

Und wo haſt du alle dieſe ſchönen Geſchichten her? fragte Frau von Ternow. Wir ſind kaum einen halben Tag hier, und ſchon biſt Du in die Geheimniſſe des Schloſſes eingeweiht. — O es ſind keine Geheimniſſe, gnädige Frau, antwortete Röschen; Jedermann weiß es, und die Haushälterin ſagt, die Furcht ſey ſo groß in der ganzen Gegend, daß man Mühe haben werde, Arbeiter zu finden, die ſich mit der bedenklichen Säuberung dieſer Geiſterherberge befaſſen würden. Es iſt auch wahrhaftig kein Wunder, fuhr ſie fort. Man mag nun von Geſpenſtern halten, was man will, ſo iſt ja das wüſte Schloß allein ſchon im Stande Einem Grauſen zu verurſachen, wenn es auch ganz ſtill darinn iſt. Ich ängſtige mich ſchon jetzt, daß mir die geharniſchten Männer auf dem langen Gange im Traume vorkommen; denn ich meine immer, ſie müßten herunterſteigen, und mit ihren großen Stöcken — (ſie meinte die Lanzen) in das Geſchmeiß ſchlagen, das ſo wild um uns her burrte. In der verfallenen Warte aber, ſagt die Verwalterin, ſind tiefe, tiefe Gefängniſſe, in denen viele hundert Menſchen umgekommen ſind, und es hängen noch die alten Ketten an der Wand, und an Eine davon iſt ſogar ein menſchliches Scelett angeſchmiedet. —

Ach, Mutter, ſagte Marianne, das iſt fürchterlich! Da müßten Einem doch gewiß die Haare zu Berge ſteigen, wenn man ſo etwas ſähe.

Das Sehen, antwortete die Mutter, iſt wohl das Wenigſte. Die Furcht iſt im Kopf, nicht in den Augen. Denn man fürchtet ſich nicht vor dem, was man ſieht oder hört, ſondern vor dem, was man zu dem Geſehenen oder Gehörten denkt; und bey dem Aergſten, was man ſehen kann, kann man ſich doch noch etwas weit Aergeres denken.

Uebrigens, fuhr die Pfarrin fort, dachte das gute Röschen wie Du. Alle ſchauerlichen Geſchichten von Geſpenſtern und bezauberten Schlöſſern, die ſie in ihrem Leben gehört oder geleſen hatte, ſpukten jetzt in ihrem Kopfe, und ſo wie die Nacht dunkler wurde, wurde ſie immer ſtiller und ſtiller. Nur ſelten wagte ſie es, ſcheue Blicke in die dunkeln Ecken des großen, wüſten Gemachs zu werfen, und dieſe wurden immer von neuem und mit immer ſteigender Angſt von dem düſtern Alcoven angezogen, der die gewöhnliche Schlafſtätte des verſtorbenen Rittmeiſters geweſen war, und in wenigen Stunden — ſie konnte es nicht ohne innern Schauder denken — ſie und ihre Gebieterin aufnehmen ſollte. Es verminderte ihre Angſt auch nicht, daß die Nacht ſo ſtürmiſch war, und der Wind immer

heftiger gegen die ſchlechtverwahrten Fenſter anprallte; oder daß der alte Wetterhahn auf ſeinem roſtigen Sitze, vielleicht auch hier und da eine lebendige Eule, zwiſchen die einzelnen Windſtöße kreiſchte. Unterdeſſen ſaß Frau von Ternow ganz ruhig mit einem Buche in der Hand, und erwartete den Schlaf. Jetzt ſchlug die eilfte Stunde auf dem Kirchthurm des Dorfes. Der Wind ſchien heftiger zu brauſen, der Regen praſſelte in Strömen auf das Dach, und ein dumpfes Rollen, wie von einem fernen Gewitter, begleitete das nähere Getös. — Haben Sie nichts gehört? rief Röschen und ſchlug die Hände zuſammen. Hören Sie! ſchon wieder. — Es ſcheint ein fernes Gewitter zu ſeyn, antwortete Frau von Ternow; etwas früh im Jahr, aber doch nicht unerhört. Damit dir die Furcht vergeht, ſo nimm das Buch und lies mir vor. Meine Augen ſind angegriffen.

Röschen nahm das Buch und las; aber ſie hatte kaum einige Zeilen geleſen, als ſie von neuem aufſchrie; denn das Rollen wurde heftiger, und man konnte wohl bemerken, daß es nicht von Auſſen kam. Vor dem Fenſter aber ließ ſich bald näher bald ferner ein ſchrillendes Kreiſchen vernehmen, welches von Zeit zu Zeit von einem dumpfen Bellen unterbrochen wurde. Auch Frau von

Ternew wurde jetzt aufmerksam; aber nachdem sie den Riegel vor die Thür geschoben, und die schutternden Fenster verwahrt hatte, setzte sie sich wieder, und befahl Röschen weiter zu lesen. — Nichts ist täuschender, sagte sie, als das Gehör in der Nacht. Alles klingt da lauter, fürchterlicher, zumal wenn man den Kopf voll von Gespenstern hat. — Das Mädchen las mit bebender Stimme. Der Lerm rastete ein wenig, aber nur, um am Ende der Mitternachtsstunde mit verdoppelten Ungestüm zu rasen. Auf und ab ging das Donnern; große Massen schienen sich fortzuwälzen, niederzustürzen, gegen einander zu schlagen. Am wüthendsten tobte es, als die Thurm Glocke Zwölf anschlug; und dann hörte es plötzlich auf. — Röschen hatte das Buch schon längst hingelegt. Mit verhülltem Gesichte, mit zitternden Händen und Füssen saß sie da; und als es Zwölfe ausgeschlagen hatte, und Alles still war, beschwor sie, mit dem kalten Angstschweiße auf der bleichen Stirn, ihre Herrin, das schreckliche Haus mit Tages Anbruch zu verlassen, und sich nicht noch Einmal dieser entsetzlichen Gefahr blos zu stellen.

Frau von Ternew hatte indeß ihre Fassung nicht verlohren —

Wie iſt das nur möglich? ſagte Marianne. In einem ſolchen Hauſe? In dem Wohnzimmer eines Verſtorbenen, und bey einem ſolchen Tumulte, von dem man ja gar nicht wiſſen kann, was daraus wird? —

Frau von Ternow, fuhr die Mutter fort, mochte wohl überlegt haben, daß aller Geiſterſpuk nicht im Stande iſt, einem rechtſchaffnen Manne ein Haar zu krümmen; daß man mit der Furcht keine Maus, geſchweige einen Geiſt beſiegt — oder was ſie ſonſt denken mochte — ich weiß es jetzt nicht; genug, ſie blieb gelaſſen, wie ſie immer war, legte ſich zu Bett, und ſchlief bald darauf ein. Ihrem Mädchen wurde es nicht ſo wohl. Alles Zureden ihrer Herrin konnte das arme Ding nicht hindern, bey dem kleinſten Geräuſch, bey dem geringſten Windzug zuſammenzufahren, den Kopf unter die Decke zu ſtecken und ſich mit den fürchterlichſten Bildern bis zum hellen Morgen zu martern.

Die übrige Nacht verfloß indeß recht ruhig, und die Sonne ging am Morgen heiter auf. Ziemlich früh erſchien die Haushälterin, freundlich wie immer, aber doch mit einem etwas verſtörten Geſicht. Es ſchien ihr Etwas auf dem Herzen zu liegen, was ſie ſagen und auch nicht ſagen wollte,

und nach mancherley Einleitungen, Ausrufungen und abgeriſſenen Redensarten brach ſie endlich los, und erzählte, daß ſie noch nie in ihrem Leben eine ſo fürchterliche Nacht geſehen habe. Ich bin alt und habe wohl viel erlebt, ſagte ſie; es iſt auch nichts Seltenes hier Dinge zu ſehn, die man anderwärts nicht erfährt — das weiß ja Jedermann — aber das ſind wir gewohnt und achten's nicht groß. Aber ein Rumor, wie in dieſer Nacht war, ein Gekreiſch, als wenn alle die Unglücklichen, die jemals in dem alten Burgverlies erwürgt und abgeſchlachtet worden ſind, durch einander ſchrien und Rache forderten; das Stunden lange Donnern und Rollen in dem Thurm, und dazwiſchen das Bellen der Höllenhunde — ſo etwas haben hier die älteſten Leute nicht gehört.

Es war wohl natürlich, daß dem armen furchtſamen Röschen bey dieſer Erzählung die Haare von neuem zu Berge ſtanden. Sie ſah ihre Gebieterin mit forſchenden Blicken an, und hoffte in ihren Augen den Entſchluß zu leſen, das verwünſchte Schloß augenblicklich zu überlaſſen. Dieſe hörte freylich auch aufmerkſam zu, und fragte nach dem, was man ſchon ſonſt von dergleichen bemerkt habe, ſchloß aber, als ſie der fürchterlichen Erzählungen müde war, mit Wiederholung des Befehls,

Arbeiter zu ſchaffen, um unverzüglich die Reinigung des Schloſſes anzufangen. Ich übergehe hier die Geſpräche, die den Tag über zwiſchen Frau von Ternow und Röschen vorfielen; auch die mancherley Nachrichten, die Röschen wieder in der Stube des Verwalters einſammelte und ihrer Herrſchaft getreu wiederholte; auch die immer ſteigende Angſt des armen Mädchens, wie es immer dunkler und dunkler wurde — genug, es wurde wieder Nacht, und wenn die vorige unruhig geweſen war, ſo war dieſe ſchrecklich. Das Bellen, die kreiſchenden Stimmen, das Donnern und Rollen — Alles das fand ſich wieder ein; außerdem fuhren heftige Blitze hin und her und erleuchteten das verfallne Gemäuer des Hofraums; und doch war der Himmel heiter, und kein Wölkchen daran zu ſehn. Man hörte harte Fußtritte, ohne daß ein Menſch zu ſehn war, und fürchterlicher als Alles, ein Klirren und Raſſeln von Ketten, und dazwiſchen ein Geräuſch, wie von dem ſchlürfenden Gange eines gefeſſelten Menſchen. Von Röschens Angſt brauche ich nicht zu ſprechen; ſie wagte nicht die kleinſte Bewegung auf ihrem Stuhl; aber auch Frau von Ternow ſchien weniger gefaßt, als in der vorigen Nacht. Wenigſtens ging ſie im Zimmer auf und ab, ſah durch das Fenſter, prüfte das Schloß an

der Thür, und schien in tiefen Gedanken zu seyn. Der Spuk stieg mit jeder Minute; immer häufiger und heller wurden die Blitze, immer wilder das Poltern, immer gräßlicher das Ketten-Geklirr; und als der erste Schlag der Mitternachtsstunde ertönte, fiel ein Schuß, wie aus einem großen Geschütz, so daß Frau von Ternow vom Stuhl in die Höh fuhr und Röschen ohnmächtig zu Boden fiel. —

Das arme Mädchen hatte einige Zeit nöthig, eh' es mit Hülfe seiner Herrin wieder zu sich kam; aber seine Furcht zu mindern, das vermochten alle Vorstellungen nicht. Du siehst doch, sagte Frau von Ternow unter andern, daß diese Geister wenigstens an Ordnung gewöhnt sind, was man in einem solchen Wohnsitze der wüstesten Unordnung schätzen muß. Ihre Anstrengungen sind nicht gering, und so mögen sie am Ende auch der Ruhe bedürfen, wie wir. Laß uns diesen Waffenstillstand benutzen und zu Bett gehn. Es ist ja Alles so still. Morgen mögen wir dann — Du weißt, daß beßerer Rath über Nacht kömmt — die Sache weiter überlegen und unsre Maasregeln nehmen.

Ich weiß nicht, ob diese Reden das arme Kind sehr beruhigten; aber so viel ist gewiß, daß Frau von Ternow selbst in dieser Nacht nicht viel schlief. Wie groß aber war Röschens Freude, als

ſie beym Aufſtehn Befehl gab, einzupacken, den Wagen aus dem Schoppen zu ziehn, und bey dem Poſthalter Pferde zu beſtellen. Dieſe Befehle wurden auf das ſchnellſte erfüllt. Nach Verlauf von einigen Stunden ſaß Frau von Ternow im Wagen, und fuhr, nicht nach ihrer vorigen Heimath, ſondern nach der entgegengeſetzten Seite hin, nach dem Landſitze eines Verwanden, der hier in der Zwiſchenzeit des Krieges mit noch einigen andern Officiers der Ruhe genoß. Ueber das Ziel ihrer Reiſe, oder ihre Rückkehr äußerte ſie nichts. Auch über ſonſt nichts ließ ſie Befehl zurück.

Sie hatte ſich alſo doch gefürchtet? fragte Marianne.

Wohl möglich, antwortete die Mutter, auch der Beherzteſte verliehrt bisweilen den Muth; doch will ich nicht dafür ſtehn, daß es wirklich ihre Abſicht geweſen ſey, den Geſpenſtern das Feld zu räumen. — Wenigſtens iſt ſo viel gewiß, daß ſie, nach Verlauf von wenigen Tagen, mit Zurücklaſſung ihres furchtſamen Kammermädchens, ganz allein gegen Abend in das verwünſchte Schloß zurückkam.

Ganz allein! rief Aurora. — Sie hat ſich alſo doch nicht gefürchtet, ſagte Eduard. — Aber

welche Verwegenheit! Ganz allein! wiederholte Marianne.

Wenigstens war niemand bey ihr, fuhr die Mutter fort, als ſie auf dem Schloßhofe ausſtieg. Die Familie des Verwalters ſchien nicht wenig über dieſe Rückkehr verwundert, und die alte Haushälterin hatte kaum ihrer gnädigen Frau aus dem Wagen geholfen, als ſie von den Ereigniſſen der vorigen Tage berichtete. Von unſern Männern, ſagte ſie, wagt ſich keiner mehr in der Dunkelheit heraus; denn ſchon hat es nach den Knechten mit Steinen geworfen, und ſie zu Boden geriſſen, und an allen Fenſtern ſtehen weiße Geſichter, wie mit Spinnewehen überzogen, und machen drohende Mienen. — Fürchten Sie ſich denn gar nicht, gnädige Frau? ſetzte ſie nach einer kurzen Pauſe hinzu. Dann haben ſie mehr Muth als ein Mann.

Was kann ich thun? antwortete Frau von Iernow. Mein Fürchten oder Nicht-Fürchten kann in der Sache nichts ändern. Ich muß ſuchen mich an den Spuck zu gewöhnen. Vielleicht, daß es die Geiſter müde werden. Es iſt freylich ſchrecklich genug; und ich würde mich zu Tode fürchten, wenn ich allein hier zubringen müßte. Aber Sie, meine gute Verwalterin, kann

bey mir bleiben. Sie iſt die Sache ſchon mehr gewohnt, und kann die Stelle meines Mädchens vertreten, das ich krank habe zurücklaſſen müſſen. Wahrſcheinlich eine Folge des Schreckens.

Die Haushälterin machte Einwendungen und ſchützte ihre eigne Furchtſamkeit vor. Es half aber nichts. Sie mußte ſich gefallen laſſen, ihrer Herrſchaft Geſellſchaft zu leiſten.

Auch jetzt fing nun, wie jedesmal vorher, mit dem Schlag Eilf der Lerm im Schloſſe an. Die Haushälterin zitterte, und murmelte allerhand Reimgebetchen und Stoßſeufzer vor ſich her; Frau von Ternow aber ging auf und ab. Mit Einemmale wendete ſie ſich mit dem Ausdrucke des Entſetzens vom Fenſter ab; denn eine weiße Geſtalt erhob ſich davor, und ſank wieder zurück, und dann eine zweyte und dritte eben ſo. Dreymal ſtiegen die furchtbaren Geſtalten auf und nieder, beugten ſich, ſchrumpften zuſammen, ſchwollen wieder auf, und ſchwenkten ſich um und durch einander. Mit offnem Munde ſtarrte die Alte dieſe Erſcheinungen an, verhüllte ſich das Geſicht, ſah wieder hin, und vermochte kaum ſich auf ihrem Sitze zu halten, während im Innern des Schloſſes das Poltern und Raſſeln ununterbrochen fortging. Aber wie groß war erſt ihr Schrecken, als

zwey dieſer Geiſtergeſtalten mitten im Zimmer ſtanden — die dritte hielt am Fenſter auf dem Hofe Wache und nickte fürchterlich — und Einer von ihnen mit tiefer Grabesſtimme die Alte anredete: „Haſt du nicht während deines ganzen Lebens ſchon genug geſündigt, daß du nun auch noch am Rande des Grabes die Todten in ihrer Ruhe ſtörſt, und mit den Geiſtern Scherz treibſt? Du haſt nun, was du verdienſt. Die Todten, die in dieſen Mauern ohne Buße dahin geſtorben ſind, haben ſich aus den Gräbern erhoben, um Dich mit ſich in die dunkle Gruft, die ſie umſchließt, hinabzuſchleppen.“ — Während der Eine ſo ſprach, ſtreckte der Andere eine entfleiſchte Todtenhand nach ihr aus, und enthüllte ein Geſicht, das ſtatt der Augen nur Hölen, ſtatt des Mundes nur Zähne zeigte. — Die Alte fiel zu Boden, ſchrie um Erbarmen und bekannte ihre Schuld. — „Wer ſind, ſagte die vorige Stimme, wer ſind die Geiſter, die jetzt in dieſen Räumen mit Ketten klirren und mit Kugeln rollen? Wir kennen ſie nicht. Sage die Wahrheit, oder du biſt des Todes in dieſem Augenblick.“ — Ach, ſchrie die Alte, und rang die Hände immer auf den Knien liegend: es ſind keine Geiſter. Wer iſt es denn? fragte die Stimme noch fürchterlicher als vorher. Ach es ſind meine Söhne,

wimmerte die Alte, die nur ſo ihren Scherz trei-
ben. — Solche Scherze, antwortete die Stimme,
werden von den Todten nicht vergeben. Du erwarte
dein Schickſal hier; die Böſewichter, die dir dienen,
werden auch ihrer Strafe nicht entgehn. Schon
ſchwebt die Hand des Todes über ihnen. —

Indem der Geiſt ſo ſprach, fing die Thurm
Uhr an Zwölf zu ſchlagen, und das Getümmel
im Schloſſe endigte, wie gewöhnlich, mit einem
furchtbaren Schlag. Sogleich huſchten die Geiſter
zur Thür hinaus, und wenige Augenblicke darauf
erſcholl von Auſſen, in der Nähe der Hausthüre,
ein jämmerliches Angſtgeſchrey. — Erbarm es
Gott, ſchrie die Haushälterin, die umſonſt ver-
ſuchte vom Boden aufzuſtehn; ſie erwürgen meine
Söhne, rief ſie; ach, es iſt Gottes Strafe für
den ſchweren Frevel! — und ſo jammerte die Alte,
und wand und krümmte ſich auf der Erde. Unter-
deſſen hatten die fremden Geiſter die einheimiſchen,
eben beym Entwiſchen aus der Hausthür, von
beyden Seiten überfallen, die Beſtürzten nieder-
geworfen und mit Stricken gebunden. So gebun-
den wurden ſie in das Zimmer der Frau von Ternow
gebracht. Beym Hereintreten aber und auf der
Schwelle des Zimmers wandelten ſich die Todten-
köpfe in blühende Männergeſichter mit ſchwarzen

Balkenbärten um, die weiſſen Leichentücher ſanken zu Boden, und von dem Geiſterſpuk war nichts mehr wahrzunehmen als die Kugeln und Ketten, die ſie ihren Gefangenen abgenommen hatten. Dieſe wurden am folgenden Morgen dem Amte übergeben. Der Verwalter und die Haushälterin nebſt der ganzen Familie, die unter dem vorigen Beſitzer den Herrn geſpielt hatte, und nichts mehr fürchtete, als die kräftigen Veränderungen, welche die neue Beſitzerin ankündigte, wurden unverzüglich fortgeſchickt; das Schloß gereinigt, und die Ordnung in der Wirthſchaft hergeſtellt. Zur Belohnung für den muthigen Kampf gab Frau von Ternow ihre Hand dem Officier, welcher der Alten das Gewiſſen mit ſo gutem Erfolge geſchärft hatte, und die Geiſter hatten eine ſolche Achtung vor ihm bekommen, daß nie wieder, weder im Schloſſe, noch in der übrigen Gegend, das Mindeſte von einem Spuke gehört wurde.

Und Röschen? fragte Marianne. — Röschen wurde tüchtig ausgelacht, antwortete die Mutter, und lachte nun ſelbſt über ihre eitle Angſt. Ueberhaupt diente dieſes Ereigniß dazu, viele Menſchen jener Gegend, denen ſonſt bey dem Anblicke des wüſten Schloſſes gegraut hatte, von der Geſpenſterfurcht zu heilen. Daß der Muth der Wittbe

und die Entſchloſſenheit, mit der ihre Beyſtände dem Feinde zu Leibe gegangen waren, ſehr bewundert wurde, verſteht ſich wohl von ſelbſt. — Die Mädchen fanden das ſehr billig; aber Eduard machte nicht viel daraus. Ueberhaupt aber war die Geſchichte nicht recht nach ſeinem Sinne. Er hätte gern etwas Wunderbares, durch und durch Schauerliches und Unerklärliches gehabt. „So eine Geſchichte, ſagte er, wie uns die Mutter ſo eben erzählt hat, iſt ſchon ganz lehrreich — man freut ſich auch wohl über die Entdeckung und Beſtrafung des Betruges — aber eine eigentliche Geſpenſtergeſchichte iſt es doch nicht.“ — Die Mädchen waren auch ſeiner Meinung.

Die Mutter wußte das wohl, aber ſie hatte nicht Luſt gehabt, die Einbildungskraft der Kinder durch leere und luſtige Fratzen zu erhitzen, und eine Furcht zu nähren, die ſo nur allzutief im Herzen ſitzt. Sie ſagte ihnen das ganz offenherzig und der Grosvater kam ihr zu Hülfe. Was würdet Ihr wohl, ſagte er, wenn Ihr ſo eben recht voll von Geſpenſterglauben und von unerklärlichen Geſchichten geängſtigt zu Bette gegangen wäret, was würdet Ihr wohl thun, wenn in der Nacht ein Bekannter, den Ihr hättet begraben

ſehn, an Euer Kammerfenſter pochte und um Einlaß bäte? —

Ach Gott, ſagten die Mädchen, und fuhren zuſammen, was könnte man da thun? — Ich würde bis über die Ohren unter die Decke fahren. Ich würde um Hülfe rufen. — Ich würde auf Leibeskräften beten. —

Und doch wär es vernünftig aufzumachen. —

Aufzumachen? — einem Todten aufzumachen! Du ſcherzeſt, lieber Grosvater, ſagte Mathilde; wie kann denn ein Begrabener wieder kommen, an ein Haus anpochen? —

Aber wenn es doch geſchähe, antwortete der Grosvater, und am folgenden Morgen, wenn Ihr Eure thörigte Furcht ausgeſchlafen hättet — Doch hört, was ich Euch erzählen will.

In Cöln am Rhein war eines Tages eine reiche Frau geſtorben. Ihr Mann hatte ſie auf das zärtlichſte geliebt, und um ihr das auch noch im Tode zu beweiſen, ließ er ihr goldne Ketten umhängen und koſtbare Ringe an die Finger ſtecken, und ſie in dieſem Schmucke öffentlich ausſtellen.

Die ganze Stadt lief zu, um die geputzte Leiche zu ſehn. Da bekam einer der Zuſchauer Luſt zu der reichen Mitgabe, und als die Frau begraben war, ging er mit einem Brecheiſen, einer kleinen Leiter und einer Blendlaterne auf den Kirchhof, öffnete das gemauerte Grab, in dem ſie beygeſetzt war, und ſtieg auf ſeiner Leiter hinab. Den Sargdeckel ſchob er mit leichter Mühe zur Seite, und er hatte der Leiche ſchon einige Ringe vom Finger gezogen, als ſich dieſe im Sarge aufrichtete, und mit einem tiefen Seufzer die Augen öffnete. Wer davon lief, war der Dieb. Die todte Frau aber ſtieg aus dem Sarge heraus, die Leiter hinauf, und ſtracks ihrem Hauſe zu, das gar nicht weit von dem Kirchhofe lag. Hier lag Alles in tiefem Schlaf. Sie klopft an der Thüre an, zwey, dreymal. Niemand hört. Als ſie endlich zum vierten- und fünften-mal anſchlägt, ermuntert ſich eine alte Magd, öffnet das Fenſter und ruft: Wer da ſo ſpät in der Nacht? — Da ruft eine ſchwache Weiberſtimme herauf: Um Gotteswillen, macht mir auf; ich bin es; mich friert. — Die Magd erkannte die Stimme ihrer verſtorbenen Frau, und ſah beym Sternenſchein die weiße Geſtalt im Leichentuch. Da ſie nun keinen Augenblick zweifelte, daß dieſes der Geiſt

der ſeligen Frau ſey, warf ſie von Schrecken erſtarrt das Fenſter zu, und eilte die Treppe hinauf nach der Kammer einer andern Magd, um zu ihr in das Bett zu kriechen. Zum Glück weckte ihr Poltern auf der Treppe den Herrn des Hauſes. Dieſer ſprang auf aus ſeinem Bett, fragte nach der Urſach des Lerms, und brachte endlich von der armen Tröpfin heraus, daß ſeine ſelige Frau an der Thür ſtehe und Einlaß verlange. Der Mann glaubte nun entweder nicht an Geſpenſter, oder meinte doch, daß ſo gute und fromme Leute, wie ſeine Frau bey ihrem Leben geweſen, nicht andere nach ihrem Tode ängſtigen würden, und ſagte zu der Magd, er wolle ihr eben ſo gern glauben, daß ſein Pferd durch das Bodenfenſter auf die Straße ſchaue, als daß ſeine gute Frau umgehe und an der Thür warte. — Unterdeſſen fing das Pochen von neuem an. Der Mann ergriff alſo ein Licht, und ging unverzagt nach der Thür, während ſich die Magd zitternd im Hintergrunde hielt. Da er nun die Hausthür öffnete, und eine blaſſe Geſtalt im langen Leichentuche davor ſtand, mit goldnen Ketten geſchmückt, gerade wie er ſeine Frau in den Sarg gelegt hatte, fuhr er doch einen Schritt zurück, faßte ſich aber ſchnell wieder und ſagte: Biſt du es, Liebe, oder iſt es dein Geiſt? — Ich

bin es ſelbſt, antwortete die Frau. Gott weiß, was mit mir vorgegangen iſt; aber ich ſterbe hier faſt vor Furcht und Kälte. Gott Lob, daß ich wieder bey dir bin. — Nun konnte der Mann nicht mehr zweifeln, daß ſie ſeine wirkliche Frau ſey, und berührte ihre Hand, und da dieſe wie eine menſchliche Hand anzufühlen war, fiel er ihr um den Hals, und freute ſich inniglich, und rief alle ſeine Hausgenoſſen, das Wunder zu ſehn, daß an ihm geſchehen war, und es war ein allgemeines Verwundern und Freuen. Und da die Geſchichte am folgenden Morgen in Cöln ruchtbar wurde, lief Alles herbey, die lebendig gewordene Frau wieder zu ſehn, wie ſie vorher nach der Todten gelaufen waren. Ob der Dieb auch darunter geweſen, weiß ich nicht; aber wahrſcheinlich iſt es nicht. Der Mann ließ nun zum Andenken an die Begebenheit und an das, was er zu der Magd geſagt hatte, einen Pferdekopf von einem Steinmetzen machen, und ihn in ſein Dachfenſter ſetzen, als ob er auf die Straße ſchaute; und dieſen hab' ich dort geſehn, und er wird wohl auch jetzt noch dort ſeyn. —

Wäre nun der Mann auch ſo geſinnt geweſen, meine herzhaften Enkelinnen, ſo hätte er ſeine

arme ſchwache Frau, die er ſo herzlich liebte, auf der Straße erfrieren laſſen, und hätte ſich, wäre das Unglück geſchehn, wohl nie wieder in ſeinem Leben zufrieden gegeben.

Das iſt ſchon wahr, ſagte Marianne; aber wer ſollte in aller Welt glauben — —?

Man ſoll Alles eher glauben, fiel der Großvater ein, als daß die Bewohner einer andern Welt, lebend und nicht lebend, körperlich und unkörperlich zugleich, über ihrem Grabe auf der Erde umhergaukeln, um die Lebenden ohne allen Grund in Schrecken zu ſetzen. Dieſer einfältige Glaube iſt ſchon an vielem Unglücke Schuld geworden, und hat Manchem, der zu früh begraben war, das Leben gekoſtet. Er iſt aber — ich ſage Euch dieß zum Troſte und damit Ihr Euch Eurer Furcht nicht allzuſehr ſchämt — vielleicht ſo alt als die Welt, und ſo tief mit der menſchlichen Natur verwachſen, wie der Leib mit der Seele.

Sechs und dreyßigſter Abend.

Am folgenden Abend trug Mathilde noch eine Geſchichte nach, die ſie vormals bey ihrer Tante hatte erzählen hören, und die ihren Geſchwiſtern, und auch der Mutter noch unbekannt war.

In Halle, ſagte ſie, wo eine berühmte Univerſität iſt, war ein armer Soldat gehenkt worden, ich weiß nicht mehr warum, aber ich glaube, weil er davon gelaufen war, und ſich wieder hatte fangen laſſen. Er war alſo gehenkt worden, und da ſie ihn wieder abgenommen hatten, wurde er zu einem Profeſſor gebracht, der die Leichen zerſchneidet. —

Ach, rief Aurora, werden denn dort die todten Leute in Stücken zerſchnitten? Das iſt ja abſcheulich. Und warum thun ſie denn das? —

Um den Bau des menſchlichen Körpers zu lehren, antwortete der Pfarrer, und dadurch den Krankheiten beſſer auf die Spur zu kommen. So nützen die Todten noch den Lebendigen, ohne daß es ihnen etwas ſchadet. Auch geſchieht es meiſt nur an Verbrechern. Nun alſo weiter, Mathilde. Der Leichnam wird zu dem Profeſſor der Anatomie gebracht —

Und bey dieſem, fuhr Mathilde fort, in einem Zimmer auf den Tiſch gelegt. Es war Nacht. Der Profeſſor ſtudirte in einer andern Stube.

Nah dabey? fragte Marianne.

Ich denke ja, fuhr Mathilde fort; er mochte das wohl gewohnt ſeyn, und ſich vor Todten nicht fürchten. Genug, er ſaß ganz ruhig bey ſeinem Buche und ſtudirte. Auf einmal klirrt etwas in dem andern Zimmer; dann raſchelt es; dann fällt etwas auf die Erde. — Was gibt es denn da? denkt der tapfre Profeſſor. Sind denn Mäuſe in meiner Stube? Ich habe doch ſonſt nichts davon gemerkt. — Und dabey nimmt er ſein Licht und geht in die andre Stube. Da ſtößt er nun zuerſt mit dem Fuße an ein Meſſer,

das auf dem Tiſche gelegen hatte, dann noch an ein anderes Werkzeug — auf dem Tiſche aber lag nichts mehr, am wenigſten ein Leichnam. Denn der hatte ſich in die Ecke gekauert.

Der todte Mann? rief Marianne.

Ja, aber er war nicht mehr tod; ſondern, weil er nicht ordentlich gehenkt worden war, war er wieder lebendig geworden.

Ach, der arme Mann, ſagte Aurora. Wenn der nun wieder nach Hauſe gekommen iſt, da wird auch die Verwunderung nicht gering geweſen ſeyn.

Das ging nicht ſo leicht, fuhr Mathilde fort. Denn erſtlich hatte der arme Menſch gar keine Kleider an; zweytens hätten ſie ihn wohl wieder feſt genommen, und weil er ſich unterſtanden hatte wieder lebendig zu werden, zum zweytenmale gehenkt, und da hätten ſie ſich vielleicht beſſer vorgeſehn. Wie nun der Profeſſor den armen nackten Menſchen in der Ecke kauern ſieht, und ſich ſehr darüber verwundert, fällt ihm dieſer zu Füſſen, und bittet ihn um Gottes willen, Mitleiden mit ihm zu haben. Er ſey wie aus einem

tiefen Schlaf erwacht, oder von einem argen Rauſch, und da hab' er ſich eben erſt beſonnen, daß er gehenkt geweſen. Es ſey gar zu ſchrecklich! — Da hatte nun der Profeſſor, der ein eben ſo guter als herzhafter Mann war —

Das iſt meiſt beyſammen, murmelte Eduard.

Der Profeſſor hatte alſo Mitleiden mit ihm, und ſann, wie er ihn wohl retten könnte. Das war aber keine leichte Sache, und auch gefährlich für ihn, weil dort jeder auf die Feſtung kam, der einem Soldaten durchhalf. — Der Profeſſor dachte aber: Soll ich Schuld ſeyn, daß der arme Kerl noch Einmal gehenkt wird? Es iſt an Einemmale genug. Beſſer iſt's, ich wage es darauf. Gott wird helfen. Und nun ſuchte er aus ſeinem Schranke die nöthigen Kleidungsſtücke zuſammen, und als ſich der Soldat angezogen hatte, gab er ihm eine Laterne in die Hand, nahm ſelbſt Hut und Stock, und ging — der Laternenträger voran — friſch nach dem Thore zu. Da ſchlug nun dem armen Soldaten das Herz ſo gewaltig, daß er kein Wort ſprechen konnte; denn aus der Feſtung durfte eigentlich Niemand bey Nacht, und wenn ihn die Schildwache für einen Selda-

ten erkannt hätte, hätte ſie es bey Lebensſtrafe nicht verhehlen dürfen — und überdieß ſtand der Galgen, an dem er demſelben Morgen gehangen hatte, ganz nah an dem Thore. So wenig nun der Soldat Muth hatte, ſo herzhaft war der Profeſſor. Er rief mit lauter Stimme der Schildwache ſeinen Nahmen zu, und bat ſie, ſeinem Diener hier aufzumachen; er müſſe zu einer kranken Frauzin der Vorſtadt und es ſey Noth vorhanden. Nun war der Profeſſor einer der beliebteſten Aerzte in der Stadt, und da ihn Jedermann kannte, wurde ihm das Thor ohne Schwierigkeit geöffnet. Endlich lagen die Wälle hinter ihm. Der vorgebliche Diener konnte nun wieder Athem ſchöpfen, dankte dem menſchenfreundlichen Arzte tauſendmal, der ihm noch ein Stück Geld und guten Rath auf den Weg gab, und lief nun der Grenze zu, wo er in Sicherheit kam.

Mathilde ſchwieg hier. Iſt deine Geſchichte zu Ende? fragte der Vater.

Ich denke, antwortete Mathilde. Ich weiß nichts weiter davon.

Nun ſo höre, fuhr der Vater fort, wie es damit weiter gegangen. Ich habe dieſen guten

und menſchenfreundlichen Arzt ſelbſt gekannt, und den ganzen Verlauf aus ſeinem eigenen Munde gehört.

Der Profeſſor kehrte nach dieſem nächtlichen Abentheuer durch ein anderes Thor nach Hauſe zurück, und ſchlief aus, und Jahre vergingen, und er dachte kaum mehr an den Vorfall. Da machte er eine Reiſe nach Holland. Als er nun Eines Tages in Amſterdam auf der Straße geht, bemerkt er, daß ein wohlgekleideter Mann ihn ſcharf in die Augen faßt, einigemal an ihm vorübergeht, ihm dann in einer kleinen Entfernung folgt, und endlich mit ihm in denſelben Gaſthof tritt. Der Profeſſor geht in ſein Zimmer, der Fremde in die Wirthsſtube. Aber nach wenigen Augenblicken läßt Jemand den Profeſſor um eine Audienz bitten. Jetzt tritt nun derſelbe Fremde herein, der ihm auf der Straße nachgegangen war. „Ich habe ſo eben gehört, hub er mit ſichtbarer Bewegung an, daß ich mich nicht geirrt habe, daß Sie der Mann ſind, dem ich die größten Verpflichtungen habe; und ich habe dem Verlangen nicht widerſtehen können, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen, auf die Sie ein ſo großes Recht haben.“ Hier ſchwieg er, und ſchien zu erwarten, daß ihn

der Profeſſor wieder erkenne. Dieſer glaubte, es ſey irgend Einer, dem er einmal in einer Krankheit geholfen, und den er unter ſo vielen vergeſſen habe, entſchuldigte ſich alſo, und bat, ihm zu ſagen, bey welcher Gelegenheit er denn das Vergnügen gehabt habe, ihm einen Dienſt zu leiſten? Sie haben mir das Leben gerettet, erwiederte der Fremde, und wiſſen es nicht. — Dann ergriff er ſeine Hand, und ſagte mit Thränen im Aug: Erinnern Sie ſich nicht mehr eines Unglücklichen, der in Ihrem Hauſe wieder zum Leben erwachte, den Sie kleideten, und, mit eigner Gefahr, dem Tode entriſſen, der von neuem über ſeinem Haupte ſchwebte? Dieſer Unglückliche bin ich. Ihre Wohlthat hat Früchte getragen. Ich bin ein freyer und glücklicher Mann, und in dieſem Augenblicke iſt der Wunſch erhört, den ich lange lange in meinem Herzen gehegt habe, der Wunſch, meinen größten Wohlthäter noch Einmal zu ſehn, ihm zu danken, und ihn zum Zeugen meines Glückes zu machen.

Ihr mögt nun wohl glauben, daß der Profeſſor jetzt nicht viel weniger erſtaunt war, als damals, wo er den lebendigen Leichnam bey ſich in der Ecke ſitzen ſah. Bald aber machte ſein Er-

ſtaunen der Freude Raum, und er hörte mit großer Theilnahme, wie der arme Soldat, als er über der Grenze in Sicherheit geweſen, mit Hülfe eines Verwanden, der ein Kleinhändler war, allmählig nach Holland gekommen, und wie ihn das Glück in ſeinen Unternehmungen begünſtigt habe, ſo daß er ſchon ſeit geraumer Zeit auf eigne Hand Geſchäfte treibe. Seine Erzählung ſchloß Jener mit der Bitte, daß ihn der Profeſſor in ſein Haus begleiten, und ſich die Familie des Geretteten vorſtellen laſſen möchte. Hierzu bedurfte es nicht vieler Ueberredung. Er fand hier eine liebenswürdige, freundliche Frau, von der er als ein alter Bekannter ihres Mannes empfangen wurde, einige geſunde und lebensfrohe Kinder, und in der ganzen Einrichtung des Hauſes Zeichen der Bequemlichkeit und des Wohlſtandes. Da er ſein Wohlgefallen hierüber bezeigte, drangen Mann und Frau mit ſo herzlichen Bitten in ihn, die Wohnung im Gaſthofe mit ihrem Hauſe zu vertauſchen, daß er ihnen keinen langen Widerſtand entgegenſetzte. Er wohnte einige Tage bey ihnen, und er hat oft verſichert, daß er dieſe Tage zu den angenehmſten ſeiner Reiſe rechne. —

O ſchön, ſagte Mathilde; dieſer Anhang gibt der ganzen Geſchichte erſt ihren rechten Werth.

Ich hatte immer eine geheime Sorge um den Soldaten, er möchte wieder gefangen worden seyn.

Oder, fiel Eduard ein, er hätte auch wirklich ein Schelm seyn können, dem es heilsamer gewesen wäre, gleich bey der ersten Operation zu bleiben.

Oder, setzte Marianne hinzu, er hätte aus Noth vielleicht betteln oder wohl gar stehlen müssen, und wäre dann in's Zuchthaus gekommen.

Nun sind wir aller Sorgen los, sagte Mathilde. Aber sonderbar ist es immer, bey einem Gehenkten zu wohnen, und es sich wohl bey ihm seyn zu lassen! —

Druckfehler.

S. 49 Z. 10 lies: wenn es ihn statt: ihm.
— 49 — 16 — es ihn st. ihm.
— 51 — 16 — Nathes st. Nathes.
— 52 — 21 — genießt st. genüßt.
— 53 — 4 — nach habert ein ?.
— 63 — 11 — nach wünschen ein ?.
— 64 — 5 — milden st. milde.
— 72 — 10 — heilen st. eilen.
— 88 — 19 — Reiter st. Reuter.
— 124 — 3 — ganz st. gang.
— 136 — 19 — der Alte st. der alte.
— 136 — 24 — nach dem st. nachdem.
— 142 — 20 — gemahlt st. gemacht.
— 144 — 10 — seinem st. seinen.
— 148 — 2 — Numero st. Nummero.
— 231 — 4 von unten lies: Ist nicht st. Sind nicht.
— 232 — 13 lies: Gewissenszwange statt: Gewissenzwange.
— 274 — 11 — zurücklief st. zurückblieb.
— 286 — 8 — Blinden st. blinden.
— 300 — 11 — Ptolemäische st. Ptolomäische.
— 302 — 15 — wissenschaftlicher st. wissentschaftlicher.
— 304 — 9 — Ptolemäischen statt: Ptolomäischen.
— 304 — 12 — Maschine st. Maschione.
— 335 — 6 von unten lies: keineswegs lachend st. keineswegs als lachend.
— 338 — 3 lies: verfallenen st. verfallen.
— 344 — 5 von unten lies: zu verlassen statt: zu überlassen.
— 357 — 10 lies: das st. daß.
— 357 letzte Zeile lies: wie meine.
— 365 Z. 8 von unten lies: in meinem st. weinem.